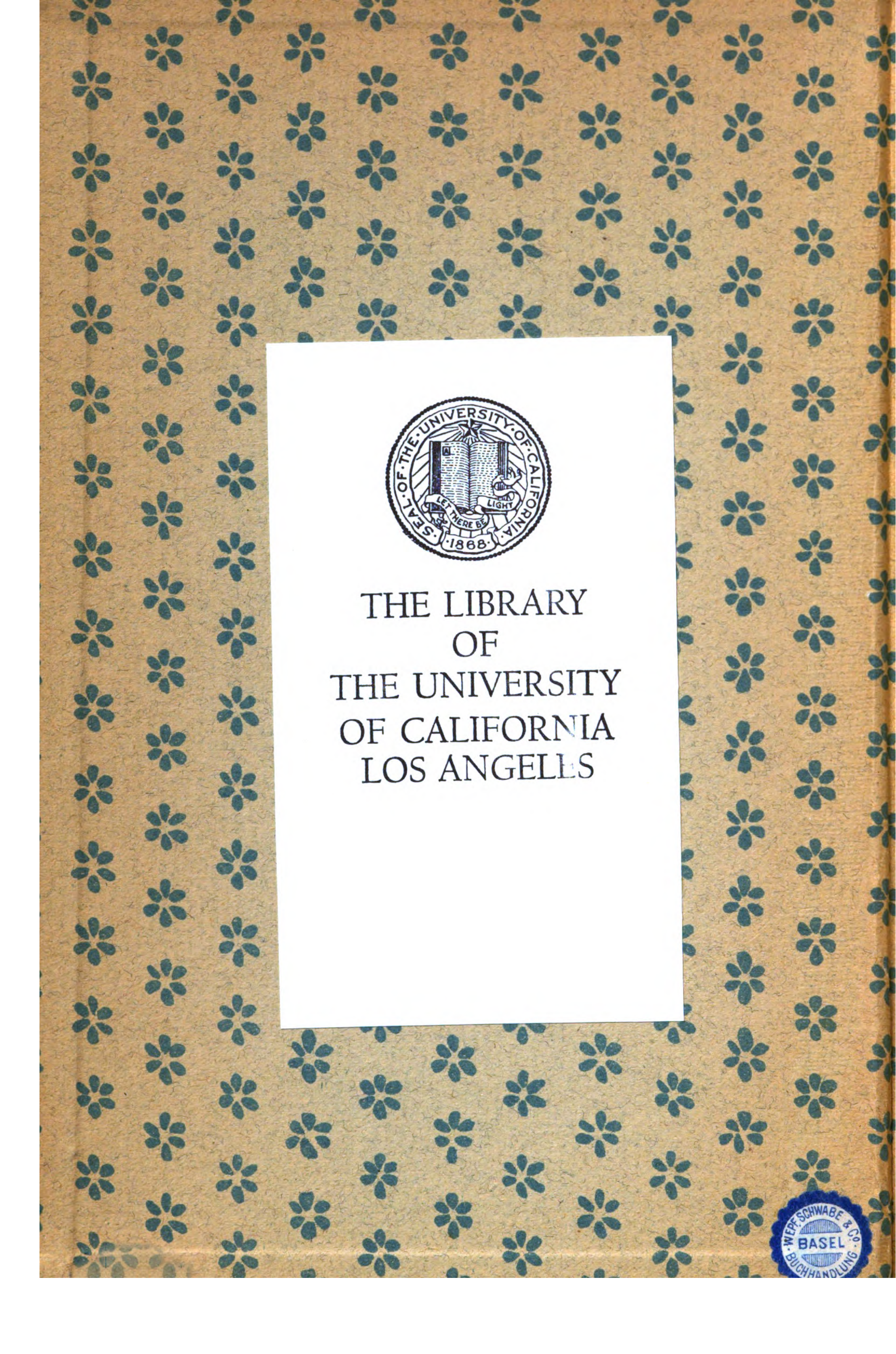
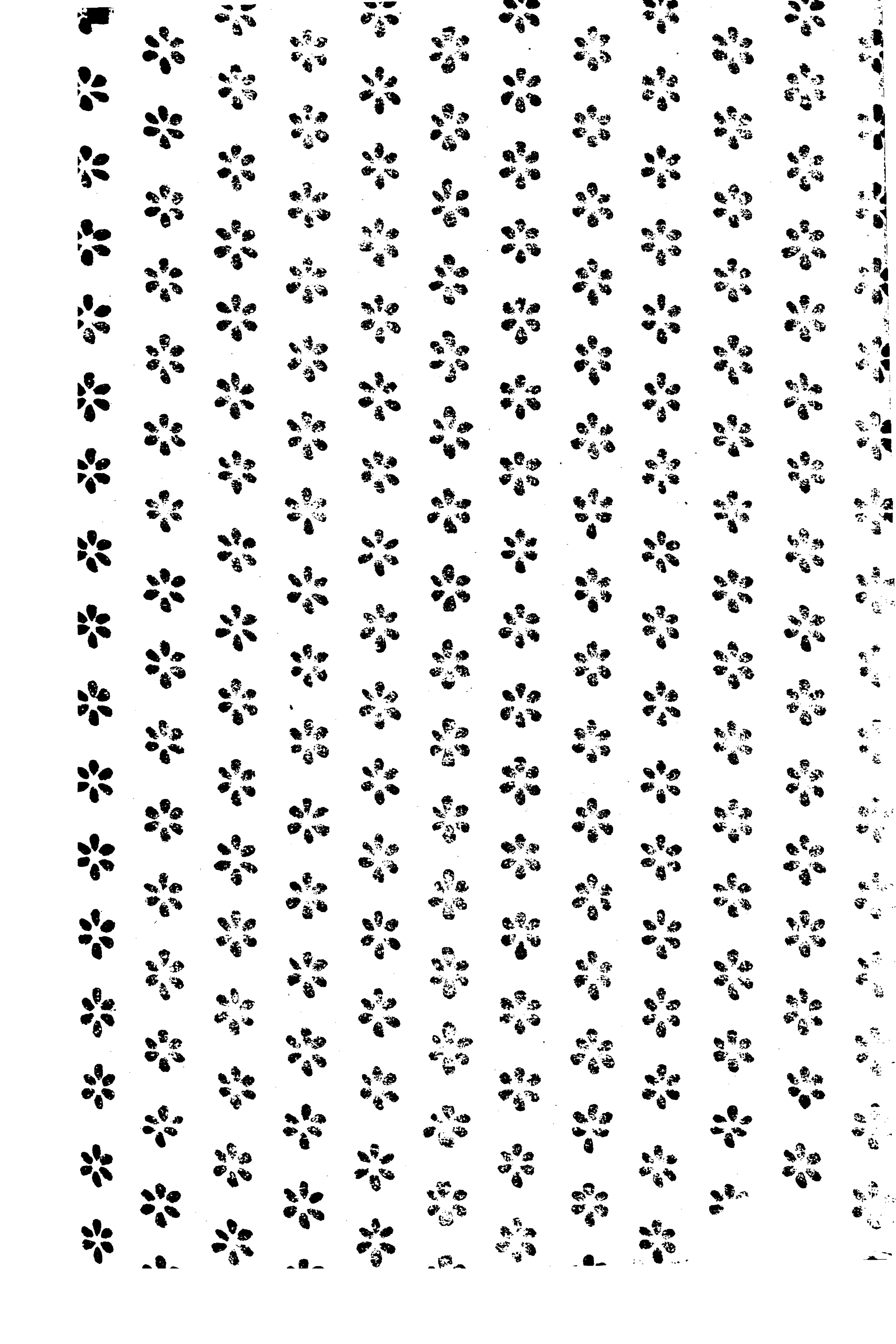
Basler Jahrbuch

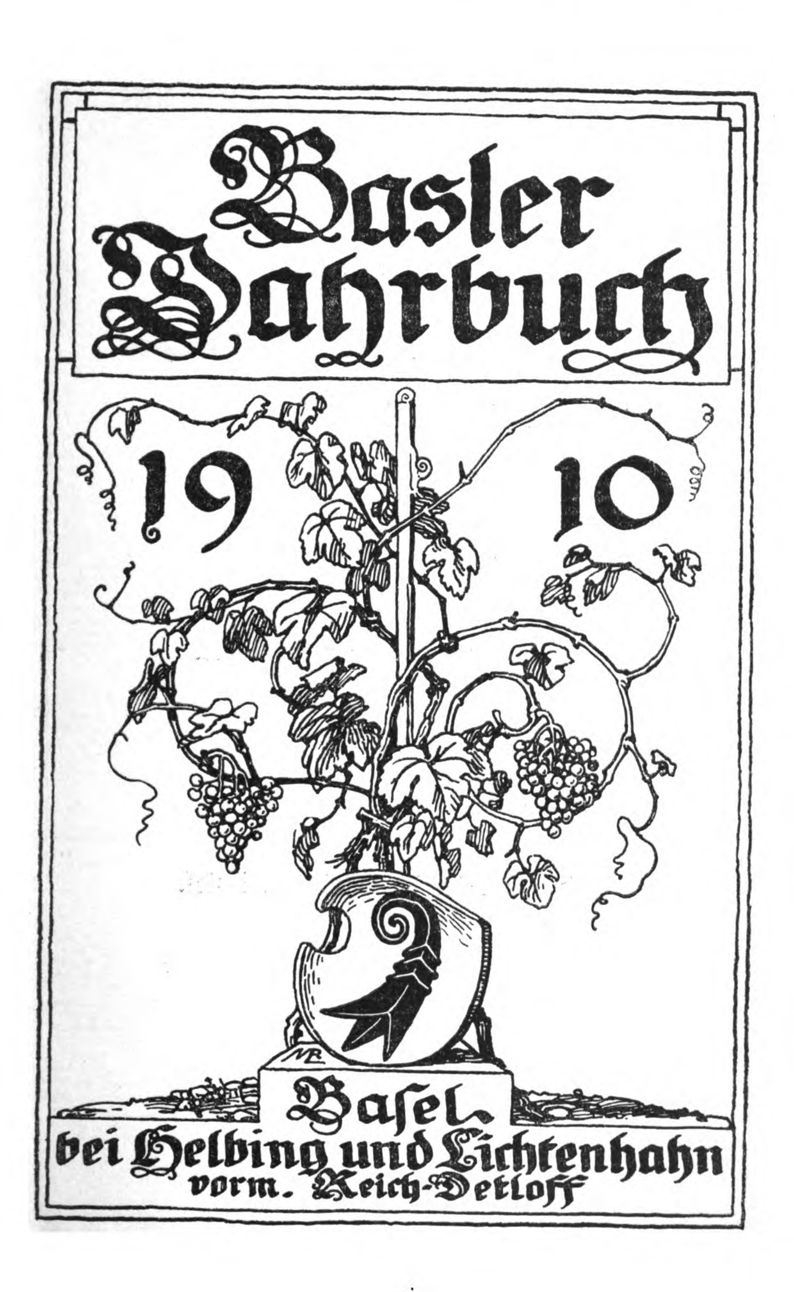



SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868
BASEL
WEPF SCHWABE & Co.
BUCHHANDLUNG





Th. Zaeslein


Basler Jahrbuch
1910
Basel
bei Helbing und Lichtenhahn
vorm. Reich-Detloff

Herausgegeben von

Albert Burckhardt-Finsler, Albert Geßler

und August Huber.

Buchschmuck von Maria La Roche.

Druck von Friedrich Reinhardt, Basel.



Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Nachf. v. H. Besson, Basel.



Physikus Dr. Theophil Lotz.

Von Rudolf Oeri-Sarasin.

Theophil Lotz-Landerer wurde am 28. Oktober 1842 in Rümlingen als der zweite Sohn des dortigen Pfarrers Christoph Lotz und der A. Margrethe Le Grand geboren.

In den ersten Jahren zu Hause von seinem Vater unterrichtet, der schon mit Freude die mathematische Begabung des Sohnes erkannt hatte, kam der Knabe nach kurzem Aufenthalt in der Vaterstadt nach Stuttgart ins Gymnasium und im 16. Jahre in das Pädagogium zu Basel. 1861 bezog er die Universität als Studiosus medicinae. In den Jahren 1864 und 1865 studierte er ein Semester in Würzburg und zwei Semester in Göttingen, hier besonders angezogen durch den internen Kliniker K. E. Hasse. Herbst 1865 kehrte er nach Basel zurück und machte hier am 21. März 1867 mit Auszeichnung das kantonale Staats- und das Doktorexamen. Schon vor dem Propädeutikum hatte er unter Anregung des von ihm hochverehrten Ludwig Rütimeyer seine Forschergabe durch Lösung einer vergleichend-anatomischen Preisaufgabe dokumentiert. Auch seine Doktordissertation, über die Lymphgefäße des Darms, bewegte sich auf dem Gebiet der mikroskopischen Anatomie, der Disziplin, die damals an unserer Universität in vorzüglichster Weise von Wilhelm His d. Ä. gelehrt wurde.

1867—1869 war Lotz $2^1/_2$ Jahre Assistenzarzt im Basler Bürgerspital unter Carl Liebermeister, dem er zeitlebens dankbare Verehrung bewahrte. Den Winter 1869/70 verbrachte er in Berlin und das Sommersemester 1870 in Wien. Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges veranlaßte ihn, mit einer Anzahl anderer Basler am 17. August nach Karlsruhe zu ziehen, wo Prof. Aug. Socin die Leitung des Bahnhoflazaretts mit Platz für 400 Verwundete übernommen hatte. Lotz blieb bis März 1871 in Karlsruhe, während der letzten Monate im Barackenlazarett unter der Leitung des später berühmt gewordenen Chirurgen Bergmann, damals Professor in Dorpat.

Der Aufenthalt in den Großstädten hatte neben der Gelegenheit zu weiterer medizinischer Ausbildung und zur Anknüpfung dauernder Freundschaften auch eine Fülle von Anregungen, besonders auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, der Musik und des Schauspiels geboten. Ein interessanterer Abschluß der Wanderjahre aber als diese chirurgische Lazarettätigkeit in jener großen Zeit, unter dem geistreichen Socin, läßt sich nicht denken. Jene sieben Monate in Karlsruhe gehörten denn auch zu seinen schönsten Lebenserinnerungen.

Gleich nach der Heimkehr, April 1871, begann Lotz seine Tätigkeit als praktischer Arzt in Basel und 1874 verheiratete er sich. November 1874 bis September 1875 war er, nach dem Tode von Professor Branner, stellvertretender Arzt am Irrenhause und hatte so noch Gelegenheit, sich mit dem wichtigen Gebiete der Geisteskrankheiten praktisch etwas vertrauter zu machen.

Im Jahre 1876 wurde Lotz provisorisch und 1877 definitiv an die neugeschaffene Stelle eines II. Physikus gewählt. Bis dahin hatte Dr. L. DeWette alle Physikatsgeschäfte besorgt, aber die starke Zunahme und der größere Wechsel der Bevölkerung infolge des erleichterten Verkehrs hatte die Arbeit rasch gesteigert, und auch die wissenschaftliche Behandlung statistischer Fragen verlangte Vermehrung der Arbeitskräfte.

Von DeWette angeregt, war 1868 die obligatorische ärztliche Bescheinigung der Todesursachen und damit zugleich die ärztliche Leichenschau eingeführt worden, um eine sichere Grundlage zur Statistik der Todesursachen zu gewinnen. 1874 folgte die Verpflichtung der Ärzte zur Anzeige der ansteckenden Krankheiten.

Ratsherr Fritz Müller, der unermüdliche Vorsteher und Reorganisator unseres Sanitätswesens, hatte diese Neuerungen in seiner gründlichen Weise durchgeführt und die genaue Bearbeitung der Statistik sowie die praktische und wissenschaftliche Verwertung der Infektionsanzeigen begonnen. Daneben bewältigte er einen guten Teil der Physikatsgeschäfte und führte den Kampf für die Kanalisation und gegen die Insalubritäten, welche damals noch viel mehr als heute, in Häusern und Höfen, überirdisch und unterirdisch, bestanden. Als er 1875, durch Kränklichkeit gezwungen, aus der Regierung austrat, verlor Basel nicht nur den berufensten Vorsteher des Sanitätswesens, sondern in der gleichen Person auch die beste Arbeitskraft für unzählige Einzelheiten, die anderswo von Angestellten erledigt werden.

Der 1876 neugeschaffenen Stelle eines II. Physikus fiel nun größtenteils die Arbeit Müllers zu: neben der Statistik die Leichenschau, da wo sie wegen besonderer Umstände nicht von den Ärzten besorgt werden konnte, die Seuchen- und überhaupt die ganze Sanitätspolizei. Lotz behielt im ganzen und großen diese Aufgaben, als er 1884 infolge des Rücktritts von Dr. DeWette an die Stelle des I. Physikus vorrückte. Der neugewählte II. Physikus übernahm das Polizeilich-Forensische und für einige Zeit das Apothekenwesen; letzteres kam später wieder an Lotz.

Niemand konnte sich besser eignen, im Geiste des originellen und tatkräftigen Müller weiterzuwirken, als Lotz mit seiner vielseitigen allgemeinen und medizinischen Bildung. Bei seiner großen Arbeitskraft und Beweglichkeit fand er sich rasch auf seinem Tätigkeitsfelde zurecht, das ihn vor eine

Menge neuer Aufgaben und Schwierigkeiten stellte. Galt es doch nicht nur, Gutachten, Reglemente und Verordnungen zu erwägen, sondern auch Entscheidungen zu treffen, die ein Eingreifen in private Verhältnisse fordern und, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen, mit Gerechtigkeit, Takt und Unbeugsamkeit durchgeführt werden müssen.

Lotz hat mit Energie seines Amtes gewaltet. Auch die Ärzte bekamen gleich seine feste Hand zu spüren. Da ihm daran lag, für die Mortalitätsstatistik genaue und für die Seuchenpolizei rasche Anzeigen zu bekommen, forderte er in seinen ersten Publikationen klare Berichterstattung besonders bei den vielen Fällen, wo mehrere Todesursachen vorhanden sind, und wo es gilt, das Wesentliche, Primäre, vom Sekundären zu trennen. Die Statistik der Todesfälle sollte ihren Zweck erfüllen können, klarzulegen, welche ursächlichen Faktoren an der Gesundheit und am Leben einer Bevölkerung nagen. Wenn Todesanzeigen einliefen, die nach dieser Richtung Lücken ließen, oder wenn Lotz inne wurde, daß ansteckende Krankheiten nicht rechtzeitig gemeldet wurden, so konnte der betreffende Arzt mit Sicherheit auf eine Reklamation rechnen. Lotz, der alle diese Dinge selber kontrollierte, hat unzählige Anfragen an die Kollegen gerichtet und erhielt dadurch ein Material, das den höchst möglichen Grad von Zuverlässigkeit erreichte.

Die jährlich erscheinenden Statistischen Mitteilungen des Kantons Basel-Stadt enthalten neben dem Bericht des Zivilstandsbeamten über Trauungen, Geburten, Todesfälle usw. den Bericht des Physikus mit einer exakten Statistik und einer Besprechung der Todesursachen nach Krankheitsgruppen, nach Geschlecht und Alter der Gestorbenen, nach dem Einfluß der Jahreszeit, der Witterung und anderer ursächlicher Momente, z. B. des Alkoholismus, auf die Sterblichkeit. Den Schluß bildet jeweilen eine Zusammenstellung der angemeldeten ansteckenden Krankheiten und eine Analyse der daherigen Krankheits- und Todesfälle. Wer sich die Mühe

nimmt, einen solchen Jahresbericht zu studieren, wird staunen über die Summe des so mühsam gesammelten Materials und nicht weniger über die klare wissenschaftliche Verarbeitung desselben. Diese Jahresberichte haben der Basler Medizinalstatistik den Ruf größter Gründlichkeit und Zuverlässigkeit eingetragen und sie überhaupt in die erste Linie unter allen ähnlichen Publikationen gestellt.

Lotz verfolgte die Statistik des Auslandes und der Schweiz und forderte von der letzteren eine ebenso exakte Arbeit, wie er sie für Basel leistete. Er hatte Anerkennung z. B. für Luzern, über dessen Sanitätsbericht er 1877 referierte, und stellte rückständigen Kantonen in der für seine Feder charakteristischen munteren Weise „fern im Süd das schöne Spanien" als Beispiel hin, mit der Bitte, „sich doch wenigstens bald zur Höhe spanischer Medizinalzivilisation aufzuschwingen". Oberflächliche Medizinalstatistik, deren Grundzahlen nicht von ärztlichen Sachverständigen stammen, erklärte er für wertlos, „da tut man besser, keine Statistik zu machen, die immer noch viel nützlicher ist als unrichtige, welche hinterher ein wissenschaftliches Begräbnis erfordert."

Die Statistik steht nicht immer im Ruf, interessant oder gar unterhaltend zu sein, sie wird aber beides, wenn zuverlässige Zahlen von einem kritischen Kopf geordnet und gedeutet werden.[1]) Lotz war ein sicherer Rechner und verfügte über die Fähigkeit, auch verwickelte Probleme zu entwirren. Über eigene Arbeit und die fremde Literatur referierte er oft in der Basler Medizinischen Gesellschaft und im Korrespondenzblatt für schweizer. Ärzte. Die Abende, an denen er über Pocken, Influenza, Diphtheritis und deren epidemiologische Verhältnisse, über Verbreitung der Tuberkulose oder über die

[1]) Bezüglich der kulturhistorischen Bedeutung der Mortalitäts- und Krankheitsstatistik sei hier auf das interessante Universitätsprogramm von 1908 von Albrecht Burckhardt: Demographie und Epidemiologie der Stadt Basel während der Jahre 1601—1900 verwiesen.

Gesamtsterblichkeit von Basel und ähnliches sprach, sind seinen Kollegen in bester Erinnerung.

Die Lektüre seiner Referate über alle möglichen literarischen Erscheinungen aus den Gebieten der Epidemiologie und der Hygieine bietet auch jetzt noch, nach zwei und drei Jahrzehnten, hohen Genuß, weil man sieht, wie scharf Lotz nachrechnete und wie wenig er sich durch Gelehrsamkeit imponieren ließ, wenn sie nicht fest gegründet war. Als z. B. 1892 bei einer unzweifelhaften Choleraepidemie in Paris, über welche keine richtige amtliche Klarstellung gegeben worden war, die Fachmänner vor lauter bakteriologischer Gelehrsamkeit in der Académie de Médecine darüber nicht einig werden konnten, ob es sich um asiatische Cholera oder um eine choleraartige Krankheit handle und nur darin übereinstimmten, daß dem Koch'schen Bazillus eine spezifische Bedeutung nicht zukomme, erschien unter dem Titel „Cholerisches" eine anonyme Korrespondenz vom Kongo, in welcher die Pariser Diskussion in die „Académie du Congo" verlegt und die zu Tage getretene „Unsicherheit, Vertuscherei und Flunkerei" in einer Persiflage hergenommen wurde, wie sie nur aus der Feder von Lotz stammen konnte. „Warum", heißt es in dem ernsteren Schlußwort, „war es nicht möglich, in Paris rasch und sicher die Wahrheit zu sagen, wie man sie in Berlin rasch und sicher sagt? Woher sollte denn amtliche Wahrheit kommen, wenn in den höchsten Fachkreisen dort ein Nebel herrscht, so dicht und trostlos, wie er sich aus der referierten Diskussion ergibt, wo zwei verschiedene verkehrte Ansichten zum Ausdruck kommen, die klare Richtigkeit aber nicht einmal e i n e n Vertreter hat."

Der letzte von Lotz geschriebene Artikel, September 1908, galt einer Typhusepidemie in Gelsenkirchen, die von Emerich und Wolter in einem größeren Werke als Beweis für die Theorie Pettenkofers von der Abhängigkeit des Typhus vom Grundwasserstand gedeutet wurde; ein Hinweis auf Basel sollte zur weiteren Stützung dieser Ansicht dienen. Es fiel Lotz leicht, den Autoren zu beweisen, daß dies für Basel nicht stimmt, daß

sie sich mit den Publikationen über die Basler Verhältnisse nicht vertraut gemacht hatten, und daß, gerade im Gegensatz zu ihren Behauptungen, die Typhusepidemie in Kleinbasel seit der Ausschaltung einer von altersher gebrauchten Wasserleitung und einiger Brunnen, die in jüngerer Zeit der Verunreinigung ausgesetzt waren, ein für alle Mal aufgehört hatte, daß also auch hier wieder in einer Infektion des Trinkwassers die Ursache des Aufflackerns der Krankheit gelegen hatte. „Die Tatsachen sind unvergänglich," schließt Lotz seine Kritik, „ihre Erklärungen, die Theorien nicht. Verschone man uns endlich einmal mit der über jeden Zweifel erhabenen Unanfechtbarkeit der lokalistischen Theorie Pettenkofers, diese Unanfechtbarkeit ist auch nicht nötig in majorem gloriam ihres Autors; die Verdienste und der Nachruhm Pettenkofers sind unabhängig von Grundwasserschwankungen."

In die zweite Hälfte der siebenziger Jahre fielen die Vorarbeiten für ein eidgenössisches Seuchengesetz. Der Schutz, den die verschiedenen kantonalen Sanitätsgesetze in ihrer ungleichartigen Anwendung zu bieten imstande waren, genügte nicht gegenüber Seuchen, die mit der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges von allen Seiten in unser Land eindringen konnten. Nach dem Entwurf sollte das eidgenössische Gesetz, dem man bei dem zu erwartenden Widerstande keine zu weite Ausdehnung geben durfte, nur auf Blattern, asiatische Cholera, Flecktyphus und Pest Bezug haben und nur in außerordentlichen Fällen und jeweilen nur durch besondere Verordnung auf Abdominaltyphus (Nervenfieber), Scharlach und Diphtheritis ausgedehnt werden. Für die Anzeigepflicht der Ärzte, für Isolierung der Kranken und Desinfektion wurden allgemein gültige Vorschriften aufgestellt und zum Kampf gegen die Blattern die Impfung und Wiederimpfung gefordert.

Nun entbrannte sofort ein heftiger Kampf, der von den Gegnern des Gesetzes vornehmlich unter dem Ruf: „Nieder mit dem Impfzwang!" geführt wurde. Auf ihre Seite stellten sich außer den prinzipiellen Impfgegnern viele, die irgend

einen staatlichen Zwang oder Eingriffe in ihre persönlichen oder Familienverhältnisse fürchteten. Auf der andern Seite stand fast die Gesamtheit der schweizerischen Ärzte; diese hatten ja Gelegenheit gehabt, sich von der Nützlichkeit der großen Entdeckung Jenners zu überzeugen und in den Kriegsjahren 1870/71 es mit eigenen Augen gesehen, wohin fehlende oder mangelhafte Impfung geführt hatte. Daß gegenüber Krankheiten wie Flecktyphus und Cholera, deren Einschleppung und mehr oder weniger rasche Begrenzung man in der Schweiz ebenfalls erlebt hatte, nur ein gemeinsames Vorgehen einigen Erfolg verspreche, und daß es bei Epidemien ohne Eingriffe in die persönliche Freiheit nicht gehen könne, war jedem klar, der Erfahrung hatte.

Merkwürdigerweise stellte sich an die Spitze der Impfgegner ein Mediziner, der Berner Professor Dr. Adolf Vogt, mit kritischen Studien, in denen auf Grund eines größeren statistischen Apparates der Nutzen der Impfung bezweifelt, ja verneint und die Abschaffung des Impfzwanges gefordert wurde. Durch ihre scheinbare Genauigkeit waren diese Berechnungen geeignet, das Vertrauen der Ärzte zur Impfung zu erschüttern.

Nicht gegen die, welche „mit dem Fanatismus der Unwissenheit" in diesem Kampfe das große Wort führten, sondern gegen diesen Streiter aus dem Gelehrtenstande nahm nun Lotz den Kampf auf. In einem Offenen Brief an Herrn Prof. A. Vogt, Juni 1877, erschienen in der Zeitschrift für schweizerische Statistik, die auch Vogts Arbeit gebracht hatte, zeigte er seinem Gegner, daß die Grundlage seiner Beweisführung wenn nicht tendenziös, so doch kritiklos herausgegriffen, daß seine mathematische Beweisführung nicht frei sei von groben Fehlern, seine logische nicht frei von ganz verkehrten Schlüssen. Alles das nicht etwa in Form von bloßen Behauptungen. Lotz korrigierte jede einzelne Rechnung und rechnete mit dem Professor wie mit einem Rekruten in Beispielen an „Holzäpfeln" oder mit einem Primarschüler

bei einem Dreisatz, um ihm zu zeigen, daß seine Statistik den Namen eines mensonge mis en chiffres verdiene. „Für welche Leser haben Sie Ihren Aufsatz geschrieben? Doch nicht für solche, die ihn gar nicht lesen! und noch weniger für solche, die ihn aufmerksam lesen! Es bleiben also diejenigen, die ihn flüchtig lesen, die den Zahlenballast der sich hinter dem lateinischen und griechischen Alphabet verbirgt, ruhig liegen lassen und nur die pikante Sauce genießen und im Vertrauen auf Ihren geachteten Namen das Heft mit dem Eindruck zuklappen: Mit der Impfung muß es doch faul stehen; denn Zahlen beweisen, und da Herr Professor Vogt, der Lehrer der Hygieine und Medizinalstatistik, auf Grund seiner Berechnungen findet, ihr Nutzen schrumpfe bei genauer Untersuchung auf immer kleinere Dimensionen zusammen, so wird es wohl so sein.

So vernichtend diese Kritik war, so wenig schien sie den Gegner zu kümmern, und es bedurfte einer zweiten Lektion: Etwas mehr Licht über die Impffrage und deren Behandlung durch Prof. Vogt, 1877, auch hier wieder mit dem Erfolge, neue Vogt'sche Behauptungen, besonders die von Todesfällen an Blattern bei Kindern in den ersten Jahren nach erfolgreicher Impfung, in ihrer ganzen Nichtigkeit darzustellen „als Traum, als unfaßbaren Nebel, den kein kritischer Luftzug verweht."

Diesen Gegner ließ Lotz nicht mehr los, und sobald Vogt oder einer seiner Anhänger sich rührte, wurde er „abgeführt", so in den Impfpolemischen Gängen 1880 (erster, zweiter und dritter Gang) und in der Besprechung von Vogts Buch: Der alte und der neue Impfglaube „mit seiner Mitteilung entstellter und ganz unwahrer Angaben, seiner Anstellung verkehrter Vergleiche und einer Rechnerei, deren Unabhängigkeit vom 1 × 1 und von den elementarsten Regeln der 4 Spezies"…. „Da muß ja wohl, um das Rechnen schwindelfrei zu machen, jede Zahl noch mit einem Geländer umgeben werden." Lotz ist es müde, so schüler-

hafte Arbeiten immer wieder durchzukorrigieren und gibt dem Leser den Hebel'schen Rat aus dem Beginn der Zundelheinergeschichten, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt.

Aus diesen Proben auf eine oberflächliche Kampfesart nur mit Witzen und Schlagwörtern zu schließen, wäre ganz verkehrt; jede Lotz'sche Kritik beruht auf einer oft sehr mühsamen Durcharbeitung, und es hätte seinem Wesen gänzlich widersprochen, nicht auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber Spott und Witz, mit denen sie immer reichlich gespickt ist, war bei diesem Gegner angebracht, der, ferne davon zum Schweigen gebracht zu sein, seine ebenfalls spitze Feder immer wieder in Bewegung setzte und seine Leser bat, ihm zu verzeihen, wenn er (Vogt) wie ein guter Landwirt zur Vertilgung des Unkrauts neben eifrigem Jäten die Jauche auch nicht vernachlässige. „Ob das wohl der geeignete Weg ist, um zu einem reinlichen Ergebnisse zu gelangen?" schließt Lotzens neue Entgegnung.

Andern gegenüber konnte das Urteil sehr milde sein; so versagte Lotz der Energie eines deutschen Arztes seine Anerkennung nicht, der in seinem 76. Jahre ein größeres Werk in impfgegnerischem Sinne geschrieben hatte und von einer zwar ehrerbietigen aber gründlichen Kritik (1884) nur darum nicht verschont wurde, weil Schweigen als Gutheißen gedeutet und von den Gegnern als Waffe benützt werden konnte.

Es würde zu weit führen, wollte man diese Polemik erschöpfend darstellen; sie schloß 1889 ab. In den Stuttgarter Homöopathischen Monatsblättern, zu denen er, wie es scheint, nach seiner Vernichtung in den Augen seiner schweizerischen Kollegen seine Zuflucht genommen hatte, hatte Vogt u. a. behauptet, in Baselland seien viele Kinder trotz Impfschutz an den Blattern erkrankt. „Impfschutz in Baselland!" — ruft Lotz in einer Entgegnung, betitelt: Eine falsche Vogtsrechnung, aus — „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein kleiner Schritt; in Baselland aber ist vom

Wortlaut des Sanitätsgesetzes zu dessen Durchführung ein sehr großer. Auf der Brücke, die von Baselstadt über den Dorrenbach nach Baselland führt, kann der Kurpfuscher mit Gertrud in Schillers Tell ausrufen: ‚Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei!‘ Ein Schritt führt ihn in das gelobte Land, wo er offene Beinbrüche mit Kuhmist behandeln kann und angesichts der tödlichen Blutvergiftung bei den Angehörigen noch Glauben findet mit der Behauptung, der Arm wäre geheilt, aber leider sei der Typhus dazugekommen. Der Impfzwang in Baselland steht noch unter der Höhe der Medizinalpolizei und ist tatsächlich gleich Null.... Herr Vogt schreibt freilich für homöopathische Leser und sieht wahrscheinlich den größten Erfolg von der Impfung da, wo sie am verdünntesten durchgeführt wird; .... wenn der Leser (nach Zerpflückung der betreffenden statistischen Berechnung) sieht, wie faul die besten Beweise des Herrn Vogt sind, so kann er sich dann diejenigen, welche noch schlechter sind als seine besten, denken; vielleicht findet sich auch bei den Lesern seiner Partei noch der eine oder andere, welcher nicht ganz abgestumpft ist gegen die Logik des Einmaleins.“

Lotz war der Führer der Ärzte nicht nur durch sein gründliches, stets gegenwärtiges Wissen und seine enorme Arbeitskraft, sondern wesentlich durch seine Kampfeslust, mit der er jedem Gegner die Klinge bot, besonders dem in wissenschaftlicher Rüstung einherschreitenden.

Seine Arbeit erschöpfte sich aber nicht in Einzelkämpfen. Im Jahre 1880 verfaßte er im Namen der schweizerischen Ärztekommission einen an den Bundesrat gerichteten Bericht über die Impffrage, herausgekommen in Form eines Buches: P o c k e n u n d V a c c i n a t i o n. In diesem Buche ist sozusagen alles vereinigt, was man an Tatsachen über Pocken und Impfung seit der Zeit Jenners weiß, und zwar in ebenso gründlicher als klarer Weise, so daß auch der Laie in den oft verwickelten und durch den Kampf verwirrten Fragen der Pocken- und Impfstatistik zu folgen vermag. Es war zu jener

Zeit das bedeutendste Werk auf diesem Gebiete und hat bis heute seinen Wert behalten. Wer sehen wollte, konnte hier Einsicht gewinnen, da jede einzelne Frage mit der größten Unparteilichkeit und Sachlichkeit geprüft war.

Es nützten aber keine noch so guten Gründe. Wenn auch die Räte das eidgenössische Seuchengesetz beschlossen, — in der Volksabstimmung vom 30. Juli 1882 wurde es mit dem enormen Mehr von 253 968 gegen 67 820 Stimmen verworfen. In Basel selbst hatte die Gegnerschaft so lebhaft agitiert, daß schon 1879 von März bis November der Impfzwang interimistisch aufgegeben worden war; nach der eidgenössischen Abstimmung fiel er definitiv dahin.

Impfung und Wiederimpfung nahmen daraufhin rasch ab, und Lotz konnte schon 1891 mit Berücksichtigung aller Faktoren für Basel, mit einer Bevölkerung von 75 000 Einwohnern, die Zahl der für Blattern Empfänglichen auf 25 525 berechnen, also rund $^1/_3$ der Einwohner als pockenfähig bezeichnen. Seither ist natürlich mit dem Wegsterben Geimpfter das Verhältnis noch schlimmer geworden, auch wenn die starke deutsche Einwanderung mit ihren vielen Geimpften in Rechnung gezogen wird.

Für unseren Physikus folgte aus dieser Sachlage nur die Verpflichtung, nun erst recht wachsam zu sein und jedem neu auftauchenden Blatternfall aufs gründlichste nachzugehen. Er hat 1894 seine Erfahrungen über Variola publiziert und die Epidemien von 1885 und 1892 in allen Einzelheiten geschildert. Die Seuche wurde nicht nur aus der nähern Umgebung, Binningen, Berner Jura usw. importiert, auch von ganz entfernten Orten aus, wie Brüssel, Paris, Lyon, Barcelona, Konstantinopel, Budapest, erreichte der unheimliche Gast unsere Stadt. 1892 war die Infektion in wenigstens drei Malen auf verschiedenen Wegen geschehen, und es kostete eine unendliche Mühe, allen den verschlungenen Pfaden nachzugehen, auf denen sie zum Ausbruch der Seuche in Gruppen geführt und sich als beginnende Epidemie dokumentiert hatte.

Wie exakt und wie unerbittlich verfolgte dann Lotz die Fährte, mit welcher Unermüdlichkeit ging er monatelang, meist in den Abendstunden, wenn er erwarten konnte, die Bewohner infizierter Häuser anzutreffen, in alle Enden der Stadt. Wie viel Mühe und Unverdrossenheit brauchte es, um Leuten, die bald da, bald dort arbeiteten, Schülern, welche aus infizierten Familien als gesundbleibende Zwischenträger die Ansteckung in ihre Schulen brachten, nachzugehen und Leute zu entlarven, die dem Physikus unwahre Angaben gemacht oder Kranke versteckt hatten.

Lotz suchte sein Ziel, die Verbreitung des Ansteckungsstoffes zu hemmen, auf möglichst einfache Weise und unter Vermeidung alles nicht absolut Nötigen zu erreichen. „Nicht: was kann man alles tun, sondern was muß man alles tun und was kann man unterlassen“ war seine Richtschnur. „Die Sanitätspolizei muß suchen, ihr Ziel mit möglichst geringer Belästigung des Publikums zu erreichen, selbst auf Kosten eigener Bequemlichkeit.“

Es gelang Lotz, alle Epidemien aufzuhalten, indem er in allen Fällen, einen einzigen ausgenommen, die Isolierung der Kranken im Absonderungshaus und die Desinfektion des bisherigen Krankenzimmers mit seinem ganzen Inhalt nebst den Kleidern der Pflegenden anordnete. Die gesunden Angehörigen wurden nicht desinfiziert, aber im eigenen Hause interniert, bis die Desinfektion ihrer Wohnung vorüber und ihre eigene Gesundheit vom Physikus festgestellt war. Dann wurden sie vollkommen freigelassen, aber so lange immer wieder besucht, als sie möglicherweise noch erkranken konnten. Wirtschaften und Läden im Hause eines Erkrankten wurden meist nur wenige Stunden, bis zum Abschluß der Desinfektion, geschlossen, ein einziges Mal für einige Tage. Die Vaccination und Revaccination der gefährdeten Familien- und Hausgenossen wurde nicht gefordert, aber angeboten und meist gerne angenommen.

Man sieht, daß bei diesem System, das nur selten zur

vorläufigen polizeilichen Internierung von auf Infektion verdächtigen unseßhaften Leuten, meist italienischen Arbeitern, Zuflucht nehmen mußte, aller Erfolg von der Gewissenhaftigkeit und Unermüdlichkeit des Physikus, des einzigen ärztlichen Beamten dieser Abteilung des Sanitätsdepartements, abhängt. Je größer prozentisch der Bestand Ungeimpfter innerhalb der Bevölkerung, um so größer die Gefahr des Aufflackerns einer Epidemie. In dieser Hinsicht war Lotz von einer einzig dastehenden Treue in seinem Amt, und es ahnen nur wenige, mit welcher Aufopferung er desselben waltete. Seinem wissenschaftlichen Sinn entsprach es, daß er durch genaues Notieren und Zusammenfassen seiner Beobachtungen imstande war, manche seiner Anschauungen zu ergänzen und zu korrigieren und so schließlich die oben genannte wissenschaftliche Arbeit zu liefern, die jeder kennen muß, der sich mit der Bekämpfung von Blatternepidemien abzugeben hat. Wer Lotz in seiner amtlichen Tätigkeit kennen lernen will, dem ist die Lektüre der Abhandlung (Korrespondenzblatt für schweizer. Ärzte 1894, Nr. 20 und 21) zu empfehlen; er wird dem Beamten, Autor und Menschen seine Hochachtung nicht versagen.

Im Schlußwort bezeichnet Lotz ein längeres Verweilen von Blattern an einem Orte als Reagens auf Mangelhaftigkeit der Seuchenpolizei. Es unterliegt für ihn keinem Zweifel, daß eine Sanitätspolizei, die sich gegenüber der Variola nicht als vollkommen leistungsfähig erweist, der Cholera gegenüber ganz versagen würde.

Wenn es auch bei mehreren Einbrüchen in der Tat gelungen war, die Blattern in Schranken zu halten, so schienen ihm doch bei der Zunahme der ungeimpften Bevölkerungsteile die Aussichten für die Zukunft recht düster für außerordentliche Verhältnisse, wo die Zuschleppung Infizierter häufiger, die sorgfältige, zeitraubende Kontrolle durch einen Beamten und das Nachholen einer richtigen Impfung beim Andrange vieler nicht mehr möglich ist, nämlich in Kriegszeiten. „Denn der Friede ist für die Blattern was Windstille

für eine Feuersbrunst, der Krieg ist der Föhn; ... Da in der Schweiz die Phrase und nicht das Urteil der Fachmänner bei der Impffrage maßgebend war, haben wir es glücklich dazu gebracht, daß in Bezug auf Variola unsere Wehrmänner um das Vielfache schlimmer dastehen würden als irgend eine Armee zwischen dem Ural und der Mündung des Tajo.“ Auch die Bevölkerungen nicht an dem Krieg direkt beteiligter Länder könnten plötzlich von einer Flutwelle von Variola überschwemmt werden. „Wenn dann Erkrankung und Tod, wochenlange Arbeitsunfähigkeit und dauernde Entstellung in weitem Umfange ihre Opfer fordern, wenn Krankenkassen und Armenbehörden davon betroffen sind, wenn unsere Armee aufs empfindlichste in ihrer Leistungsfähigkeit beeinträchtigt ist, — kurz, wenn die Sache zum großen öffentlichen Unglücke geworden ist, so wird sich allmählich ein Murren erheben, und aus dem Murren wird die Frage laut werden, warum es so habe kommen müssen, wer denn an diesem Jammer schuld sei. Und als schuldig wird sich melden ein alter, stets rückfälliger Übeltäter, den wir schon von Münchenstein, Duchy usw. kennen, der überhaupt immer auf der Bildfläche erscheint, wo man nicht einen übernächtigen Weichenwärter oder sonst einen gänzlich unbewußten Menschen zum Sündenbock für eine große Niederträchtigkeit stempeln kann — Niemand, der bekannte Niemand wird schuldig sein wollen. In Wirklichkeit werden es alle sein, die zur Aufhebung des Impfzwanges mitgeholfen haben. ... Es wird sich vielleicht auf die Frage nach dem Schuldigen allmählich die Einsicht Bahn brechen, daß die Mehrheit schuldig ist und daß ein Volk, das sich auch in sanitätspolizeilichen Dingen selbst die Gesetze gibt, zwar nicht immer die vermeidlichen Seuchen hat, welche es verdient, aber sicher die vermeidlichen Seuchen verdient, welche es hat.“

Es ist unnötig zu sagen, daß die gleiche Aufmerksamkeit wie den Blattern der Kontrolle aller andern Infektionskrankheiten, wie Typhus, Scharlach, Diphtheritis, Kindbettfieber, Tuberkulose usw. gewidmet wurde, und daß es dem

Physikus oblag, momentane Abwehrmaßregeln, wie Schließung und Desinfektion von Schulen, Ausschaltung infizierter Brunnen, Isolierung Kranker, Organisation des Hilfsspitals usw. zu veranlassen. Wesentlich vorbeugender Natur waren die vom Sanitätsdepartement auf seine Anregung hin erlassenen Verordnungen über den Transport infizierter Kranker durch besondere Droschken, unentgeltliche Desinfektion von Kleidern, Betten und Wohnungen, unentgeltliche bakteriologische Untersuchungen von Objekten, die von den Ärzten eingesandt wurden, und anderes mehr. Die unentgeltliche Impfung wurde regelmäßig fortgeführt. Fügen wir noch bei, daß die Hebammen durch Lotz einer strengen aber gerechten und humanen Kontrolle unterworfen waren; sie half nicht wenig mit bei der Herabdrückung der Ansteckungen durch das Kindbettfieber. Auch die Begutachtung und Kontrolle über andere Personen, die ein Spezialgebiet der Heilkunde ausüben wollten, ohne Ärzte zu sein, lag in seiner Hand.

Der Kampf mit quacksalberischen Existenzen und medizinischen Hochstaplern gab ihm in unserer Grenzstadt viel zu schaffen. Da nun einmal viele, auch sonst gebildete Leute naiv genug sind, z. B. daran zu glauben, daß alle, auch die verschiedensten Krankheiten durch ein einzelnes Allerweltsheilmittel geheilt werden könnten, finden sicher auftretende Charlatans auch in unserer aufgeklärten Zeit immer Leute genug, die mit einer wahrhaft kindlichen Leichtgläubigkeit auf jeden neuen Schwindel eingehen und voller Erbauung auf das Wunderbare und dessen sonderbare Priester blicken. In Fällen allzu krassen Betrugs oder wenn Schaden angerichtet werden konnte, schritt der Physikus ein. Die Nähe der Grenzen machte allerdings das Resultat oft illusorisch, da der Verfolgte in St. Ludwig, Binningen und Birsfelden mit Leichtigkeit von seinen Anbetern zu erreichen war. In Basel selbst scheint dem Physikus in diesem Kampfe nicht immer die nötige Unterstützung zuteil geworden zu sein; wir sahen Lotz vor einigen Jahren entrüstet und betrübt, als ein Quacksalber,

dessen Schuld bei einem verbrecherischen Eingriff mit üblen Folgen klar vorlag, durch das Appellationsgericht von der Hauptschuld freigesprochen und nur wegen unbefugten Arztnens milde bestraft worden war.

Lotz kam durch seine Wahl zum Physikus von Amts wegen als Beisitzer mit beratender Stimme in die Sanitätskommission, später wurde er von der Regierung in die Fabrikkommission und in die Kommission der Davoser Heilstätte für Lungenkranke, dann 1885 in die Primarschulinspektion, ein Jahr später in die Inspektion des Gymnasiums und 1895 in die Kuratel der Universität gewählt;[1]) in den zwei letztgenannten Stellungen blieb er bis zu seinem Tode.

Nur kurze Zeit war er in der Synode, 1874—87 Mitglied des Großen Rates. Er wurde nicht wiedergewählt, weil er keiner Parteiparole folgen und alle Entschließungen vom eigenen Urteil abhängig machen wollte. Eine so unabhängige Existenz scheint bei der politischen Aufregung der damaligen Zeit im Großen Rate nicht möglich gewesen zu sein. Doch fehlte es seinem Schaffenstriebe glücklicherweise nicht an Gelegenheit zum Wirken in besonderen Aufgaben, so unter anderem als Mitglied der Kommission zur Kindererholungsstation in Langenbruck.

Schon 1877 war er als Nachfolger von Peter Merian in den Vorstand der Akademischen Gesellschaft gewählt worden, später in die Kommission für die akademischen Vorträge. Diese Stellungen, zusammen mit der Wahl in die Kuratel, brachten Lotz in nahe Beziehungen zur Universität. Hier waren Gebiete, wo seine hohe Bildung, sein freier Geist, sein Idealismus und sein unabhängiger Charakter am besten zur Wirkung kommen konnten.

Lotz war ein guter Basler und hatte als solcher Freude nicht nur am Gedeihen unserer vielen humanitären Anstalten, sondern besonders auch am Blühen unserer Schulen, speziell

[1]) Wir entnehmen eine Reihe von Daten einem Nekrolog von Prof. Courvoisier, Korrespbl. f. schweizer. Aerzte 1908, Nr. 23.

der Hochschule. Die Universität war aus dem Unglück und der Mutlosigkeit der Dreißigerjahre durch idealgesinnte, weitblickende und entschlossene Männer gerettet worden und unter freiwilliger, opferfreudiger Teilnahme der Bürgerschaft, besonders durch die Hilfe der neugegründeten Akademischen Gesellschaft, zu neuer Blüte gelangt. Sie hatte das Glück gehabt, eine Schar erster Kräfte nach Basel zu ziehen und manche hier zu halten. Da gilt es auch für unsere Generation, mit Ausdauer weiterzuwirken und alle Mittel weise zu verwalten, um der Universität die großen Zuschüsse gewähren zu können, die sie für ihre Institute und Lehrkräfte haben muß. Anderseits bedarf es unabhängiger Männer, die, besonders bei Wahlen, nur die Sache im Auge behalten und allen Einmischungen gegenüber Rückgrat zeigen. Berufungen sind für kleinere Universitäten oft wichtiger und wohl auch verhängnisvoller als für große, weil im Etat für manches Lehrfach nur eine einzige Professur vorgesehen ist. Durch Extraordinariate wird zwar der Lehrkörper in vorzüglicher Weise ergänzt, aber die allzu häufige Schaffung derselben hat wieder ihre besonderen Schwierigkeiten und verlangt oft Zurückhaltung. Für all diese oft delikaten Entscheidungen war Lotz als Mitglied des Vorstandes der Akademischen Gesellschaft und der Kuratel am rechten Platze, einsichtig und gewissenhaft mitarbeitend. Etwaigen Angriffen gegenüber war er um den schlagenden Ausdruck nicht verlegen, besonders wenn sie von unberufener Seite kamen.

Mit seiner Liebe zur Universität hing es auch zusammen, daß Lotz das Niveau der gymnasialen Vorbildung nicht wollte herunterdrücken lassen, und daß er für eine tüchtige und zwar humanistische Vorbildung für alle Studierenden eintrat. Diejenigen Freunde des humanistischen Gymnasiums, welche durch Verzicht auf die künftigen Mediziner für ihre Anstalt freie Hand zu bekommen glaubten, warnte er eindringlich davor, bei dieser Destruktion Hand zu bieten. In dem Versuche, auf eidgenössischem Wege zunächst die Forderung der Real-

maturität für die Mediziner durchzudrücken, sah er die Ausdehnung derselben auch für andere Studiengebiete voraus, „da die Vertreter des Realismus auf Erweiterung ihres Gebietes so emsig bedacht sind wie die Engländer in Afrika, und ebenso bereit wie diese, mit der Macht der Tatsachen zu operieren.“ Wie richtig er da gesehen hat, zeigt die seitherige Entwicklung der Dinge, wo man es erlebt, daß auch Kandidaten anderer Fakultäten, die — vom allgemeinen Bildungswerte der humanistischen Schulung ganz zu schweigen — die philologische Bildung für Studium und Beruf noch viel nötiger hätten, als die Mediziner, die alten Sprachen oder wenigstens deren gründliche Kenntnis zu umschiffen wissen. Und wo man ferner sehen muß, wie mit Hilfe eidgenössischer Maturitätsreglemente für Mediziner das ganze Gymnasium mit unsinnig vielen Stunden aus Spezialgebieten, wie Chemie, belastet werden soll. Die Chemie in allen Ehren, aber für Gymnasiasten erreicht sie an Bildungswert weder die Sprachen und die Geschichte, noch die Mathematik und Physik. Es dürfte völlig genügen, im Anschluß an einen gründlichen Unterricht in der Physik, der bildendsten unter den Naturwissenschaften, die Grundbegriffe der Chemie zu lehren.

In einem Artikel: Zur Maturitätsfrage (Korrespondenzblatt f. schweizer. Ärzte 1903, Nr. 10 und 12) verlangt Lotz womöglich auch für die Mediziner das humanistische Gymnasium mit Mathematik und Naturwissenschaften in der bisherigen Ausdehnung, mit seinem Grundsatz: non multa, sed multum. Dem Einwand eines realistisch gesinnten Arztes, ‚daß es der, der 7 Jahre fast ausschließlich mit dem Studium der toten Sprachen zugebracht hat, sich stützend auf Bücherweisheit und Autorität, verlerne, sich auf Beobachtung und Experiment zu stützen, als die einzig sichere Grundlage der Naturwissenschaft‘, begegnet Lotz mit der Frage: „Wirklich? Und die Reihe der großen Forscher des 19. Jahrhunderts, welche auf allen Gebieten der Naturforschung mit Einschluß der menschlichen Anatomie, Physiologie, Pathologie bahn-

brechend gewesen sind, deren Errungenschaften den Glanz des vorigen Jahrhunderts bilden, deren Namen in der Geschichte der induktiven Wissenschaften unsterblich sein werden, — welchen Bildungsgang haben denn diese Männer durchgemacht? Ist das Brett, das die humanistische Vorbildung ihren Jüngern vor den Kopf bindet, am Ende doch nicht so dick, wie man uns will glauben machen? oder sollen wir annehmen, alle jenen großen Leistungen seien zustande gekommen trotz der humanistischen Vorbildung, und ohne den siebenjährigen Krieg mit Bücherweisheit und Autorität hätten es jene großen Forscher noch viel weiter gebracht?" . . . „Und was soll man zu dem Satze sagen, daß wir uns über Quacksalber und sogenannte Naturheilkünstler nicht durch Latein und Griechisch, sondern durch gründliche Beherrschung der Naturwissenschaften erheben? Soll darin die Andeutung liegen, die humanistisch vorgebildeten Ärzte, aus deren Reihe der Entdecker des mechanischen Wärmeäquivalents hervorgegangen ist, brächten es nicht einmal zu derjenigen gründlichen Beherrschung der Naturwissenschaften, welche sie über Quacksalber erhebt? Da fehlt wohl den Göttern nur noch die Realmaturität, um fürderhin nicht mehr vergebens mit der Dummheit zu kämpfen!" . . . „Quacksalber werden vor uns immer Qualitäten voraus haben, in denen sie hors concours sind: Unwissenheit, Schablonenhaftigkeit, Verlogenheit etc. in individuell wechselnder Dosierung. Dagegen hilft auch keine Realmaturität, sondern weit eher, wie gegen alle Misère des täglichen Lebens, ein Abglanz aus den Gefilden, welche die Sonne Homers bestrahlt." . . . „Das schöne Wort von Prof. F. Burckhardt: ‚Dann ist das Gymnasium der gemeinsame Boden, auf welchem sich in der Jugend diejenigen getroffen, gekannt und bewegt haben, welche Leiter des Volkes zu sein berufen sind, und die Einheit in der gemeinsamen Arbeit der Jugend wird übertragen auf die Praxis des Lebens', scheint nie gehört oder längst wieder vergessen zu sein."

Mit seinem Eintreten, dem übrigens die große Mehrzahl

der schweizerischen Ärzte durch eine Abstimmung eine weitere Berechtigung gegeben hatte, half Lotz mit zur Rettung wenigstens eines Teils der humanistischen Maturität der Mediziner. Er selbst mit seiner großen, allseitigen Begabung und seiner Freude an jedem wahren Wissen war ein Beweis für die Möglichkeit einer Vereinigung der verschiedensten Bildungselemente in einer Person, war er doch ebenso guter Mathematiker und naturwissenschaftlicher Beobachter als Philologe.

Die Frage, warum Lotz bei seinem wissenschaftlichen Werte und seiner auffallenden Lehrbefähigung sich nicht der akademischen Laufbahn zugewendet habe, ist schon oft gestellt worden und wird wohl von allen denen, die ihn genauer kannten, durch seine Bescheidenheit beantwortet werden müssen und durch das Bestreben, dem einmal übernommenen Amt und Beruf seine ganze Kraft zu widmen. Das Amt bot ihm ja die Befriedigung, wissenschaftlich zu arbeiten, in hohem Maße. Mehr verlangte er nicht, er war sich seiner Kraft bewußt, aber frei von aller Gelehrteneitelkeit, zufrieden ohne jeden Titel. Für junge Gelehrte, die höher strebten, ohne doch durch einen Titel eine äußere Anerkennung ihres Strebens zu erreichen, stand er durch sein ganzes Leben da als Beispiel weiser Genügsamkeit.

Seine ärztliche Tätigkeit hatte Lotz 1871 eröffnet und die Krankheiten des Kehlkopfes als Spezialgebiet erwählt, zu dem er sich in Berlin und Wien vorbereitet hatte. Aus den ersten Jahren seiner Praxis stammt eine Abhandlung über psychische Stimmbandlähmung, die ihn als gebildeten Laryngologen und fast mehr noch als feinen Menschenkenner zeigt. Spezialist im heutigen Sinne mit ausschließlicher Behandlung eines Organs oder gar nur einer Krankheitsgruppe ist er nie geworden, dafür hatte er eine zu vielseitige Ausbildung, zu viel Interesse am ganzen Menschen und zu wenig Sinn für einseitige Technik. Auch Modearzt, wie man etwa zu sagen pflegt, wurde er nie, dazu war er zu originell und zu

wenig schmiegsam. Vielen Neuerungen in der praktischen Medizin stand er zunächst beobachtend, prüfend und abwartend gegenüber, ehe er sich ihnen anschloß. Dieser Skeptizismus, ein Ausdruck seiner Wahrheitsliebe, mag ihn manchmal in den Augen des Publikums hinter Praktiker von geringerer kritischer Veranlagung gestellt haben, die sich dem Neuen leichter und mit größerer Begeisterung zuwandten. Seine Praxis bildete sich allmählich, und es brauchte einige Zeit, bis seine vortrefflichen menschlichen und wissenschaftlichen Eigenschaften die ihnen gebührende Geltung errungen hatten. Wer aber, ob Patient oder Kollege, diese einmal kennen gelernt hatte, der behielt ihm wohl sein Vertrauen auf immer. „Was war der Grund, daß so von allen Seiten die Behörden, die Ärzte von nah und fern, die Patienten, daß jedermann sich ihm mit so seltenem Vertrauen nahte? Er suchte nicht das Seine, das fühlte jeder, der mit ihm verkehrte. Äußerer Glanz, leere Phrasen waren seiner innersten Natur zuwider; dagegen war er überall bereit, mit seinem überlegenen Geiste mitzuarbeiten und mit einem warmen Herzen für seine Mitmenschen zu helfen, wo er es nötig fand. . . Mit seinen Patienten trat er meist in ein freundschaftliches Verhältnis; er war bei vielen der geschätzte und beliebte Hausarzt nach alter guter Sitte, und das darf nicht verschwiegen werden, im Hinterstübchen im dritten Stockwerk durfte ein armes altes Weiblein seiner treuen, gründlichen Pflege ebenso gewiß sein als irgend jemand aus der praxis aurea.“ Wir könnten diesen schönen Worten aus dem Nekrologe seines Freundes Prof. Hagenbach-Burckhardt nichts Besseres beifügen.

Sein wahres, lauteres Wesen war es auch, das Lotz bei seinen Kollegen zum Vertrauensmann in allen Standesangelegenheiten machte. Zu einer Zeit, wo die Eidgenossenschaft noch keinen Sanitätsreferenten und kein Gesundheitsamt hatte, war er ein lebhafter Vertreter der Zentralisation des schweizerischen Sanitätswesens, d. h. der Schaffung zentraler sachkundiger Behörden und Organe zur

Sammlung und Verwertung des sanitätspolizeilichen Materials und zur Vorberatung der vielen neuauftauchenden statistischen, seuchenpolizeilichen, allgemein hygieinischen und Versicherungs-Fragen. Seit 1887 war er Mitglied der schweizerischen Ärztekommission, seit 1902 deren Schriftführer, seit 1899 Mitglied des fünfköpfigen Ausschusses des ärztlichen Zentralvereins. Die Wahl zum Präsidenten des letzteren, die ihn an die Spitze der schweizerischen Ärzteschaft gestellt hätte, lehnte er ab, blieb aber bis zu seinem Tode Vertreter der Basler in der schweizerischen Ärztekammer. Für eine richtige Vertretung der Ärzte aller Kantone durch Schaffung dieses „ärztlichen Ständerats“ an Stelle zufälliger Versammlungsmehrheiten und einzelner dominierender Größen war er lebhaft eingetreten. Volle zwanzig Jahre besorgte er die Verwaltung der ärztlichen Hilfskasse, ein Amt, das ihm viele Arbeit ohne äußere Ehren, aber um so wärmeren Dank für die taktvolle, freundliche Behandlung der vorliegenden Notfälle einbrachte.

In Basel war Lotz während fast vier Jahrzehnten einer der fleißigsten Besucher der Medizinischen Gesellschaft und zweimal deren Präsident. Man wird noch lange an seine interessanten Vorträge, seine klaren Voten und den Eifer denken, mit dem er in Standesangelegenheiten nach innen und außen kämpfte. So trug 1883 eine von ihm im Namen der ärztlichen Mitglieder des Großen Rates verfaßte Broschüre, die *Kehrseite der obligatorischen Krankenversicherung*, wesentlich dazu bei, ein stark kommunistisch gefärbtes Gesetzesprojekt zu Fall zu bringen. Als im Jahre 1903 die Basler Ärzte ihre kollegialen Beziehungen in einer Standesordnung festsetzten, war Lotz der gegebene Mann für das Präsidium des neugeschaffenen Ehrenrates. Was er da, besonders in der ersten Zeit, wo noch keine Tradition bestand, durch seinen gerechten Sinn, seinen Takt und seine enorme Arbeitskraft geleistet hat, das können nur die beurteilen, die als seine Mitberater diese Zeit miterlebt haben.

Wie war es möglich, daß Lotz all diese Arbeit amtlicher und freiwilliger Natur in so vorzüglicher Weise erledigen konnte? Das war seiner hohen Intelligenz nur möglich im Verein mit einer beispiellosen Selbstlosigkeit und Treue, die da keine Schonung der eigenen Person kannte, wo gewirkt werden mußte. Und bei allem dem sah man Lotz nie müde oder unaufgelegt, wenn irgend etwas Neues an ihn herantrat. Er war immer der gleiche freundliche und gefällige Lotz, der zu jeder Beratung oder Assistenz ohne weiteres bereit war und jede Begegnung durch den Reiz seines schalkhaften Humors belebte. Dieser Humor verließ ihn selbst dann nicht, als er einst mitten in der Nacht durch seine Hausglocke aus dem Bett geschellt wurde und nun vernahm, daß ein benachbarter Herr sein Telephon zu benützen wünsche, um einen andern Arzt zu rufen!

Die bisherige Schilderung seines Lebens hat uns, fast über die ursprüngliche Absicht hinaus, zur Skizzierung beruflicher, amtlicher und erzieherischer Gebiete geführt. Es würden aber wesentliche Züge im Bilde fehlen, wenn wir nicht auch Lotzens Verhältnis zur Poesie, Musik und Kunst berühren wollten.

Der Unterricht im Pädagogium durch Lehrer wie Wilhelm Wackernagel und Jakob Burckhardt war bei ihm auf empfänglichen Boden gefallen und hat sein ganzes Leben hindurch den Sinn für jede Erscheinung des Schönen in Literatur und Kunst unterhalten. Er blieb bis in sein Alter Idealist und Enthusiast, das Feuer seiner Begeisterung auf den Kreis der Familie und der Freunde übertragend.

Lotz war sehr belesen und behielt durch ein starkes Gedächtnis das Erfaßte in steter Bereitschaft, so daß jedes seiner Gespräche durch geschichtliche und literarische Reminiszenzen gehaltvoll und interessant wurde. Daß er die Sprache, „das Instrument des Geistes", gewandt und schlagfertig handhabte, haben die mitgeteilten Proben aus seinen Kampfeszeiten und viele Zeitungsartikel in den verschiedensten Blättern über alle mög-

lichen Gegenstände bewiesen, von der Kritik der ersten Nietzsche-schen Schriften bis zu der der jüngsten Gemäldeausstellung. Seiner Umgebung war er nicht weniger bekannt durch seine geistreichen Verse, lateinische und deutsche. Was ihn gerade bewegte, konnte Anlaß zu solchen Poesien sein, und nicht selten flog am Morgen nach einem Gespräch den Freunden ein witziges Epigramm als letzter Trumpf ins Haus. Wir besitzen selbst eine amtliche Anfrage, die der Physikus als Zeichen der Freundschaft in ein poetisches Gewand gekleidet hatte, — gewiß eine seltene Form der Äußerung aus einem staatlichen Bureau! Aus seinen Spital-, Lazarett- und Kasernenliedern, den Nachklängen aus den Zeiten überströmender Jugendlust, machen im Freundeskreise jetzt noch manche Strophen die Runde.

Eine besondere Liebe hatte Lotz zur Musik. Begabt mit einem treuen Gedächtnis, hat er in den Konzerten der Vaterstadt, dann in Berlin, Wien und Karlsruhe einen ganz bedeutenden Schatz von Erinnerungen, besonders aus der klassischen Musik gesammelt. Er war einer von den Glücklichen, die, ohne selbst zu singen oder zu musizieren, doch die größte Genußfähigkeit behalten, vielleicht gerade deshalb, weil sie nur dankbar empfangen und nicht, durch besondere Kenntnisse veranlaßt, in musikalischem Getue und Zersprechen den Garten zertreten, in dem die Erinnerungen weiter blühen können. Lotz konnte so recht in seinen Reminiszenzen schwelgen und strahlte, wenn er Gleichgesinnte traf. Wenige Stunden nachdem der Schreiber dieser Zeilen Lotz im Lazarett zu Karlsruhe kennen gelernt hatte, kam das Gespräch auch auf Musik, und ein beiderseitiges Schwärmen für Mozart und Beethoven war die erste Anregung zu einer Freundschaft, die seit jenem Tage gedauert hat. Die Abende in der Karlsruher Oper gehören zu den schönsten Erinnerungen aus jener Zeit, die den Freunden auch sonst des Interessanten und Ergreifenden so vieles geboten hat.

Der Sinn für das Schöne zeigte sich auch auf einem andern Lieblingsgebiete, der Malerei. Früher als viele andere war

Los dazu gelangt, in Arnold Böcklin den großen Meister der Farbe und einen Künstler von eigenartiger Phantasie zu erkennen. In Wort und Schrift trat er dann auf den Kampfplatz, wenn er glaubte, daß Böcklin zu wenig anerkannt werde, oder wenn z. B. der Verkauf eines schönen Bildes aus einer Privatsammlung drohte und es sich darum handelte, den Verlust von Basel abzuwenden. Da konnte er heftig werden, fast bis zur Ungerechtigkeit.

In einem Artikel, den er einen Monat vor seinem Tode bei Anlaß der schweizerischen Kunstausstellung veröffentlichte (Nat. Ztg. 1908, 25. Sept.), kommt er bei Anlaß der Kritik einiger ihn abstoßender modernster Kunsterzeugnisse unter Aufstellung dreier nach ihrem ganzen Wesen und ihrer Bedeutung sehr verschiedener Gegenbeispiele (Böcklins Centaurenkampf, Patocchis Winterlandschaft und Fräulein Bouviers Porträt einer alten Dame) zu der Frage: „Was haben denn Bilder, die uns anziehen, gemeinsam und was haben sie voraus vor denen, die uns abstoßen?“ . . . — „Wir kommen auf zweierlei. Einmal sind sie, um das schöne Wort von Jakob Burckhardt zu gebrauchen, ‚durch eine unsterbliche Seele hindurchgegangen‘ und deshalb sprechen sie zu uns, während platte Darstellungen des Gewöhnlichen, die nur durch ein Fensterglas oder im besten Falle durch die Linse eines Photographenapparates scheinen hindurchgegangen zu sein, wofür die Ausstellung leider Beispiele genug liefert, uns kalt lassen. Ein zweites aber kommt entscheidend hinzu: es ist in der Sprache dieser *ansprechenden* Bilder kein Mißton; der Künstler ist im Ausdruck dessen, was er uns sagt, vollkommen *natürlich*. Wir zweifeln keinen Augenblick daran: *So* hat die beschneite Landschaft ausgesehen mit ihrem Licht und ihrem Schatten, so die Dame, deren Züge Glück und Leid eines langen Lebens zu freundlicher Milde abgeklärt haben, und so auch das gewaltige Ringen von Böcklins Centauren. Denn darauf beruht ja, beiläufig gesagt, Böcklins Größe, daß er mit einer gewaltigen Dichterphantasie und mit der Fähigkeit, seine Visionen in

unvergängliche Farbensymphonien auszugestalten (Gottlob! Symphonien ohne Programm), ein ernstes treues Studium der Natur verband. So ist Böcklin erfüllt von diesem Urquell alles Lebens, daß er auch den Gestalten, die nie und nimmer gelebt haben, die er geschaffen hat nach seinem inneren Bilde, natürliches Leben verleiht."

Die Entrüstung über die neueste Kunstrichtung, besonders über Hodlers in Kunstkreisen viel bewundertes, aber auch viel kritisiertes Bild „Empfindungen", die Lotz eher als „weibliche Geisteskranke im Luftbade" deuten will, kommt konzentriert zur Erscheinung in einem Gedicht mit den Schlußstrophen:

„Wohl uns, daß nicht schon beim Schöpfungsakte
Hodlers Phantasie den Ausdruck fand,
Daß in andrer Schönheit sich der nackte
Körper uns erzeigt und unser Land!

Solche Weiber und auf solcher Wiese
Hätten nie erworben Adams Gunst,
Wohl uns, daß ein Hort im Paradiese
Der Natur uns blüht vor solcher Kunst."

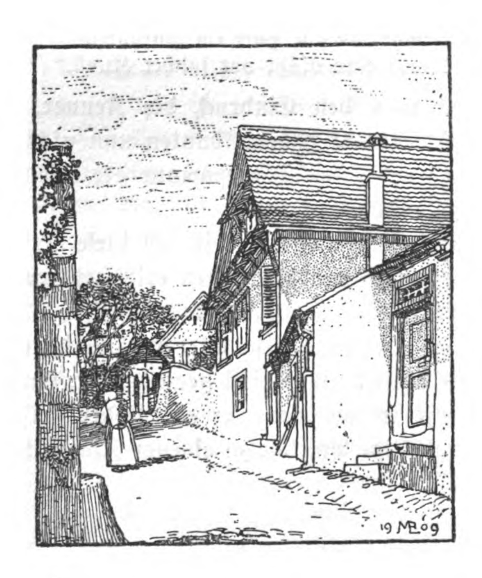
„Fast hat man den Eindruck, die Kenner, nachdem sie Böcklin zu spät entdeckt haben, könnten nun nicht früh genug aufstehen, um nur ja den Taufeschmaus des nächsten Unsterblichen nicht zu verpassen."

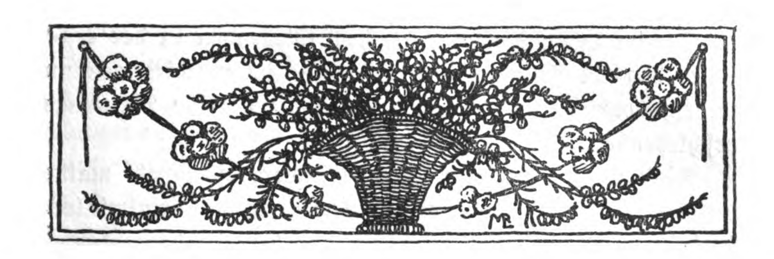
Es wird nun abzuwarten sein, ob diese Kritik, die uns Ältere an die Zeiten vor 40 Jahren erinnert, wo um Böcklin ebenso lebhaft gestritten wurde, recht behält. Wer Lotzens Abhandlung im Original liest, wird den Eindruck bekommen, daß er sich die Kritik nicht leicht gemacht hat, sondern sich die Mühe gab, wie immer wenn er zur Feder griff, auch hier durch eine sorgfältige Analyse zu eigener Klarheit zu kommen.

Dieser reiche Geist wurde dem glücklichsten Familienleben, dem Amte, den Kranken und den Freunden am 25. Oktober 1908 ganz unerwartet durch eine kurze Krankheit entrissen.

Man wird selten Männer treffen, die bei so vielseitiger und hoher Begabung so bescheiden und einfach bleiben, die bei der Fähigkeit zu schärfster Kritik durch ihr Wohlwollen das unbegrenzte Vertrauen so vieler gewinnen, die ebenso kampfesbereit als gefühlvoll sind und in der Prosa des Lebens sich so vielen poetischen Schwung und eine so innige Freude am Schönen bewahren, die für keine geistige Bewegung gleichgültig bleiben.

Die Vaterstadt Basel darf wohl um diesen Verlust trauern; sie hat an Lotz einen gelehrten und treuen Beamten verloren, der in der Reihe der Stadtärzte wohl mit Felix Plater, dem berühmten Arzt und Statistiker in den Zeiten des schwarzen Todes, verglichen werden darf.





Maupertuis.

Von Prof. Fr. Burckhardt.[1])

Die Persönlichkeit, die ich in dieser Stunde mit einigen Strichen zeichnen möchte, hätte ich, so bedeutend sie einst gewesen, kaum je in das Programm dieser Vorträge gebracht, wenn sie nicht sehr bestimmte Beziehungen verschiedener Art zu Basel gehabt hätte, mit denen ich Sie im Rahmen des gesamten Lebensbildes möchte bekannt machen. Ein erschöpfendes Bild des Mannes könnte nur gegeben werden auf Grund eingehender Studien aller der Publikationen, die von ihm und über ihn erschienen sind; aber solchen Fleißes kann ich mich nicht rühmen, sondern mich darüber freuen, daß andere fleißiger gewesen sind als ich[2]). Zu einer übereinstimmenden Beurteilung sind die Forscher nicht gelangt, wie es bei einem so eigentümlichen Charakter nicht anders zu erwarten ist, indem bei dem einen mehr das charakteristisch Bedeutende, bei dem andern das Seltsame in Leben und Schrift mehr in den Vordergrund gerückt ist. Daß er zu seiner Zeit teils durch eigene Geistesgaben, teils infolge einer eminent hervorragenden Stellung Bedeutendes zu leisten verstanden hat und

---

[1]) Vortrag, gehalten am 15. November 1908 im Bernoullianum in Basel. [2]) Es sei hier außer den Lobreden namentlich erwähnt: E. du Bois-Reymond Maupertuis, Festrede gehalten am 28. Jan. 1892 im Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1892. XXV.

daher unter den wissenschaftlich hoch Stehenden in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu allen Zeiten wird genannt werden, darüber besteht kein Zweifel und keine Meinungsverschiedenheit.

Diese Zeit war aber auch besonders geeignet, mathematische Talente in eine große Bewegung und Entwicklung hineinzuziehen.

Die gegenseitige allgemeine Anziehung der Himmelskörper, früher eher geahnt als erkannt, hatte ihren präzisen Ausdruck gefunden durch Isaak Newton, der im Jahre 1687 der Welt sein Hauptwerk: Philosophiae naturalis Principia mathematica geschenkt und damit den Beweis geliefert hat, daß die drei Keplerschen Sätze notwendige Konsequenzen eines allgemeinen Gesetzes sind. Ebenso hat er dadurch den Weg zu weiterer Erkenntnis des Weltalls eröffnet.

Und zu derselben Zeit fanden Leibniz und Newton eine neue Rechnungsmethode, mittelst welcher eine Unzahl bisher verborgen gebliebener Eigenschaften der Zahlen- und der Raumgrößen sich entdecken ließ und die bis zur Stunde an ihrer Fruchtbarkeit nichts eingebüßt hat. Durch den Wettstreit unter den großen Mathematikern, die sich gegenseitig Aufgaben stellten, oder die von den Akademien gestellten der Untersuchung unterwarfen, wurde die Mathematik in einigen Jahrzehnten mehr gefördert, als das vorausgehende Jahrtausend zu tun vermocht hatte. An dieser Entwicklung nahmen nun in hervorragender Weise die Basler teil, deren Name auch auf das Gebäude, in dem wir uns befinden, übertragen worden ist. Mit dieser Familie kam der Mann, aus dessen Leben wir einige Züge mitteilen wollen, in enge Berührung.

Pierre Louis Moreau de Maupertuis wurde geboren am 17. Juli 1698 in St. Malo in der Bretagne und gehörte einer Familie vom alten Adel an. Nach einer langedauernden häuslichen Erziehung kam er 16jährig nach Paris, wo er in die Cartesianische Philosophie eingeweiht wurde, die ihm ebensowenig Befriedigung bot, als die zunächst von ihm

gewählte militärische Laufbahn. Sein lebendiger Geist — er besaß in vollem Maße, was der Franzose mit esprit bezeichnet — und seine entschiedene mathematische Begabung verlangten eine andere Tätigkeit, worin ihn auch seine Freunde bestärkten und die ihm eröffnet wurde durch seine schon 1723 erfolgte Aufnahme in die Akademie als adjoint géomètre, aus der er 1725 zum Associé astronome befördert wurde. In dieser Stellung wagte er es, an dem großen Wettstreit der Mathematiker teilzunehmen, und zwar durchaus nicht ohne Erfolg.

Fragen wir nach der Bedeutung seiner mathematischen Arbeiten, so dürfen wir wohl das Urteil erwähnen, welches ein großer Mathematiker unserer Zeit, Ernst Eduard Kummer (1810—1893), hierüber ausgesprochen hat:

„Er nahm unter den Mathematikern seiner Zeit einen ehrenvollen Platz ein, und seine Arbeiten auf diesem Felde haben nicht bloß ein hohes geschichtliches Interesse, sondern sind auch noch heute als bleibendes Eigentum der Wissenschaft erhalten."

Nach der Sitte seiner Zeit begab sich Maupertuis auf Reisen zu weiterer Ausbildung (1728). In England wurde er als Verehrer der Newton'schen Gravitationslehre — der Meister war 1727 gestorben — freundlichst aufgenommen und wurde Mitglied der königl. Gesellschaft. Von dort aber wandte er sich nach Basel, dem Hauptsitz der neueren Mathematik.

Der erste der großen Basler Mathematiker, Jakob Bernoulli, war schon 1705 gestorben; sein Schüler Jakob Hermann war an die Akademie in Petersburg berufen, wo er bis 1730 verblieb, um vom Heimweh getrieben, in der Folge eine Professur der Ethik in Basel anzunehmen. Die beiden Brüder Niklaus und Daniel Bernoulli waren ebenfalls nach Petersburg übergesiedelt, wo Niklaus nach kurzem Aufenthalt 1726 einer Krankheit unterlegen war. Leonhard Euler, für den sich in Basel keine Anstellung fand, war 20jährig seinem Freunde Daniel Bernoulli nach Petersburg gefolgt. In Basel aber lehrte an der Universität, als Fürst unter den Mathe-

matikern der Zeit, der Vater von Niklaus und Daniel: Johannes Bernoulli, Jakobs jüngerer Bruder. Ihm zu Liebe kamen viele auswärtige Gelehrte nach Basel, um in die Geheimnisse der höhern Mathematik eingeführt zu werden, unter ihnen auch Maupertuis, der in der Universitätsmatrikel am 30. September 1729 eingetragen ist.

Er kam mit Johannes Bernoulli nicht nur in Kollegien zusammen, sondern auch in persönlichen Verkehr und lernte dabei den jungen Johannes (1710—1790) kennen, den man als Johannes II bezeichnet. Die freundschaftlichen Beziehungen Maupertuis' zu diesem Sohne sind erst durch den Tod aufgelöst worden.

Nachdem Johannes II 14jährig zugleich mit dem 3 Jahre ältern Leonhard Euler Magister geworden war, ergriff er das Studium der Jurisprudenz, das er 1729 absolvierte und nun mit Eifer und Erfolg sich dem Studium der Mathematik widmen konnte. Er erzählt in seiner Autobiographie folgendes in bezug auf sein Zusammensein mit Maupertuis:

Hierzu eräugnete sich sonderlich eine sehr gute Gelegenheit, indeme zu eben selbiger Zeit der sowohl in gantz Europa überhaubt als ins besondere in unserer Statt durch seine vielfältige hieher gethane Reysen bekannte M. de Maupertuis zum ersten mahl nacher Bassel kame in der intention sich durch Hülffe meines Vatters, zu welchem Er ein sehr großes vertrauen hatte, in der Mathesi noch mehrers zu perfectionieren, wiewohl er es in dieser Wüssenschaft schon weit gebracht hatte, sintemahl er schon damahls unter die fürnehmsten Gliedere der Königlichen frantzösischen Academie der Wüssenschaften gezehlet wurde.

Dieser Herr nun mochte nicht nur leiden, daß ich denen gelehrten Unterredungen, so er täglich mit meinem Vatter gepflogen, mit beywohnte, sondern ungeachtet meiner jugend und des ziemlich großen unterschieds, so damahls unter unseren Alteren ware, würdigte er mich einer sehr vertrauten und unverfälschten freundschafft, welche seithero weder eine lange

abwesenheit, noch eine große entfernung zu verringern vermögend gewesen.

Dieses werthen freundes angenehmen umgangs genosse ich dieses mahl beynahe ein gantzes jahr, als so lang er sich damahls in Basell auffgehalten. Bey seiner Abreyse begleitete ich ihn biß nacher Straßburg, allwo wir uns nach einem kurtzen Auffenthallt von einander separierten.

Maupertuis kehrte wieder nach Paris zurück, wo der Streit zwischen Cartesianern und Newtonianern heftig entbrannt war. Er stellte sich mit seinen nähern Freunden A. Claude Clairaut (1713—1765) und Charles Marie de la Condamine (1701—1774) auf die Seite der letztern mit aller Energie seines lebhaften Geistes.

Im Jahre 1733 kehrte Johannes II Bernoulli mit seinem Bruder Daniel, den er in Petersburg besucht hatte, wieder in die Heimat zurück; über diese Reise sagt das Tagebuch:

Nach einer sehr gefährlichen Schiffarth von fast 3 Wochen langten wir endlich zu Dantzig G. L. glücklich an.

Von Dantzig setzten wir nach einigem Auffenthallt unserr Reyse zu Lande ferner fort nacher Holland und von dar nach Pariß, allwo unsere erste nachfrage war nach meinem werthen Freund, dem M. de Maupertuis, mit welchem mein Bruder alsdann zum ersten mahl in eine persönliche bekanntschafft geriethe; dieser erzeigte uns, so lange wir in Pariß verblieben, alle ersinnliche Freundschafft und Höfflichkeit; Er verschaffte uns die bekanntschafft derer meisten academicorum. und weilen ein paar tag nach unserer ankunfft die letzte Versammlung der Academie der Wissenschafften vor den bevorstehenden Vakanzen gehallten wurde, so wollte er nicht versäumen uns noch in dieselbe zu introduciren. In bemeldte Versammlung legte unter anderm der Secretarius diejenigen Dissertationes ein, welche ihme für den damahls ausgeschriebenen Preiß waren zugeschickt worden. Diese Dissertationes wurden unter diejenigen Commissarios distribuirt, welche waren ernannt worden, dieselben zu examinieren und

folgends den Preiß zu adjudicieren. Vorher aber wurden die Titel solcher Dissertationes, samt den Devisen, so darbey gesetzt zu werden pflegen, lauth vorgelesen. Da sich nun die anwesenden einbildeten, es würde uns etwan eine von diesen Schrifften nicht unbekannt seyn, so waren gleichsam aller Augen auff uns gerichtet um zu sehen, ob unser Angesicht solches bey ablesung der überschrift und der Devise nicht verrathen würde. In der that hatte es sich just gefügt, daß damahls über die nemliche question mein Vatter eine Schrifft von hier auß und mein Bruder von Petersburg auß eine andere nacher Pariß geschickt hatten, und zwar so hatten nach der Hand diese Schrifften beyde das Glück, daß der vorgesetzte Preiß (welcher das vorige mahl niemand ware zuerkannt worden und also dißmahl verdoppelt ware) unter sie getheilt wurde, welches vor dem niemahls geschehen, seithero aber zum öffteren ist practiciert worden.

Der Ruhm, den England sich erwarb durch die Newton'sche Lehre von der allgemeinen Anziehung mit allen ihren Konsequenzen in bezug auf die Gestalt des Erdballs, die im Widerspruch zu stehen schienen mit den direkten Messungen der Astronomen und Geodäten Cassini, wurde nicht allseitig freudig anerkannt, hauptsächlich nicht in Frankreich. Die Messungen der Cassini ergaben eine nach den Polen hin zugespitzte, die Newton'sche Theorie eine abgeplattete Gestalt, wobei an die Stelle der Anschauung, daß sich die Zuspitzung oder Abplattung nur auf die Pole beziehe, ersetzt werden muß durch die richtige, daß die Änderung vom Äquator nach den Polen hin eine ganz allmähliche ist; hieraus aber ergibt sich, daß nach der Newtonschen Lehre ein Meridiangrad am Äquator kürzer als in Paris und dieser kürzer als in polaren Gegenden sein muß, umgekehrt aber bei der Auffassung der Cassini.

Auf diese einander direkt entgegengesetzten Anschauungen über die Erdgestalt spitzte sich der Streit zwischen den Engländern und den Franzosen zu; er konnte nur durch direkte

Messung entschieden werden, zu welcher ein Gutachten von Louis Godin aufforderte.

Zunächst wurde unter den Auspizien Ludwigs XV. eine Unternehmung gerüstet mit dem Reiseziel Quito unter der Leitung von de la Condamine, Pierre Bouguer (1698—1758) und Godin (1704—1760), von dem diese Unternehmung angeregt worden war; sie fuhren ab von La Rochelle am 16. Mai 1735. Die Beschreibungen dieser und der bald nachfolgenden Expedition mit all ihren Strapazen und Mühseligkeiten dürfte wohl den Stoff zu einem spätern Vortrage bieten.

Nun war von Anfang an angenommen, daß diese eine Expedition nicht genüge, die wichtige Frage zu entscheiden, weil der Unterschied eines Meridiangrades am Äquator und in Frankreich zu klein sein möchte; daher forderte Maupertuis auch eine Messung in Lappland, zu deren Leitung er bereit war, ob auch in vollem Maße befähigt, wird von einigen bestritten, weil er im Gebrauch der astronomischen Instrumente nicht genügend geübt gewesen sein soll. Jedenfalls waren es die Begleiter, der Akademiker Claude Clairaut (1703—1765), Et. Louis Camus (1699—1768), Pierre Charles Le Monnier (1715—1799), denen sich der mit guten astronomischen Kenntnissen ausgerüstete Abbé Réginaud Outhier (1694—1774) und später auch Andres Celsius (1701—1744), dem die 100teilige Thermometerskala zugeschrieben wird, anschlossen; letzterer war besonders wertvoll, weil er in Schweden Instrumente beschaffen konnte und durch seine Orts- und Sprachenkenntnis manche sonst unvermeidliche Verzögerung verhinderte. Diese Expedition ging am 2. Mai 1736 von Dünkirchen ab nach Stockholm.

Eine Beschreibung der ersten Expedition findet sich in Condorcet's Eloge von de la Condamine; der zweiten in Maupertuis, La Figure de la Terre, Paris 1738, und Outhier, Journal d'un voyage au Nord en 1736 et 1737.

Schon im August 1737 kehrte Maupertuis nach Paris zurück, erfüllt vom Gefühle eines Triumphators, wenn auch nicht mit der Überzeugung, ein ganz gesichertes Resultat mitzubringen, dessen Bekanntwerden die Cartesianer noch nicht veranlaßte, das Feld zu räumen. Als aber später das vorläufige Resultat der peruanischen Expedition bekannt wurde, revidierten die beiden Cassini (Vater Jacques und Sohn César François) ihre Arbeit, erkannten ihren Irrtum, reichten die Hand zur Versöhnung und schlossen damit den langen Streit um die Erdgestalt.

Maupertuis' Selbstgefühl steigerte sich ins Abenteuerliche; er machte ihm Luft in anonymen Spottgedichten und freute sich in Salons und im Tuileriengarten der ihn umlagernden schönen Welt, auch mit Jägerphantasie, Schauergeschichten über und aus Lappland zu erzählen und die mitgebrachte Lappländerin (Christine) zu besingen.

In der unmittelbar darauf folgenden Zeit treffen wir Maupertuis in dem Kreise, der sich um die Marquise du Châtelet auf Schloß Cirey in der Champagne sammelte; sie liebte mathematische Studien und eine Umgebung von bedeutenden Männern, mit denen sie sich geistreich unterhalten konnte. Maupertuis hat dorthin auch seinen Freund Johannes II Bernoulli gebracht, der es mit folgenden Worten erzählt:

Ao. 1739 begleitete ich M. de Maupertuis, welcher uns nach seiner bekannten lapländischen Reyse heimgesucht hatte, wieder zurück biß halbwegs Pariß nacher Cirey, einem der Marquise du Châtelet zugehörigen Lustschloß, allwo wir uns noch einige Zeit mit einand auffhiellten und ich also Gelegenheit bekam, mit dieser verständigen und gelehrten Dame, wie auch mit dem berühmten Poeten Mr. de Voltaire, welcher sich gleichfalls allda befande, in Bekanntschafft zu gerathen, welche Bekanntschafft ich seitdeme durch Briefwechsel biß zu dem Absterben dieser Dame unterhalten habe.

Dort traf Maupertuis mit zwei Männern zusammen,

die für ihn in seinem spätern Leben von großer Bedeutung geworden sind: Voltaire und Samuel König.

Wie Voltaire unter die Mathematiker geraten konnte, ist nicht leicht ersichtlich. Er beschäftigte sich etwas mit Physik, machte optische und elektrische Experimente und war der Gastgeberin wahrscheinlich behilflich bei ihrer Übertragung von Newtons Prinzipien ins Französische. Er selbst bearbeitete eine Schrift: Eléments de la philosophie de Newton mis à la portée de tout le monde. Daß er Newton ganz verstanden habe, kann wenigstens aus dem Gedichte sur la philosophie de Newton, das er an die von ihm geliebte und angebetete Marquise gerichtet hat und das mit den Worten beginnt:

> Tu m'appelles à toi, vaste et puissant génie,
> Minerve de la France, immortelle Emilie

nicht entnommen werden.

Samuel König aber, geboren 1712 als Sohn eines Berner Pfarrers, auch ein Schüler Johannes Bernoullis, gleichzeitig mit Maupertuis sich in Mathematik übend, wurde von diesem der Marquise als Lehrer empfohlen und bei ihr eingeführt. Als König einst bei Réaumur eingeführt wurde, zeigte ihm dieser seine Bienenkörbe und forderte ihn auf, darüber nachzudenken, ob die Bienen ihre Zellen auf das vorteilhafteste mit größter Raumausnützung und mit sparsamstem Baumaterial erstellen. Die von König gelieferte Arbeit, in der er die Raumausnützung als ein Maximum, die Menge des Baumaterials als ein Minimum darstellte, veranlaßte die Pariser Akademie, ihn zum korrespondierenden Mitglied zu ernennen. Réaumur nahm diese Arbeit wenigstens zum Teil für sich in Anspruch; sie wurde nicht publiziert.

König hatte die Marquise in Mathematik und Philosophie zu unterrichten; und da er selbst durch Wolf in Marburg in die Leibniz'sche Philosophie mit ihrer Monadenlehre und der prästabilierten Harmonie eingeführt worden war, war Maupertuis mit dieser Richtung nicht einverstanden,

stand übrigens mit dem jüngern König auf sehr freundschaftlichem Fuße.

Am 31. Mai 1740 gelangte Friedrich der II., der Große, auf den preußischen Thron, erst 28jährig.

Eine seiner ersten Sorgen war die, der unter seinem Vater in unwürdiger Weise vernachlässigten und darum heruntergekommenen Akademie neues Leben einzuflößen. Er warf sein Auge auf Maupertuis, der in Frankreich nach Vollendung der Gradmessung die hervorragendste Persönlichkeit war. Dieser und Voltaire waren im September des Jahres Gäste des Königs im Schloß Moyland bei Cleve. Dort erfreute sich Friedrich an dem geistreichen und witzigen Verkehr mit den beiden Franzosen, von denen er den einen, Maupertuis, mit sich nach Berlin nahm, während Voltaire zur Marquise zurückkehrte.

Beim Ausbruch des ersten schlesischen Krieges begleitete Maupertuis, der ehemalige Kavallerie-Offizier, den König und hatte bei Molwitz das Mißgeschick, daß sein Pferd mit ihm durchging und direkt in die feindliche Linie hineinjagte. Gefangen und ausgeplündert, dann aber von Offizieren erkannt, wurde er nach Wien geschickt, wo ihm die zuvorkommendste Behandlung zuteil wurde. Selbst bei Hofe wurde er eingeführt. Maria Theresia, der er vorgestellt wurde, richtete an ihn die Frage: Ist es wahr, daß Prinzessin Ulrike[3]) die schönste Fürstin der Welt ist? Die blitzschnelle Antwort des gewandten Franzosen war: Ich glaubte es bis heute. Die ihm geraubte wertvolle Uhr wurde ihm ersetzt durch eine mit Diamanten verzierte aus der gleichen Werkstätte. Der verloren Geglaubte kehrte über Berlin nach Paris zurück und beschäftigte sich dort mit Schiffahrtsproblemen und verschiedenen literarischen Arbeiten.

In der kurzen Friedenszeit zwischen dem ersten und zweiten

[3]) Schwester Friedrichs des Großen, geb. 1720, gest. 1782, vermählte sich 1744 mit dem schwedischen Thronfolger Adolf Friedrich und wurde Königin von Schweden.

schlesischen Kriege fand Friedrich die Muße, wieder an die Akademie zu denken; er berief Maupertuis nach Berlin und übertrug ihm deren Reorganisation. Der Entschluß, das Vaterland dauernd zu verlassen, wurde dem Berufenen dadurch erleichtert, daß er in Fräulein Eleonore von Borck eine getreue Lebensgefährtin fand.

Maupertuis erwies sich bei der Arbeit als tüchtiger Organisator. Nach der neuen Ordnung erhielt die Académie Royale des Sciences et des Belles Lettres vier Abteilungen, die heute je zu zweien verschmolzen sind, die physikalisch-mathematische und die philosophisch-historische; die Gesamtakademie hatte einen beständigen Präsidenten und einen beständigen Sekretär; der erstere war Maupertuis, der andere Formey (1723—1807), der später durch den Basler Bernhard Merian ersetzt wurde.

Wenn Emil du Bois-Reymond die große wissenschaftliche Tat der nordischen Gradmessung „gleichsam" mit zu den Ruhmestiteln der preußischen Akademie rechnet, obgleich sie vor dem Eintritt Maupertuis' vollendet war, so dürfte wohl Basel als Maupertius' Lehrstätte mit mehr Recht einen solchen Anspruch erheben, hat es aber nie getan und wird es nie tun, sondern neidlos den vollen Ruhm Frankreich überlassen.

In der Akademie war übrigens seit 1741 Leonhard Euler Mitglied und neben ihm andere in der Wissenschaft hervorragende Männer, und es war nicht Maupertuis' Schuld, daß der große Berner, Albrecht von Haller, den seine Vaterstadt im vorigen Jahre in besonders würdiger Weise gefeiert hat, nicht auch eine Zierde der Akademie geworden ist. Welche Gründe Haller bewogen haben, den Aufenthalt in seiner Vaterstadt dem in Berlin vorzuziehen, wird kaum genau zu ermitteln sein; sicher hätte sich der gottesfürchtige Physiologe, deutsche Dichter, Polyhistor in der französischen Enclave, welche die Akademie bildete, nicht wohl fühlen können. Doch darf bei diesem Anlaß erwähnt werden, daß Maupertuis

durchaus nicht gegen die Kirche feindlich gesinnt und nicht nach der Art der spätern Encyclopädisten Atheist war. Beweise hiefür sind die Tatsachen, daß er auf seiner Expedition den Abbé Outhier veranlaßte, Messe zu lesen, daß er sich bemühte um den Bau der katholischen Kirche in Berlin, und viele Äußerungen in seinen zahlreichen Schriften; auch sein Lebensende beweist, daß er als getreuer Sohn der katholischen Kirche wollte angesehen sein.

In eine belebte wissenschaftlich-literarische Tätigkeit, die über die verschiedensten Gegenstände sich erstreckte, in der er aber nicht immer von der heitern Stimmung begleitet war, die seine frühern Jahre kennzeichnet, machte einen Schnitt der 1749 erfolgte Tod der Marquise du Châtelet, bei der sich bis zum letzten Atemzuge Voltaire aufgehalten hat, und den nun nichts mehr zurückhielt, den dringenden Einladungen Friedrichs zu folgen und in Potsdam zu erscheinen.

Hatten früher Voltaire und Maupertuis gemeinsam die Gastfreundschaft und den Umgang der Marquise genossen und in gutem gegenseitigem Einvernehmen gestanden, so trat jetzt bald Entfremdung ein. Maupertuis' gesicherte Machtstellung in der Akademie war für Voltaire Gegenstand der Mißgunst, und Voltaire's literarischer Ruhm, den der König in vollem Maße schätzte, drohte Maupertuis einigermaßen in den Schatten zu stellen; auch ist es nicht unmöglich, daß der wenig edelgesinnte Voltaire von Anfang an den Gedanken und den Wunsch hegte, den etwas jüngern Maupertuis zu verdrängen und sich an seinen Platz zu setzen. Das wäre für Voltaire ein ganz besonderer Sieg gewesen, da ihm die Pariser Akademie nur zögernd ihre Tore geöffnet hatte.

Es bot sich bald Gelegenheit, daß der große Spötter über seinen ehemaligen Freund herfallen konnte, nämlich ein Prinzipien- oder Prioritätsstreit wegen des sogenannten Prinzipes der kleinsten Aktion. Die einzelnen Phasen dieses Streites zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Es mag das folgende genügen.

Es handelt sich hiebei um ein Sparsamkeitsgesetz in den mechanischen Erscheinungen der Natur, wobei der Kraftaufwand stets ein möglichst kleiner sein soll, welche Tatsache an verschiedenen Erscheinungen, bezw. Veränderungen in der Natur beobachtet werden kann und aus welchem Prinzip sich gewisse Erscheinungen ableiten lassen. Aus diesem Satze aber zog Maupertuis Konsequenzen, die eher seiner Phantasie als der Schärfe des Denkens Ehre machten. So glaubte er aus ihm die Existenz Gottes folgern zu können; denn während alle andern Beweise dafür auf unsichern Voraussetzungen beruhen, liefere das Prinzip der kleinsten Aktion den unwiderleglichen Beweis von der vollkommenen Weisheit und von der Allmacht Gottes. Mehrere Jahre lang hatte Maupertuis diesen seinen Fund für sich behalten; dann veröffentlichte er ihn im Jahre 1750 in einem Essai de Cosmologie.

Mit demselben Gegenstande hatte sich um die gleiche Zeit Samuel König beschäftigt, der einige Zeit als Professor in Franecker in Holland gelehrt hatte und dann als Bibliothekar in den Dienst des Prinzen Wilhelm IV. von Oranien getreten war; auch war er durch Maupertuis auswärtiges Mitglied der königl. Akademie geworden.

Eine nach Leipzig gesandte Abhandlung, die in der Nova acta sollte veröffentlicht werden, zog König zurück, um in keiner Weise Maupertuis Unangenehmes zu bereiten, kam selbst nach Berlin und wurde von diesem freundlich empfangen. Als er ihm aber eröffnete, daß er das Prinzip in der von Maupertuis gegebenen Form für unrichtig halte und sich bereit erklärte, die Publikation der eigenen Arbeit zu unterlassen, wenn sie ihm sollte unangenehm sein, schlug die Stimmung um. Maupertuis lehnte die Durchsicht ab mit dem Bemerken, König solle es nur drucken lassen, beifügend: Cela est bien éloigné de pouvoir rien changer à l'attachement que j'ai pour vous. Im März 1751 erschien die Arbeit in den Acta eruditorum und enthielt als Schluß das Bruchstück eines Briefes von Leibniz an den Basler Mathematiker Jakob Hermann, in

welchem ein Satz ganz ähnlich dem Maupertuis'schen Satze von der kleinsten Aktion ausgesprochen ist.[4])

Maupertuis, der sich für den Entdecker des wichtigsten die Natur beherrschenden Satzes hielt, fühlte sich in seiner Ehre auf das empfindlichste verletzt, bestritt die Echtheit des Leibniz-schen Briefes und verlangte dessen Original zu sehen; es war trotz allen Nachforschungen nirgends, weder in Basel, noch in Bern, woher König die Kopie durch Samuel Henzi erhalten hatte, noch anderswo aufzutreiben, wahrscheinlich weil es nach Henzis Enthauptung in Bern mit andern Papieren verbrannt worden war.

König bemühte sich durch einen in den versöhnlichsten Ausdrücken geschriebenen Brief[5]) den erregten Maupertuis zu besänftigen und versicherte ihn, daß er ihm durch die Mitteilung aus dem Leibniz'schen Briefe den Ruhm, diesen Gedanken selbständig gefaßt und verarbeitet zu haben, in keiner Weise habe schmälern wollen. Aber alles Entgegenkommen prallte ab bei Maupertuis, der in seinen weitern Schritten ganz von der eigentlichen Frage abkam, nämlich der Frage, ob er ohne Kenntnis der Leibniz'schen Angabe auf anderm Wege zu der gleichen oder einem ähnlichen Resultate gekommen sei. Ist es doch nur zu häufig vorgekommen, daß ganz von einander unabhängige Forscher auf verschiedenen Wegen das gleiche Ziel erreichen. Man denke nur an den

---

[4]) L'action n'est point ce que vous pensez, la considération du temps y entre; elle est comme le produit de la masse par le temps, ou du temps par la force vive. J'ai remarqué que dans les modifications des mouvements elle devient ordinairement un maximum ou un minimum, etc.

[5]) über den er selbst an Haller schreibt: Je viens d'écrire à Maupertuis une lettre aussi obligeante que j'ai pu l'imaginer, pour tâcher de le faire finir les injustes plaintes qu'il fait contre moi. Il s'accroche depuis un mois et demi au lambeau d'une lettre de Leibnitz rapporté dans mon mémoire. Il prétend que j'ai voulu le faire passer pour une plagiaire et revendiquer en faveur de Leibnitz un bien qui lui appartient. De ma vie et de mes jours rien de pareil ne m'est entré dans l'esprit.

Hauptstreit, der sich nach der Entdeckung der Infinitesimalrechnung erhoben hat. Maupertuis verfiel leider auf den Ausweg, den in jeder Hinsicht makellosen König als Fälscher zu brandmarken. Und wie diese Absicht eine verwerfliche war und zur Aufklärung nicht beitragen konnte, so war auch das Mittel, dessen er sich bediente, in jeder Weise ungeeignet. Maupertuis, allmächtig in der Akademie, machte aus dieser persönlichen Angelegenheit eine die ganze Akademie berührende[6]) und brachte es dazu, daß die ihrem Präsidenten unterwürfige Akademie sich zu Gericht setzte und durch eine Abstimmung, die fälschlicherweise — wie behauptet wird — eine einstimmige soll gewesen sein, beschloß, der erwähnte Brief von Leibniz sei gefälscht, ein Urteil, das, obwohl ihm Euler zu Gevatter stand, von der übrigen wissenschaftlichen Welt mit peinlichster Verwunderung aufgenommen wurde als eine Vergewaltigung und als ein Mißbrauch der präsidialen Gewalt; allgemein äußerte sich die Entrüstung in unzweideutiger Weise; außer der Akademie stand alles auf Königs Seite. Alle Nachforschungen in späterer Zeit, ja bis in unsere Tage hinein, haben kein Licht verbreitet über Echtheit oder Unechtheit des Leibniz'schen Briefes. Die Akademie hat später niemals einen Schritt getan zu Königs Ehrenrettung, obgleich es ihre Pflicht gewesen wäre; das Gefühl, daß dies eine Ehrenschuld der Akademie wäre, ist bis heute noch nicht ganz erloschen; spricht doch im Schoße eben dieser Körperschaft ein hervorragendes Mitglied, Emil Du Bois-Reymond, die Worte aus:

Nach einhundertundvierzig Jahren darf wohl von dieser

---

[6]) im Gegensatz zu dem von König ausgesprochenen Wunsche: Il n'y a qu'une chose dont je Vous prie très-fort, Monsieur, parceque je me crois en droit de l'exiger de Votre justice: c'est de me faire l'amitié de ne point Vous écarter du grand chemin qu'ont toujours suivi les gens de lettres qui ont été en contestation sur leurs sentiments; et surtout de ne point mêler dans notre controverse l'académie royale des sciences que j'honore et que je respecte infiniment, mais à laquelle je ne saurais accorder une jurisdiction contre moi.

Stelle, von welcher das Urteil ausging, ohne die Pietät gegen unsere Vorgänger auf diesen Sesseln zu verletzen, ausgesprochen werden, daß sie bei dessen Fällung sich einer schwer begreiflichen Übereilung schuldig gemacht haben.

Maupertuis ruhte aber noch nicht, sondern gedachte, entgegen seinem Versprechen, König zu verderben, dessen Antwort auf den Beschluß der Akademie die Rücksendung des Diploms war.

In Briefen an die Vormundschaft des jungen Erbprinzen von Oranien verlangte Maupertuis, daß König von Staats wegen ein Silence éternel auferlegt werde. Je supplie votre Altesse Royale de vouloir prêter sa protection — pour faire taire cet homme-là. Aber die Hoheit wollte sich nicht in den Streit mischen, weil sie König zu gut kenne, um zu wissen, daß er schlechter Absichten unfähig sei.

Die Verteidigung Königs verhallte in Berlin; aber auch Maupertuis fand keinen Verteidiger, bis unter der Maske eines an eine Pariser Akademie schreibenden Berliner Akademikers König Friedrich selbst eine Schutzrede von Stapel ließ, jedoch ohne bedeutende Wirkung im Gefolge. Ein ungenannter Freund der Sache Königs zerpflückte die Argumente Friedrichs Punkt um Punkt mit unerbittlicher Logik. Es war Voltaire. Nun erfolgte aber ein äußerst schmerzhafter Angriff auf Maupertuis von seiten eben dieses Genossen, der bisher vergeblich versucht hatte, ihn aus der Gunst des Königs zu verdrängen.

Maupertuis hatte sich mit allen möglichen Gegenständen, mit literarischen, philosophischen, physiologischen, beschäftigt; es mögen manche dieser Stoffe einst die Unterhaltung an der Tafelrunde in Sanssouci belebt und gewürzt haben. Viel Absonderliches enthielten sie. Auf sie stürzte sich Voltaire mit Lust und Wonne und verhöhnte deren Inhalt in der Schrift: Diatribe du Docteur Akakia, médecin du Pape, eine Schrift voll von schärffster Lauge und beißendstem Witz und Spott, wie er nur Voltaire zu Gebote stand. Noch heute kann man die Schrift

kaum ohne Lachen lesen, hat doch selbst der König sich beim Vorlesen des Manuskriptes durch Voltaire des Lachens nicht enthalten können, obgleich die scharfen Pfeile gegen seinen von besonderer Gunst getragenen Maupertuis gerichtet waren. Der König sprach seinen Unwillen in der Form aus, daß er Voltaire aufforderte, Blatt um Blatt, nachdem es gelesen, ins Feuer zu werfen.

Wie groß aber war Friedrichs Erstaunen, als er vernahm, daß Voltaire im Besitze einer Abschrift und mit fälschlicher Benützung einer Druckbewilligung einer andern Schrift, den Akakia in Potsdam habe drucken lassen. Was von der Schrift noch vorrätig war, wurde durch Henkershand auf öffentlichem Platze in Berlin verbrannt.

Das war der Beginn der Entzweiung Friedrichs und Voltaire's. Maupertuis, der fast krankhaft ehrgeizige und ruhmsüchtige, war in das Innerste getroffen und verwundet, namentlich auch dadurch, daß trotz der Autodafe — und vielleicht auch wegen ihr — die Schrift große Verbreitung und gute Aufnahme fand. Er hätte zur Abwehr die zahlreichen Verstöße in naturhistorischen Dingen, die Voltaire begegnet sind, geißeln können, wenn ihm die Waffen des Spottes ebenso gut, wie Voltaire zur Verfügung gestanden hätten; er tat es nicht, denn er war gebrochen.

Berlin verließ er im Frühjahr 1753 auf ein Jahr, das er in Paris und Saint-Malo verbrachte; dann kehrte er zurück, ohne seine Gesundheit wiederherstellen zu können. Und als 1756 beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges, als der König sich mit andern Dingen als mit der Akademie und deren Präsidenten beschäftigte, kam dieser wieder zu seiner Schwester, konnte nach Verlauf eines Jahres wegen kriegerischer Verhältnisse nicht nach Berlin zurück und erhielt eine Verlängerung des Urlaubs, den er nach des Königs Rat in Italien verbringen wollte. Er fühlte sich aber zu krank hiezu, wandte sich wieder nach Norden, brachte kurze Zeit in Neuenburg bei Lord Keith zu, bei dem etwas später J. J.

Rousseau Zuflucht suchte, und kam endlich nach Basel, wo er bei seinem Freunde Johannes II Bernoulli liegen blieb, dessen Autobiographie in schlichter Weise erzählt:

Den 27ten Jul. 1759 ist mir mein werther Freund M. de Maupertuis durch den todt entrissen worden. Er ware den 16ten 8br. 1758 hier angelangt in der meynung mir nur einen besuch abzustatten und alsdann seine Ruckreyse naher Berlin fortzusetzen; er wurde aber durch seinen schlimmen Gesundheitsstand und andere ursache so lange daran verhindert, biß er endlich nach einer langen und schmertzhaften krankheit in meinem Hauß, allwo er sich die gantze Zeit aufgehallten den geist aufgab. Des tags darauf wurde er in dem Dorff Dornach, Solothurner gebieths, begraben.

Während neun Monaten also wurde Maupertuis von seinem Freunde im Engelhof verpflegt. Seine Beziehungen zu dieser Familie waren niemals gestört oder unterbrochen; so erhielten im Jahre 1746 die Brüder Daniel und Johannes II den Bericht, daß sie vom Präsidenten der Akademie der Wissenschaften als Mitglieder vorgeschlagen und erklärt worden seien, und 1747 machte Maupertuis einen Versuch, die beiden Brüder unter den vorteilhaftesten Bedingungen dorthin zu locken; aber alle Verlockungen wurden besiegt durch die Liebe zu den betagten Eltern und zur Heimat.

Nun lag der kranke, einst so lebensmutige, geistreiche Mann[7]) bei seinem unermüdlich um ihn besorgten Freunde

---

[7]) In einem Aufsatz: Aus Basels Musikleben im achtzehnten Jahrhundert erzählt Dr. K. Chr. Bernoulli nach einer von J. Christoph Kachel (1728—1795), dem Haupt der ausübenden Musiker in Basel, hinterlassenen Schrift, daß er bei Johannes Bernoulli seinen Hausgast Maupertuis auf der deutschen Guitarre zu unterrichten die Ehre gehabt, daß er mit ihm über das Werk Rameau's: Identité des octaves gesprochen habe, wo er dann „zum Nachdenken geboren und immer glücklich vor andren" eine Gamme von Flageolettönen habe ausdenken können. Wirklich brachte er sie im Konzertsaal zu Gehör, indem er ganze Menuette und Arien mit Flageolet spielte, was mit gebührenden Applaus vom Publikum quittiert wurde. (Schweiz. Musikzeitung vom 29. April 1905.)

und sah seinem Tode entgegen. Und während uns hier das Bild treuester Freundschaft wohltuend erfreut, spielte sich auch das Gegenstück in Basel in widerlicher Weise ab. In dem Gasthofe zu Dreikönigen hielt sich vorübergehend Voltaire auf, in dessen Zimmer Maupertuis' Bild an der Wand hing; auf diesem Bilde legt er die Hand auf einen Erdglobus und scheint ihn mit leichtem Druck abzuplatten. Darunter hat einst Voltaire zur Zeit noch ungestörter Bewunderung Maupertuis' mit der Strophe gerühmt:

Le globe mal connu qu'il a sçu mesurer
Devient un monument où sa gloire se fonde;
Son sort est de fixer la figure du monde,
De lui plaire et de l'éclairer.

Nun schrieb er mit eigener Hand auf die Rückseite des eingerahmten Bildes den Spottvers:

Pierre Moreau veut toujours qu'on le loue,
Pierre Moreau ne s'est point démenti;
Par moi, dit-il, le monde est aplati;
Rien n'est plus plat, tout le monde l'avoue.

Die auf die letzte Lebenszeit Maupertuis' bezüglichen Papiere sind heute noch im Besitze eines Nachkommen von Johannes II Bernoulli; einen Teil habe ich im Basler Jahrbuch für 1886 veröffentlicht. Ihr wesentlicher Inhalt ist folgender:

Zwei vom preußischen Ministerium ausgestellte Pässe, ein deutscher und ein französischer, vom 13. Mai 1758, geben als Zweck der Reisen:

que le Président de Notre Académie des Sciences et des Belles Lettres, le Sieur de Maupertuis qui a fait un voyage en France pour le rétablissement de sa santé, souhaitant maintenant de retourner ici, etc.

Zwei Pässe vom Bürgermeister und Rat der Stadt Basel, ein deutscher und ein französischer, vom 16. April 1759, beginnen mit der Versicherung: daß allhier in unserer Stadt und unseres Landes-Gegend einige contagiosische Seuche geringstens nicht grassieren, sondern durch die Gnade Gottes guter, ge-

sunder und von aller Infektion gantz befreyter Lufft sich befinden thue etc.

Aus den vorhandenen Quittungen erfährt man, daß Maupertuis von den Ärzten J. Buxtorf, J. R. Zwinger und dem Chirurgen J. C. Mangoldt behandelt wurde.

Als Johannes Bernoulli voraussah, daß sich der Tod seinem Freunde nähere, legte er ihm zweimal, nämlich schon am 14ten Dezember 1758 und dann wieder am 15ten Mai 1759 einige Fragen vor, schriftlich, die dieser auch schriftlich beantwortete; sie betrafen die Anordnungen, die bei seinem etwaigen Tode nötig oder erwünscht wären und enthalten im wesentlichen folgende Punkte:

1. Ob er bei Verschlechterung seines Zustandes einen Geistlichen wünsche und welchen. Antw. Ja, einen Priester oder Mönch, der etwas französisch versteht, und wenn man einen solchen nicht sogleich finde, Herr Merian, ihn bittend, nur von dem beiden Konfessionen Gemeinsamen zu reden.

2. Wo er wünsche beerdigt zu werden. Antw. En terre catholique et neutre dans le Canton de Soleure.

3. Wer zu honorieren sei. Antw. Der Pfarrer von Dornach erhalte über die Beerdigungskosten hinaus hundert Franken, um Seelenmessen lesen zu lassen; hundert Franken die Kapuziner in Blotzheim und hundert Franken der Antistes für die Armen in Basel.

4. Wem der Tod anzuzeigen sei. Antw. Dem Vetter De la Primerais, der Schwägerin Frau von Wolden, dem König.

5. Mit wem abzurechnen sei. Antw. Mit Herrn De la Primerais.

6. Wem die Papiere zu schicken. Antw. Herrn de la Condamine zu Handen von Herrn De la Primerais.

7. Was mit den Kleidern geschehen solle. Antw. Pelz und Muff behalte Herr Bernoulli, Kleider und Weißzeug der Diener nebst drei Louisd'or, ebensoviel erhalte die Magd.

8. Was geschehen solle mit den Stücken, die für die Diener-

schaft nicht passen. Antw. Den natürlichen Magneten und das kleine Astrolabium erhalte de la Condamine; den Rest behalte Herr Bernoulli, der auch die Uhr mit dem kleinen Granat annehmen mag, ebenso den Papagei — Maupertuis war sein Leben lang Tierfreund, — den Degen aber erhalte das Pathenkind Niklaus.

9. Welche Vorsicht anzuwenden sei, um das Ordensband sicher an den König gelangen zu lassen. Antw. Soll an Frau von Wolden gesendet werden!

Was mit Briefen geschehen soll. Antw. Alle sollen an de la Condamine geschickt werden.

Wahrscheinlich angeregt durch die Anfragen des Freundes verfaßte der Kranke am 28. Juni 1759 ein den gesetzlichen Formen Basels entsprechendes Testament, in welchem er alle vermögensrechtlichen Verhältnisse ordnete. Dieses lautet:

Au nom de Dieu sainte Trinité!

Voici mon Testament holographe que je dépose au Greffe de la Ville de Basle en Suisse (où je demeure actuellement) conformément aux Ordonnances de cette Ville pour les Testaments holographes afin qu'ils ayent la même force que s'ils estoient revêtus des formalités ordinaires.

J'ai donc disposé et dispose par le présent Testament holographe de tous mes biens temporels présents et à venir de la manière qui suit:

1) J'institue mon Exécuteur Testamentaire mon cousin M. de la Primerais (Moreau), qui voudra bien avoir pour moi après ma mort les mêmes bontés qu'il a eues pendant ma vie. Il commencera par payer quelques livres que je dois à M. Jean Marie Bruizet, libraire à Lyon, et mes autres dettes si j'en ay.

2) Je laisse tous les biens que je possède dans les Etats de S. M. le Roy de Prusse, de quelle nature qu'ils puissent être, à ma Femme, à qui également tout ce que j'ai porté

dans les dits Etats en m'y establissant appartient en vertu de nôtre Contract de Mariage.

3) Je laisse à ma sœur et héritière naturelle et à son défaut à ses héritiers tout le peu de bien que j'ai en France: la chargeant (ou eux) de faire une pension de trois cent livres à nôtre amy commun M. l'abbé de Courte de la Blanchardière pour sa vie durant.

4) J'en réserve cependant quatre Actions de la Compagnie des indes, qui sont en dépost de la Compagnie que je lègue à ma femme.

5) J'en réserve encore le peu de livres, que j'ai à St Malo, et que je donne à mon cousin M. de la Primerais.

6) De plus une somme de mille Livres argent de France pour faire présent à mon amy M. Jean Bernoulli et à Madame Bernoulli sa Femme de deux petits Diamants de cinq cent francs chacun.

7) Quant au peu d'effets que j'ay avec moi ici à Basle et qui ne valent guères la peine que j'en fasse mention ici, mon amy M. Jean Bernoulli les distribuera après ma mort conformément aux instructions qu'il en aura reçues de moy, sans que qui que ce soit doive n'y puisse s'y ingérer, bien moins lui en demander le moindre compte.

8) Je prie mes héritiers de faire dire des messes pour moy.

Fait à Basle ce vingt huit (28) juin mil sept cent cinquante neuf.

Pierre Louis Moreau de Maupertuis.

Durch die Stadtgerichtsämbtern zu Basel in den Gerichtsstuben eröfnet, publiciert und abgelesen zwischen 9 und 10 Uhren.

Dienstag den 31 oder letzten des Heumon. Anno 1759.

Auf der Außenseite des Testamentes steht:

Je désire que mon Testament holographe ci-inclus soit déposé au greffe de cette ville pour y être gardé à ma

disposition ou remis après ma mort à M. Jean Bernoulli à Basle. Ce 30e Juin 1759.

Signé: Pierre Moreau de Maupertuis.

Intus: (l. c.)

Copie an Schultheißengericht der mehreren Stadt Testamentsprotokoll 1757. Aug. 27, 1762 Dez. 2.

Gerichtsarchiv Basel-Stadt H. 15.

Der Tod trat ein am 27. Juli, und die Beerdigung fand statt in Ober-Dornach.

Das Epitaph bearbeitete laut Vertrag vom 16. August 1759 Jakob Umbherr, Maurer und Steinmetz von Dornach-Dorff um den Preis von 3 1/2 Louisd'or, welche Summe wegen des größeren Steines auf 4 Louisd'or erhöht wurde. Die von Johannes Bernoulli verfaßte Grabschrift lautet:

Virtus perennat
Cetera labuntur
Vir illustris genere ingenio summus
Dignitate amplissimus
Petrus Ludovicus Moreau de Maupertuis
Ex collegio XL Academicorum ling. franc.
Eques aur ord Reg. Boruss.
Praestantibus meritis dicati
Academiarum celebriorum Europæ omnium socius
Ac. Reg. Berolinensis Præses
Natus in castro St Maclovii D. XXVIII Sept. MDCXCVIII
Aetate integra lento morbo consumptus
Hic ossa sua condi voluit
Catharina Eleonora de Borck uxor
Maria soror
Et Johannes Bernoulli Def. intimus
In cujus ædibus Bas. D. XXVII Jul.
MDCCLIX decessit
Communis desiderii lenimen.
H. M. B. M. P.

Der Orden Pour le mérite wurde durch den Basler Bernhard Merian, den Akademiker, zugleich mit der goldenen Medaille, die die Regierung von Basel aus Dankbarkeit für eine Dienstleistung an Leonhard Eulers Gattin[8]) bestimmt, nach Berlin gebracht.

In Paris errichtete dem Verstorbenen der stets treu gebliebene Freund de la Condamine einen Denkstein mit ausführlicher Inschrift in der Kirche St. Roch und 1826 wurden in Dornach die Gebeine abgeholt und nach Paris übergeführt.

Uns aber erinnert der Grabstein in Dornach an einen seltenen Mann, ausgerüstet mit bedeutenden Eigenschaften eines sprudelnden Geistes, auf den einst die ganze wissenschaftliche Welt gespannten Blickes schaute, indem er eine der großartigsten Aufgaben zu lösen hatte und, wenn auch nicht mit vollem Erfolge, gelöst hat, der mit der höchsten wissenschaftlichen Würde, dem Vorsitz der königlich preußischen Akademie

---

8) In betreff der 1759 an Euler geschickten Medaille ergibt das Ratsprotokoll nach gefälliger Mitteilung von Herrn Dr. R. Wackernagel folgendes: 10. März 1759: Schreiben aus Berlin von Hrn. Prof. Euler an den Stadtschreiber, ist eine sehr höfliche Danksagung für das wegen in dem Brennerischen Prozeß gehabter Bemühung ihm bezeugte obrigkeitliche Vernügen, mit Ansuchen, die für seine Frau Eheliebste bestimbte guldene Medaille dem allhier sich befindlichen Hrn. Praesidenten de Maupertuis zu richtiger Einlüferung zuzustellen; meldet anbey, daß die Brennerische Frau Wittib Ursach habe, über die von M. H. Gs. ihro erzeigte hoche Gnade gerüert zu seyn, und er nicht zweifle sie mit ihrer Danksagung die Bekantmachung an den Berlinischen Magistrat abwartend wolle. Stadtschreiber berichtet hierauf, daß er die Ehre gehabt dieses quaestionirte Goldstuck dem Hrn. Praesidenten de Maupertuis eigenhaendig zu übergeben, und legt ein Concept vor, nach welchem Hr. Prof. Euler deßwegen und insonderheit über den die Brennerische Frau Wittib betreffenden Umstand beantwortet werden koennte. ... wird der Erfolg erwartet und solle nach dem Concept geschrieben werden.

Der „Brennerische Prozeß“ wurde geführt zwischen dem Rat von Basel und der in Berlin lebenden Witwe des Nicolaus Brenner, ehemaligen Beamten des Stadtwechsels, welche aus dieser Beamtung noch Forderungen an den Rat geltend gemacht hatte. Der Prozeß scheint sehr lange gedauert zu haben; die betr. Akten sind nicht zu finden.

geschmückt, und getragen von der Zuneigung und dem Vertrauen des größten Fürsten seiner Zeit, die Organisation dieser Akademie zu gestalten hatte, der durch den Hohn und den Spott des reichst begabten unter den Geistern seines Volkes gequält und in tiefster Seele verletzt, sein Leben fern von dem ihm gewohnten großstädtischen Getriebe in dem bescheidenen Hause und in den Armen seines langjährigen treuesten Freundes ausgeatmet hat.





Aus den

Aufzeichnungen von Pfarrer Daniel Kraus

1786—1846.

Erster Teil.

Mitgeteilt von Paul Meyer.

Zur Einleitung.

Mein Großvater, Pfarrer Daniel Kraus zu St. Leonhard in Basel (geb. 16. September 1786, gest. 5. Juli 1846), hat in zweierlei Redaktionen Aufzeichnungen über sein Leben hinterlassen. Als Vorlage für diese Aufzeichnungen diente ihm ein Tagebuch, dem er nach der Sitte seiner Zeit die intimsten Herzensangelegenheiten, den Ausdruck jeder Stimmung, sein ganzes lebhaftes, mitunter auch leidenschaftliches Denken und Fühlen und nicht zuletzt auch die Erlebnisse des Tages anzuvertrauen pflegte. Doch hat er diese Originalvorlage selber schon frühe vernichtet in der gewiß zutreffenden Erwägung, daß der rückhaltlos offene Ton, in welchem er sich über Menschen und Dinge in Politik, Freundschaft und Verwandtschaft gewohnt war gehen zu lassen, bei der sehr temperamentvollen Ausdrucksweise ihres Verfassers bei den Lesern des Tagebuches gelegentlich würde Anstoß erregt haben.

Was uns noch vorliegt, ist also bereits gesiebt, obschon auch in den Umarbeitungen des Tagebuchs Kraus die Sprache zu allem eher gebraucht, als dazu, seine Gedanken zu verbergen, und liegt uns teilweise in zwiefacher Redaktion vor,

so daß wir uns teils an die „Auszüge aus meinem Tagebuch" halten, die mit dem Geburtsjahr ihres Verfassers beginnen und sich bis in den Juli 1833 erstrecken, wo sie mitten in einer Schweizerreise abbrechen, teils aber an den erst mit Juni 1803 einsetzenden und mit Dezember 1815 abschließenden, ausführlicher gehaltenen „Commentar zu meinem Almanach", der die erstgenannten Auszüge im einzelnen ausführt und zu abgeschlossenen, mit Überschriften versehenen Abschnitten erweitert.

Ein fertiges und in sich abgerundetes Zeitbild wird niemand von einem Tagebuch verlangen; hier tritt uns vielmehr der Gang der Welt und der persönlichen Erlebnisse nur so vor Augen, wie er sich in den Augen des Einzelnen spiegelt, und da dieser Einzelne selber kleinen und sehr einfachen Verhältnissen entstammt, so erscheint auch das Bild, das er uns vorführt, vielfach begrenzt. In dieser seiner Begrenztheit wird es auch dem politischen Werden während der Revolution am Ende des 18. und im 19. Jahrhundert nicht immer gerecht, indem es über den Bluttaten der französischen Terreur und den verwerflichen Kampfmitteln der schweizerischen Revolutionsmänner die Keime des vielen Guten, aus denen in Sturm und Drang eine neue Zeit heranwuchs, oft übersah. So bietet uns der Verfasser Ausschnitte aus dem damaligen Leben, von dem Milieu aus betrachtet, in welchem er aufwuchs. Unter allen Umständen aber besitzen sie ihren kulturhistorischen Wert, entrollen sie uns doch ein interessantes Stück der vaterländischen Geschichte, auch wohl eine Partie kleinbürgerlichen Lebens; namentlich aber erhalten wir wertvolle Einblicke in den Werdegang eines jungen, ausschließlich auf die damals recht verwahrlosten höhern Bildungsanstalten der Vaterstadt angewiesenen Baslers. Unsere Aufzeichnungen lassen uns teilnehmen an der Begeisterung des jungen Mannes für Wissenschaft und der von ihm selbst mit Erfolg gepflegten Dichtkunst, für Natur und Landleben, und sie führen uns ein in sein überaus gemütvolles Familienleben und lehren uns

endlich eine reich und vielseitig gepflegte Freundschaft ganz im Sinne jener mondscheinseligen, in ihrem überschwenglichen Gefühlsleben schnell begeisterten und zu Tränen gerührten Epoche kennen, für die wir Modernen kaum das richtige Verständnis besitzen. Und dann begleiten wir den jungen Pfarrherrn durch sein mit jugendlichem Eifer und unermüdlicher Gewissenhaftigkeit besorgtes Amt und sind auch Zeugen der Feldzüge des Gottes Amor, in die der sehr jugendliche Theologe bald nolens, bald volens hineingezogen wurde. Zu alledem kommt noch, daß die mitgeteilten Ereignisse sich vom Hintergrund einer großen, in das tägliche Leben des damaligen Basels oft genug tief einschneidenden Zeit kräftig abheben.

Was hier geboten wird, ist eine Auswahl; denn nicht alles in Krausens Aufzeichnungen, die ja niemals im Gedanken an eine spätere Veröffentlichung verfaßt wurden, eignet sich zum Druck, weil es z. T. nicht mehr genug Interesse bietet, z. T. auch manche Intimitäten aus Familie und Freundschaft betrifft, die nicht an die Öffentlichkeit gehören. Die hie und da vom Herausgeber in den Text eingeflochtenen Erläuterungen sind an den eckigen Klammern kenntlich.

Aus den Aufzeichnungen von Pfarrer Daniel Kraus (1786—1846).

1789. Die älteste Begebenheit, welcher ich mich erinnere, ist der sogenannte Judenkrieg, wo die Sundgauer Bauern Basel anzuzünden drohten, und überhaupt der Ausbruch der französischen Revolution im Sommer 1789.

1792. In diesem Sommer kamen die ersten Eidsgenössischen Contingentstruppen (Zuzüger) nach Basel. Es ist gewiß ein schöner, rührender Anblick — ein Corps solcher Truppen zu sehen, Eids- und Bundesgenössische Brüder, die ihre friedlichen Häuser verlassen haben, um der fernen, bedrängten Bundesstadt zu Hülfe zu ziehen. Auf mich, der ich ohnehin gern

jede Uniform sah, machte es einen ganz besondern Eindruck, ich glaubte, nun könne Basel allen Mächten trotzen, und war stolz darauf, wenn mich der Soldat aus unserm Quartier, ein junger Solothurner, mit spazieren nahm.

1793. Unvergeßlich bleibt mir der Auftritt, als uns mein Vater den Tod Ludwigs XVI. vorlas. Am Fenster stand er, das Zeitungsblatt in der Hand, und konnte vor Thränen beinahe nicht lesen. Meine Mutter saß auf einem Sessel und weinte, und wir weinten mit, ohne zu wissen, warum? Von da an fing ein Unwille gegen die französische Nation in mir an zu glimmen, der nie aufhörte.

Um diese Zeit war die große Theurung im Getreide, weil alle benachbarten Länder den Paß sperrten. Mein Vater hatte durchaus kein Vermögen und damahls noch [als Gemeinhelfer] ein sehr geringes Einkommen. Oft weinte er in unserer Mitte des Abends, wenn er müde um 7 Uhr (denn von 8 Uhr des Morgens bis Abends um 7 Uhr gab er [Privat-]Lektionen) heimkam[1]), und prophezeyte uns, es werde noch dazu kommen, daß er uns kein Brot mehr geben könne; aber so lange ich noch ein Stücklein hatte, war mirs nicht bange. Eines Morgens sagte er zu meiner Mutter: da hast du jetzt den letzten Neuthaler, den ich im Vermögen habe; als sie aber weinte, antwortete er: nur ruhig! heute geht gewiß etwas ein, es muß à la Stilling gehen. Und so wars. Ich aber nahm aus meines Vaters Bibliothek das Büchlein dieses Nahmens, in welchem wir oft die Titelkupfer gesehen hatten, und las so alle vier Theile von Stillings Leben, die damahls heraus waren, nach einander.

1796. Nachdem ich, was eben keine große Kunst war, in der Baarfüßerschule einige Prämia erhalten hatte, kam ich auf Ostern 1796 in die damahlige siebente Classe des Gymnasii. Es war damahls noch im Gymnasio ganz die alte Einrichtung, d. h. in jeder Classe war permanent nur einer und immer derselbe

---

[1]) Von 1801 an war er auch Lehrer am Gymnasium; er starb 1814.

Lehrer, und dociert ward beynahe nichts als Latein, das andere bloß in einigen Stunden. Herr Mag. Stähelin war damahls Lehrer der siebten Classe, ein strenger Mann, sehr nach dem Schlendrian, und der seinen Scholaren das Lateinische wirklich selbst verhaßt machte, ich wenigstens wußte damahls nicht, daß es ein anderes Leiden auf der Welt gebe, als das Lateinlernen, und mein Vater lehrte michs obendrein auch zu Hause noch oft mit der Lineal in der Hand.

Besonders freute mich, und stets werde ich ihrer mit dankbarer Rührung gedenken, die Liebe, die mir der damahlige Präsident der Schulkommission, der nachherige helvetische Director Legrand schenkte; ich hatte aber in der Schule immer das Lob eines fleißigen, stillen Knaben, und trug aus jeder Schulprüfung einige Prämia mit heim. Ganz anders wars auf der Gasse. Meine Cameraden waren erzwilde Gassenbuben, und ich suchte ihnen auch darin den Rang abzulaufen. Nicht nur war ich bei allen Knabenspielen, besonders den Ballspielen, worin ich Meister war, einer der ersten, sondern auch, wenns galt, irgendwo ein Fenster einzuwerfen, oder jemand etwas nachzuschreyen, oder mich herumzubalgen, war ich dabey, und brachte alle Abende eine zerrissene Jacke nach Haus.

1799. Die Schweizer Revolution war ausgebrochen, und mit ihr erwachte in mir ein brennendes Freyheitsgefühl; ich war ein entschiedener junger Feind der Revolution und konnte es nicht ertragen, daß man den Bernern nicht zu Hülfe eilte und den Bauern nicht die Thore schloß. Als die Franzosen kamen, war ich vollends wie rasend und jubelte wieder, als sie im Jahr 1799 von Erzherzog Karl geschlagen wurden. Mein Franzosenhaß hätte mir aber einmal übel bekommen können. Wir spielten auf dem St. Petersplatze „Stöcklein". Der französische General Souham[2]) kam mit 2 Französinnen am Arm gegen uns; schon öfters hatte er uns bey unsern Spielen

²) General Souham (1760—1837) aus dem Limousin, ein kühner Haudegen; war 1796 Divisionsgeneral in Moreaus Rheinarmee.

etwas in den Weg gelegt, jetzt schmiß er uns unser Stöcklein um; ich ward böse und rief ihm: Polisson! und zugleich warf ich gegen ihn mit einem Stein, der aber statt ihn die eine Französin auf die Stirn traf. Sie schrie, und er in vollem Zorn rief der französischen Zeughauswache. Gleich besetzten einige Soldaten die Ausgänge des Platzes, und andere sollten mich fangen. Meine Cameraden riefen: lauf! und ich lief durch den einzigen noch offenen Ausgang über die Schanze, meine Cameraden mit mir, aber vertheilten sich auf verschiedenen Wegen. Die Franzosen ließen sie laufen und liefen nur mir nach. Über die große Schanze erreichten sie mich nicht, bei der Lottergasse [Spitalstraße] lief ich rechts um die Ecke den Berg hinunter, und weil ich ihnen jetzt aus den Augen war, so sprang ich mit Gefahr in eine tiefe Mistgrube hinunter, wo ich verborgen war. Ich hörte die Suchenden vorbeilaufen und den Troß von Buben hintendrein; dort vermuthete mich niemand. Als schon alles still ward, wagte ich mich noch nicht hinaus. Erst bey der Dämmerung versuchte ich hinaufzusteigen; es war mir aber viel zu hoch, ich konnte kein Bord erreichen. Nun beigte ich mit vieler Mühe den Mist auf einander, half mir so hinaus und kam endlich spät durch alle möglichen Nebengäßlein wieder heim zu meinen bekümmerten Eltern. Meine Cameraden waren so ehrlich, mich nicht zu verrathen, es blieb bey der Seelenangst.

In der Schule hatten wir die ganze Revolutionszeit über beständige Kriege, zwey Partheyen gegen einander, wie im ganzen Vaterlande, die schweizerische und die helvetische. Oft kams zu Treffen, und wir schlugen uns so erbittert, wie die Oestreicher und Franzosen im Felde. Diese Neckereyen wurden noch dadurch befördert, daß kein Rector da war, und seine Wohnung unbewohnt. So überließ die Schul-Commission mir als dem Ersten der obersten Classe den Classenschlüssel, und wenn um 4 Uhr die Präzeptoren und Scholaren fort waren, so kehrten etwa 10 wieder um, ich ließ offen, und wir schlugen uns oft bis 6 Uhr Abends durch alle Classen hindurch.

So auf unsern Plätzen Quartierweise. Nun machten wir Spahlemer (die Vendéer geheißen) eine Schanze im Werkhofe, schlugen ein Lager auf, wo wir selbst übernachteten, und ich ward, weil ich am besten exercieren konnte, zum Vendéerhauptmann ernannt.

1800. Ungefähr um die gleiche Zeit fing ich an zu dichten. Ein Lied auf den Frieden war mein erster Versuch. Obschon es beynahe ganz aus Lavater gestohlen ist, so überredete ich mich doch selbst, ich habe es gemacht.

Im Winter 1800 besuchte ich zum ersten Mahle die Comödie. Weil mir mein Vater dazu kein Geld geben wollte, so schämte ich mich als Philos. Studiosus doch nicht, nur um hineinzukommen, dem Bassisten seine Baßgeige auf dem Rücken hinein zu tragen. Die Verwandtschaften von Kotzebue wurden aufgeführt; es affizierte mich so, daß ich von dem an nichts als Comödie im Sinne hatte, ich lief jedem Schauspieler und jeder Schauspielerin nach und hatte eine größere Freude, einen zu sehen, als die Basler einst hatten, den deutschen Kaiser Joseph zu sehen. Mein sehnlichster Wunsch war damahls, ein Comödiant zu werden, und ich hätte alles um dessen Realisierung gegeben. Abällino war mir alles, und ich stellte mich auf jede Straße, wo ich wußte, daß sein Verfasser, der damahlige hiesige Regierungsstatthalter Zschokke vorbeyging. Ich schrieb ein Trauerspiel, in welchem 4 Personen und ein Geist vorkamen. Der Vater erstach sich, eine Tochter vergiftete sich, eine wurde wahnsinnig, und eine Person blieb am Leben.

1801. Schillers Gedichte kaufte ich in diesem Sommer, verbarg sie aber aus Furcht vor meinem Vater, der mir das Bücherkaufen noch verbothen hatte, in meinem Pulte. Sie waren aber meine tägliche Lektüre. Hätte ich Schiller damals sehen können, ich hätte keinen Weg gescheut. Das liebste seiner Gedichte war und blieb mir das Lied von der Glocke.

Im Winter dieses Jahres wurde der berühmte Schweizerheld Aloys Reding von seiner Pariserreise hier erwartet

und ihm ein Triumphbogen errichtet. Dem patriotischen Knaben war das ein Fest ohne seinesgleichen. Reding war mein einziges Gespräch; ich lief ihm vors Thor entgegen, wollte helfen, ihm die Pferde ausspannen und seinen Wagen ziehen, und siehe — da man ihn stündlich erwartete, kam die Nachricht, er sey auf einem andern Wege schon in Bern angelangt. Welcher Verdruß!

1802. Nach Ostern dieses Jahres ward ich — wer war wohl glücklicher? — Philosophiae Laureatus, ohne viel mehr zu wissen, als 2 Jahre vorher; denn die examina konnte jeder Knabe bestehen. Im Sommer desselben Jahres errichtete ich mit Luttringshausen[3]), Segiser[4]), Burckhardt[5]), mit dem ich schon früher bekannt, aber bisher nie sein Freund war, und Ecklin[6]) wieder eine freundschaftliche Societät. Wir glaubten Wunder! welchen Nutzen wir, und der ganze Staat davon haben würde! Sie war aber weiter nichts als ein Tummelplatz kindischer Leidenschaften, jedoch nicht ohne Nutzen, wie denn nichts ohne Nutzen ist, das aus redlicher Absicht kommt.

Zum ersten Mahle in diesem Sommer lernte ich, und dieser Eindruck bleibt mir unvergeßlich, das Landleben kennen: Ich war eine Woche lang mit Segiser bei H. Pfr. Geymüller in Rothenflue. Als wir wieder zurück kamen, ereignete sich diejenige politische Begebenheit, die unter allen den heftigsten Eindruck auf mich machte. Es war die große eidsgenössische Insurrektion unter Aloys Reding gegen die helvetische Regierung. Täglich waren wir Freunde bey allen Vorfällen, täglich stand ich mit Simon LaRoche[7]), Stückelberger[8]) und Bischoff[9]), die ich

---

[3]) Cand. theol. [4]) Mag. J. Heinr. Segiser, Organist zu St. Leonhard, 1784—1846. [5]) Antistes Jakob Burckhardt, 1785—1858. [6]) Jak. Friedr. Ecklin, Pfarrer in Rothenfluh und Basel, 1786—1861. [7]) Pfarrer zu St. Peter, gest. 1861. [8]) Karl Ulrich Stückelberger, 1783—1851, Pfarrer in Reigoldswil und an der Strafanstalt Basel. [9]) J. J. Bischoff, 1785—1864, Pfarrer im Bernbiet, in Muttenz und zu St. Theodor.

hier kennen lernte, vor dem Rathause, wir lärmten trotz den wildesten Fraktionsmännern und wollten durchaus gegen die helvetische Regierung ins Feld. Mit Einsperren mußten uns unsre Eltern drohen, und als die famöse Bonapartische Proclamation erschien, drangen wir mit einem Schneider an der Spitze ins Rathhaus hinauf, schrien, man müsse sich wehren gegen die Franzosen, und als diese hernach einrückten, waren wir wie Rasende; ich trug von nun an eine weiß und schwarze Schnur auf dem Huthe, die mir eine Freundin meiner ältern Schwester verehrt hatte.

1803. Den 2ten Junius des Jahres 1803 war einer der schönsten und gesegnetsten Tage meines Lebens, der Tag, welchem ich eigentlich beynahe Euch alle, meine theuren Freunde! verdanke. Es war Magisterpromotion; ich hielt als promovirter Laureat eine Rede über die großmüthigen Belagerten in Solothurn.

Es war der Zeitpunkt der eben wieder auflebenden Vaterlandsliebe, ich arbeitete und redete also mit vieler Wärme. Das gewann mir die Herzen Stückelbergers und Bischoffs. Sie wurden als Magister promoviert, und aus Vorliebe wegen meiner Rede thaten sie dem jungen Laureaten die Ehre an, mich auf den Nachmittag zu einem Spaziergange einzuladen. Wir gingen nach St. Jakob, und dort im Angesichte des heiligen Kirchhofes, wo die Heldenväter ruhmvollen Todes starben, brachten sie mir beyde das erste Glas auf du und du zu. Dieser Freundschaftsbund, obgleich beym Weine geschlossen, zerriß nie mehr und verschaffte mir fast alle meine übrigen Freunde. [Die nun folgenden Überschriften sind dem mit 1803 einsetzenden „Commentar zu meinem Almanach" entnommen.]

1804. Erste Bekanntschaft mit Schenkel.[10]) Gar vieles hatte ich von Stückelberger und Bischoff von dem wunderbaren Bäckerjungen in Schaffhausen gehört, der vor

[10]) Joh. Jak. Schenkel von Schaffhausen, später Krausens Schwager, Pfarrer in Hallau, gest. 1828, Vater des bekannten Theologen Daniel Schenkel in Heidelberg.

dem Backtrog in dem zu knetenden Teige den Takt zu Versen schlug, und dem die Musen vor dem Backofen erscheinen. Mit dem innigsten Wohlbehagen hatte ich einige seiner Gedichte gelesen. Nun begleitete er seinen jüngern Bruder, welcher nach Neuwied verreiste, hieher, und ich ward zu ihm eingeladen. Bischoff führte mich bey ihm ein, und obgleich mir die Stunde immer wichtig bleiben wird, so ergötzt mich daneben doch immer noch die pedantische Manier, wie wir beyde — jeder mit dem Gedanken: wir 2 große Männer!! — uns empfingen, und jeder dem andern sein novissimum carmen recitierte, als ob Schiller und Göthe bei einander wären.

1804. Societät der freundschaftlichen Ausbildung. Stückelberger, Bischoff, Segiser, Luttringshausen und ich hatten diese Gesellschaft zu wissenschaftlicher und vorzüglich freundschaftlicher Ausbildung gestiftet, in welcher regelmäßig Arbeiten eingeliefert und freundschaftlich recensirt, über Gegenstände aller wissenschaftlichen Fächer, mit Ausnahme der Theologie, geredt und disputirt und Preisfragen beantwortet werden sollten. Es ward das Fundamentalgesetz gemacht, daß niemand aufgenommen werde, der nicht aller Mitglieder wirklicher Freund sey. Stückelberger als erster Präsident eröffnete die Sitzung mit einer herzlichen Rede. In der Folge traten Burckhardt, Schenkel, Schieß[11]), Simmler[12]), Sprüngli[13]), Zollikoffer[14]) und Rumpf[15]) der Gesellschaft bey, und es ist gewiß keiner unter uns, der dieser Gesellschaft nicht wissenschaftliche Bildung und vorzüglich auch die innigste freundschaftliche Verbindung verdankt, welche die meisten unter uns noch jetzt in reifern Jahren beglückt. — 1805. Es war ein Jahr verflossen, seit sich die Gesellschaft errichtet hatte. Der Tag sollte mit feyerlichem Akt und Mahl-

---

[11]) Adrian Schieß, Pfarrer in Wald im Appenzell, Vater des nachmal. eidg. Kanzlers. [12]) Joh. Kaspar Simmler, Pfarrer in Trüllikon. [13]) Nikolaus Sprüngli, Kaufmann, gest. 1830. [14]) David Zollikoffer, Kaufmann von St. Gallen, Krausens Schwager. [15]) Christoph Rumpf, geb. 1782, Antiquar.

zeit begangen werden; so war es schon lange beschlossen. Aufsätze, Gesellschaftslied, Mahlzeit war bereit, als Stückelbergers Vater plötzlich seinem Sohn verboth, weil es Himmelfahrtstag war, vor geendigter Abendpredigt dabey zu erscheinen. Wir richteten also die ganze Handlung erst auf 4 Uhr ein. Bischoff und ich fanden aber, daß wir in der Kirche wenig Andacht haben würden, gingen deßwegen gleich Nachmittags fort, Luttringshausen entgegen, welcher seit Frühlings Anfang Hauslehrer in Riehen war, und gingen dann mit ihm zum Spahlenthor hinaus, wo wir auf der Schützenmatte bis nach vollendetem Gottesdienste unter einem offenen Zeigerhüttchen vor dem Regen Zuflucht suchten. Nach 4 Uhr gingen wir den übrigen entgegen, und dann mit einander fröhlich in ein kleines Rebhäuschen auf Burckhardts Landgut. Ich hielt als Präsident mit einem Herzen voll der glühendsten Freundschaft eine Rede, wir erneuerten Bundesgelübde und Handschlag, betheten für unsern Bund, es wurden noch einige Aufsätze gelesen und mit vielem Wohlgefallen gehört, und endlich setzte man sich ans fröhliche Mahl, das von allem steifen Ton eben so entfernt war, als von Ausgelassenheit: Gesungen wurden alle unsre fröhlichen Lieder, unter welchem neben dem Gaudeamus Claudius: Auf und trinkt! und Schillers Freude immer obenan standen. Auf einmal trat aus den düstern Regenwolken freundlich die Sonne hervor, uns, sich neigend, noch zu grüßen. Der erwünschteste Moment, Bischoffs herrliches Bundeslied, das er gerade für den Augenblick des Sonnenuntergangs gedichtet hatte, mit der höchsten Begeisterung zu singen. Wir waren alle so glücklich durch die Freundschaft — Stückelberger rief: er feyre den schönsten Tag seines Lebens.

1804. Berufsqualen. In einer andern Hinsicht ist diese Zeit für mich sehr merkwürdig. Es war eine rechte Zeit des Kampfes. Seit Ausbruch der Schweizerrevolution war der militärische Geist in mir erwacht. Ich hatte als Knabe exerciren gelernt, und als nachher die Leseepoche gekommen war, auch militärische Schriften mit besonderem Interesse ge-

lesen, dabey ganz im Stillen, aber ohne alle Methode und Ordnung, Versuche zu Festungen etc. entworfen. Der militärische Geist, der um diese Zeit aus Anlaß der Zürcherunruhen[16]) neu erwachte, Bischoffs Freundschaft, der ganz fürs Militär lebte, und meine Vorliebe zu diesem Stande machten jetzt stärker als noch nie den Wunsch in mir rege, mich ganz diesem Stande zu widmen. Ich stand im Begriffe, Magister zu werden und mich also zu erklären, welches Fach ich eigentlich ergreifen wollte. Ohne zu wissen warum? hatten sich bisher meine Eltern und ich für die Theologie erklärt. Und nun war der Zeitpunkt da, wo ich diese Erklärung förmlich thun sollte, und gerade in diesem Zeitpunkte dieser heiße Kampf! O wie manche bange Stunde verursachte er mir! wie oft stand ich des Nachts müde vom Kämpfen über die Entscheidung meines Schicksals aus dem Bette auf und schaute, unter dem Fenster liegend, hinauf zu dem, der über den Sternen waltet und unsere Herzen leitet wie Wasserbäche. Wäre ich damahls unabhängig gewesen, hätte ich kein sogenanntes Brotstudium wählen müssen, hätte unser Vaterland eine stehende Armee gehabt, oder hätten mich nicht die heiligen Pflichten kindlicher Liebe gebunden, so stände ich jetzt gewiß auf einem ganz andern Posten.

1804. Erste Päzstunde[17]) bei Emil Otto. Ein unwissender Junge saß also heute zum ersten Mahl mit mir am Tische hinter der Fibel. Auf dem nämlichen Tische saß ein kleiner zweijähriger Knabe auf dem Nachttopf und ließ sich's wohl seyn, und an der Seite auf einem Nebentische wickelte ein Kindermädchen ein ganz kleines Kind ein, die Frau Mama kam herein und sagte, ich soll machen, daß ihr Bube was profitiere und — was ich heische...

1805. Reise nach Schaffhausen. Die Sonne des Jahres 1805 entschied über vieles in meinem Leben durch die schönen Verbindungen, die ich schloß, Verbindungen, die nach-

[16]) des sogen. Bockenkriegs. [17]) von παιζειν: erziehen.

her mein Glück und meine Wonne waren und ewig bleiben werden. Stückelberger, Bischoff und ich traten nämlich am 25sten Juni eine kleine Reise an, und zwar recht Burschenmäßig mit Hirschfängern, Tornistern und Kirschwasserflaschen, außerordentlich heiter und froh, obschon bey beständigem Regen. Im Seckinger Bade, wo wir die erste Mittagstafel hielten, waren die 3 lustigen Studenten noch wochenlang das Tischgespräch. Per varios casus kamen wir den 26sten Abends in Schaffhausen an, bestellten nun unser Quartier in der Krone und eilten zu Schenkel, den wir überraschten. Bald versammelten sich seine dortigen Freunde bey ihm, unter denen uns alle 4 vorzüglich wohl gefielen, die auch unsere Freunde wurden, Hausmann[18]), Bürgin, Lang und Freuler[19]).

Am 28sten kam von St. Gallen her der Freund Stückelbergers und Bischoffs, der mir unbekannt nur durch ihre Erzählungen schon so theuer geworden war, Sprüngli nach Schaffhausen. Er kannte mich noch nicht und schien wenig Notiz von mir zu nehmen; das machte mich zurückhaltend; 3 Tage lang waren wir beständig Tag und Nacht bey einander, aber ich blieb kalt und höflich, denn ich wollte mich nicht anbieten, obschon ich ihn grenzenlos liebte. Sonntag Abends den 30sten Junii zechten wir mit einander im Schlosse Laufen, stiegen dann noch einmal hinunter zum majestätischen Rheinfall, standen und staunten und jauchzten mit wilden, stürmischen Gefühlen, fuhren hinüber über den Rhein, gingen nach Schaffhausen zurück zu Pfau in die Papiermühle, aßen dort im Pavillon am Rhein zu Nacht, spazierten am Mondenschein im Garten, da fiel die Rinde, und Bischoff führte mich in Sprünglis Arme. Wir hatten uns gefunden auf ewig! Auf der Rheinmauer saß ich in Sprünglis Armen, Bürgin hatte seinen Kopf auf meiner Schooß, Hausmann an meiner Brust. Welche Gruppe! rief der gute Schenkel, und das war

---

18) Joh. Konrad Hausmann von St. Gallen. 19) J. J. Freuler, 1789—1863, Religionslehrer am Schaffhauser Gymnasium.

die Loosung. Auf einmahl hielten sich alle 12 Anwesende umarmt. Es war ein schöner Moment! geschwärmt war es, das ist wahr; aber ich kenne mehrere derselben kaum mehr, mehrere sind noch meine Freunde — es war ein schöner Moment, das sage ich heute noch. Sprüngli ward mein Freund — das ist genug. Dieses Tages freute sich gewiß auch mein Genius.

Schon am folgenden Morgen mußten wir uns trennen. Mit schwerem Herzen sagten wir uns am Eingange eines Waldes oberhalb Schlatt im Thurgau Lebewohl — er verreiste nach St. Gallen; wir kehrten nach Schaffhausen zurück. In Schaffhausen versäumte ich auch nicht, den durch seine mir so theuren Schriften so lieben Professor Joh. Georg Müller zu besuchen, bey welchem wir eine sehr liebreiche Aufnahme fanden.

Am 2ten Juli verreisten wir von Schaffhausen; Schenkel begleitete uns mit Bürgin und noch einem Freunde auf dem Rheine bis nach Zurzach; dort spiesen wir noch zusammen äußerst fröhlich zu Mittag, trennten uns, und wir 3 reisten über Bruck, von woher wir noch nach Schinznach einen Ausflug machten, zurück nach Basel.

1805. Amors Feldzug bey St. Peter mit Vocal- und Instrumentalmusik. Überhaupt [nachdem von einer Kraus tief schmerzenden Entzweiung mit dem Freund Luttringshausen die Rede gewesen] war dieses Jahres letzte Hälfte für mich traurig. Wir hatten mit dem August eine kleine musikalische Gesellschaft errichtet, in der St. Peterskirche versammelten wir uns und sangen mit Begleitung der Orgel unsere Lieblingslieder zu 4 oder 3 Stimmen. Der Sängerinnen eine war Louise Schorndorff[20]). Kaum sah ich dieses Mädchen, als ich das Traumbild, das immer vor mir stand, verwirklicht vor mir zu sehen glaubte; ich liebte dieses Mädchen. Schüchtern stand ich neben der guten Louise

[20]) 1788—1805, Tochter des Deputaten Daniel Schorndorff.

und wagte nicht, sie anzuschauen. Bald merktens meine Freunde Segiser und Kürsteiner[21]) und hielten mich zum Besten. Dieses alles war mir nur Nahrung. So oft wir zusammen kamen, so oft hing mein Blick verstohlen auf Louise. Aber seltener als sonst ging ich bey ihrem Hause vorbey, weil ich den Muth nicht hatte, nur ein Mahl an die Fenster hinaufzuschauen. Kurz — es war die schüchterne, erste solide Liebe. Schwester Trinzi[22]) — denn was merkt doch eine Schwester nicht? — redete mir zu, auch mit Louise zu reden. Ich thats das nächste Mahl, da wir zusammenkamen, und sie war freundlich. Ich hatte keinen andern Gedanken mehr als Louise. Eines Tages, als ich vorbey ging, stand sie unter der Hausthüre. Ich grüßte, und sie grüßte mich mit Nahmen; das gab mir Muth, sie zu fragen, ob sie ihre Stimme auf das nächste Mahl einstudirt habe. Sie antwortete mir und sagte, sie freue sich auf unsre nächste Probe. Tags darauf war diese Probe. Louise kam nicht, und es hieß, sie sey unpäßlich.

Einige Tage darauf saß ich an meinem Pulte und schrieb; da kam Trinzi herauf weinend und sah mich an. „Was hast du?" fragte ich gleichgültig. Ach denke nur Daniel! antwortete Trinzi, — aber erschrick nicht! — „Was denn?" — Ach! und es weinte von neuem, Louise ist gestorben! — Wie mir ward! ich mußte weinen, wie ein Kind. Am folgenden Tag kam der jetzige Obrist-Lieutenant Burckhardt, der ein Stifter unsrer musikalischen Gesellschaft war, und sagte: wir wollen der Jgfr. Schorndorff eine Todtenmusik halten. Und bey dieser Musik mußte ich, während der Sarg in die Kirche getragen ward, ein Recitativ singen. Wie ich es sang, weiß ich nicht. Louises Bild und Louises Gedächtnis blieb aber stille in meiner Seele, und Jahrelang liebte ich immer nur meine Todte und das Ideal, das sich, von ihr abgezogen, meine Phantasie erschaffen hatte.

[21]) Christian Kürsteiner, 1786—1829, Pfarrer in Heiden.
[22]) Katharina Zollikoffer geb. Kraus, † 1832.

1806. 10. Jan. Freundschaften. „O hätten nur des armen Lebens Tage nicht Trennungen!“ Es war dieser wieder ein schwerer, aber schöner Tag! Bischoff hatte das Diaconat in Oberdiesbach, Cant. Bern angenommen. Der bittere Gedanke der Trennung war seit dem Neu Jahrstag in täglichen Schmausereyen bei allen Freunden ersäuft. Der letzte Abend sollte — so hatten wirs schon lange bestimmt — der Mutter unsrer Freundschaft: unsrer Societät gehören. Um 6 Uhr versammelten wir uns, reglirten noch wenige Geschäfte, und am Schlusse hielt ich eine Abschiedsrede an ihn. Der Gedanke an das Scheiden eines solchen Freundes, der Gedanke an das, was Bischoff unsrer Societät gewesen war, und daß wir uns nun zum letzten Mahle auf seinem Zimmer versammelten, rührte uns alle zu vielen Thränen. Wir hoben die Sitzung auf, setzten uns noch zum letzten Mahle zum Schenktische, tranken traulich und ernst — wir wollten dießmahl den Gedanken an die Trennung nicht verscheuchen — einige Gläser Wein und sangen ihm endlich das Abschiedslied, das ich für diesen Abend gedichtet und componirt hatte. Mit der innigsten Rührung verließen wir das Zimmer, auf welchem wir so manche Stunde in seliger Freundschaft verlebt hatten.

Burckhardts Abreise nach Heidelberg. Seit Bischoffs Abreise nach Dießbach war mir Burckhardt um vieles näher gerückt, ich ihm. Sein Austritt aus der Brüdergemeinde machte ihn offner, vertraulicher. Wir waren uns diesen Sommer alles geworden. Er war so gerade, frey, fröhlich, offen, daß man ihn herzlich lieben, daß man mit ihm fröhlich sein mußte. Im Juli war auch Sprüngli verreist — und wir schlossen uns desto inniger an einander. Es schlug an diesem Tage die Stunde der Trennung. Er verreiste nach Heidelberg. Zwar war ich Trennungen gewohnt worden, aber diese Stunde ergriff mich mit unendlichem Schmerz. Bischoff fern, Sprüngli fern — Stückelberger war eben auf einen Besuch nach Dießbach verreist — nun auch Burckhardt

fort — ich drückte den guten Segiser an mein Herz und war froh, wenigstens noch Einen hier zu haben — denn ohne Freund hätte ichs nicht ausstehen können, Freundschaft war mir um so unentbehrlicher, weil, seit Louisen das Grab deckte, die Liebe keinen Zugang in meinem Herzen fand.

Bekanntschaft mit Simmler. Der Schmerz um Burckhardt hatte uns vereiniget. Er war Burckhardts Freund durch Zufall, oder vielmehr durch jene gütige Leitung Gottes, welche der Unglaube mit dem kalten Worte Zufall bezeichnet, geworden. Als er, um das Vicariat in Arisdorf zu übernehmen, von Zürich hieher kam und aus der Postkutsche stieg, begegnete ihm Burckhardt und zeigte ihm den Weg, und sie wurden Freunde. Und mit diesem frohen, redlichen, altfränkischen, vaterländischen, biedern Zürcher verband ich mich an diesem Abend durch ein Freundschaftsband, das eben so unauflöslich geworden ist, als das, welches mich an meine übrigen Freunde gefesselt.

Fortsetzung des Kapitels von der Freundschaft. Im November kam auch Bischoff auf einen Besuch [von Dießbach]; er kam ganz unvermuthet auf mein Zimmer, und es war mir — wie es mir immer in ähnlichen Fällen geht — schon in einer halben Stunde, als wäre er nie fort gewesen. Wir setzten uns wieder zusammen, plauderten zusammen, spazierten nach Hüningen zusammen, und es fehlte uns nichts als eine Scheere, den Stunden die flüchtigen Flügel abzuschneiden. Mehr aber als alles dieses und gesegnet in seinen Folgen für alle Zeiten war die Ankunft Zollikoffers von St. Gallen in Basel in diesem Spätjahre. Kaum war er, von Sprüngli gesendet, zu mir gekommen, als wir uns bald kannten, liebten, immer inniger uns an einander anschlossen und endlich uns das wurden, was wir uns jetzt sind und ewig seyn werden.

1807. Mit Anfange des Jahres 1807 verreiste auch Kürsteiner nach Heidelberg, und wir wurden der Unsern immer weniger. Indessen immer vertrauter mit Zollikoffer

konnt' ich alles ertragen. Hingegen kam am 3. April dieses Jahres Schenkel mit Bürgin nicht nur nach Basel, sondern sie wurden auch beyde noch unsre Hausgenossen, mit welchen ich manche schöne Stunde verlebte. Schenkel studirte, wie vielleicht noch selten ein Student studirt hat, mit eisernem Fleiße und alles überwindendem Ernste. Nur Schade, daß Bürgin seiner Freunde Rath und Beystand verschmähte, weil sie nur seine Freunde und keine Professoren waren! So aber, sich selbst stärker wähnend, als er war, studirte er wenig.

Im gleichen Monathe ward Zollikoffer zu meiner innigsten Freude, aber eben so ohne all mein Zuthun Trinzis Bräutigam. Im Brachmonath kam an einem Morgen frühe Stückelberger zu mir; einige Wochen früher war seine Schwester gestorben, worüber er in tiefe Melankolie fiel. Kaum war er hereingetreten, so sagte er: ich komme dir etwas anzuzeigen, das dir nicht gefallen wird, das ich aber aus Überzeugung — und nur aus Überzeugung — that. Ich bin Herrnhuter geworden, und darum trete ich aus der Societät. Aber — fuhr er fort, indem er mich umarmte — nicht wahr? du bleibst mein Freund, wie bisher? Gott weiß, ich bleibe der deine. Solche Aufrichtigkeit rührte mich unaussprechlich, wir versprachen uns gegenseitig die alte Freundschaft fortzusetzen, und nie habe ich meinen Carl anders erfahren bis auf diesen Tag, als den alten, sich immer gleichen Jonathan.

1807. Nov. 27. Schweizerbundfest bei Sprüngli. Im November kam Sprüngli nach Basel. Er verstand mich immer am besten unter allen meinen Freunden, es war mir so wohl, als der Edle kam. Bey ihm feyerten wir Freunde in der Nacht des 27sten Nov. das Andenken an den 500jährigen Schweizerbund. Es empörte uns, daß in der ganzen Eidgenossenschaft auch nicht Eine Regierung ein öffentliches Fest verordnete. Doch mögen unsre Väter in dieser Nacht nüchterner gewesen seyn, als wir aus Begeisterung für sie

waren. Der edle Freund war meine Freude und Gesellschaft diesen Winter hindurch. So kam das Neujahr 1808.

1808. Neu Jahrsgruß mit meinen Freunden im Stübchen am Rhein. Ein gar herzlich schöner Tag! Noch war der theure Sprüngli hier, und wir redeten ab, das Neujahr gemeinschaftlich zu begrüßen. Abends am Sylvester erfreute uns gar innig ein Brief von Bischoff, der versprach, auf Zollikoffers Hochzeit hieher zu kommen. Wir setzten uns nach dem Nachtessen zusammen auf dem kleinen Zimmer[23]) am Rhein, das Schenkel und Bürgin bewohnen, bey mäßigem Weine. Ich las meinen Aufsatz „das scheidende Jahr", wir labten uns an den lieblichen Reminiscenzen und waren still und traut beysammen, bis die Glocke die Mitternachtsstunde verkündete. Da füllten wir unsere Gläser, und

Sprüngli rief: Friede der Menschheit!
Schenkel: Ja, Friede und Freude Guten und Bösen!
Ich: Und Freyheit dem Vaterlande!
Zollikoffer: Und den Freunden Freude!
Schenkel: So viel, als wir ertragen mögen!
Ich: So viel als im vorigen Jahr!
Sprüngli: So viel, als Gott will!

Mit einem warmen Händedruck schieden wir von einander. Nach der Morgenkirche am Neujahrstage ging ich zu Sprüngli; mit einer stürmisch heißen Umarmung empfing er mich. Wir freuten uns, einen NeuJahrstag mit einander feyern zu können, und gingen auf die St. Johannschanze spazieren. Dunkles Gewölk hing am nordwestlichen Himmel über Frankreich, freundlich heiter glänzte er im Süd-Osten über die Schweiz, das nahmen wir als freudige Bedeutung auf — und versetzten uns mit der lebhaftesten Innigkeit an jenen Neu-Jahrsmorgen 1308, wo freudig eilige Bothen von allen 3 Waldkantonen sich überall begegneten mit der frohen Nachricht: es sey das Werk der Befreyung vollendet und die Burgen der Dränger gebrochen.

---

[23]) in einer der Lehrerwohnungen an der Augustinergasse.

Collaborator am Gymnasium. Das erste Amt, das ich [1806] erhielt, noch vor der Vollendung des 20. Lebensjahres. Schon früher hatte ich ein Vicariat im Gymnasio übernommen, und wirklich waren in den obersten Classen noch Schüler, die einst als die jüngsten, da ich einer der ältern Schüler war, mit mir in Eine Promotion gezogen waren. Den Tag meiner Collaboratorwahl krönte ein Abendessen, an welchem meine Freunde Segiser und Burckhardt ganz über alle Maßen fröhlich waren. Besonders Burckhardt, welcher geschworen hatte und Wort hielt, nicht vor 11 Uhr mich verlassen zu wollen. Und seit jenem Abende waren wir beyde auch inniger vereint als nie vorher.

1809. Am 28sten Januar legte ich die Collaboratorstelle im Gymnasio nieder. Es war einer der schönsten und wichtigsten Tage meines Lebens. In einem Briefe an Carl [Stückelberger] hab' ich ihn unserer Societät beschrieben, 48 Knaben weinten, als ich weinend von ihnen schied, küßten und umarmten mich und wollten mich nicht gehen lassen; auch einige Lehrer waren gerührt. Ich ging zu Rector Miville, von ihm Abschied zu nehmen. Er drückte mir beym Scheiden herzlich die Hand und sagte: „Es thut mir wehe, sehr wehe, daß Sie mich verlassen, ich danke Ihnen für den vielen Eifer und die Mühe, welche Sie sich gaben. Sie können den Trost mit sich nehmen, daß Sie vielen Nutzen gestiftet haben."

1807. Schweizerreise. Vom 7ten bis zum 19ten Juli machte ich eine herrliche Schweizerreise; meinen Bischoff und Sprüngli wieder zu sehen, war das liebliche Ziel, dem ich entgegenging. Ich fuhr Mittags von Basel weg und noch nach Langenbruck. Am folgenden Morgen nach Solothurn, wo ich die prächtige Kirche bewunderte, Abends — mit welchen patriotischen Gefühlen durchs Grauholz! — nach Bern. Mein Bischoff harrte meiner vor der Krone; denn schon Mittags hätte ich eintreffen sollen. O wie freuten wir uns, uns wieder zu sehen! Wie erzählten und klagten wir einander in die späte Nacht hinein alles, was wir auf dem Herzen

hatten! Am folgenden Morgen führte er mich auf die Terrasse, die Enge und ins Münster, wo wir mit Schauern der Ehrfurcht vor des großen, unglücklichen Steigers Grabmahl stehen blieben. Nachmittags führte mich Bischoff in seinem Wägelchen von Bern fort durch Münsingen und Wichtrach, wo der unglückliche Erlach ermordet wurde, und wo wir bei dem alten Kämmerer einkehrten, endlich in voller Carrière in sein Diesbach ein, wo ich von dem biedern Herrn Pfr. Stapfer und seiner liebreichen Gattin mit schöner Gastfreundlichkeit aufgenommen wurde. Gleich den folgenden Tag führte er mich in der reizenden Gegend von Diesbach umher, und am Morgen darauf ritt ich mit ihm in seine Berge, Buchholter- und Kurzenberg, wo er eigentlich alle Funktionen zu verrichten hat. Auf den Mittag kehrten wir wieder zurück, nahmen im Pfarrhause Abschied und fuhren nach Thun. So überraschte mich selten etwas als hier auf dem Kirchhof bey Sonnenuntergange die reizende Aussicht. Ich hatte noch keinen See gesehen, und jetzt lag ein so schöner See da ausgebreitet vor meinen Füßen. Und dort der prächtige Niesen und Stockhorn und der majestätische Alpenkranz im Hintergrunde und vor allen aus die Jungfrau im Glanze der Abendsonne — ich fühlte es, daß ich auf Schweizerboden stand. Wir gingen endlich ins Wirtshaus hinunter, wo wir bis Mitternacht in trautem Gespräche aufblieben.

Frühe am folgenden Morgen setzten wir uns zu Schiffe und fuhren den herrlichen See hinauf nach Neuhaus, tranken unterwegs ein Bouteille Wein im Schiff und freuten uns der herrlichen Gegend. In Neuhaus tranken wir den Caffee und gingen dann nach Unterseen, wo ein Führer sich uns sogleich anboth. Dort spiesen wir zu Mittag, ich strömte meine patriotischen Gefühle, die mich hier in der Nähe der ewigen Eiskolosse belebten, in das Buch aus, das jedem Reisenden angebothen wird. Nachmittags reisten wir mit unserm Jonathan Michel, so hieß unser treuherziger Führer, von Unterseen ab durch die paradiesische Wiese und über den Hügel zwischen

beyden Seen, den Galgenhügel, abscheulich genug genannt, und bestiegen die Trümmer der Burg Unspunnen, wo wir bald unser Leben zurückgelassen hätten, dann durchs enge, schauerliche Lütschinenthal nach Lauterbrunnen, wo wir die Bauernknaben mit ihren Mädchen im Wirtshause antrafen. Uns zu gefallen wagten sie noch eine Schwingerey mit einander, — ein ächtes Schweizerspiel!

Am folgenden Morgen, nachdem wir den berühmten Staubbach und die andern Wasserfälle hinten im romantischen Thale besehen hatten, wollten wir über die Wengernalp, um denn auch den Anblick der prächtigen Jungfrau recht nahe zu genießen, es fing aber an zu regnen, und unser Führer fürchtete sich noch mehr als wir vor dem Regen, wir kehrten also zurück nach Zweylütschinen. Unterwegs begegnete uns ein russischer Prinz mit einigen Begleitern zu Pferd. Wir fühlten uns aber so mitten im Schweizerlande, daß wir nicht umhin konnten, ihnen zuzurufen: guten Tag mit einander! Von Zweylütschinen gingen wir bey einer fürchterlichen Hitze nach Grindelwald, wo wir den ganzen Abend noch mit den Bauern kegelten. Früh um 4 Uhr des folgenden Morgens machten wir uns auf den Weg zuerst in den Gletscher, und dann stiegen wir 3 Stunden lang die Scheideck hinan, währenddem uns zur Rechten vom hohen Mettenberge Lawinen hinunter donnerten. Auf der Höhe lagerten wir uns unter 200 Kühen und ihren Hirtenbuben im Grase, gingen dann in die Sennhütte, wo wir uns Niedeln und Butter trefflich schmecken ließen. Jauchzend und singend eilten wir bergunter durch den düstern Schwarzwald an den prächtigen Wasserfall des Reichenbachs, der mich beynahe entzückte wie einst der Rheinfall; im schönen Flecken des Haslithales, an der jungen Aare, Meyringen, aßen wir gleich zwei hungrigen Wölfen zu Abend und gingen dann noch über den Brünig ins Land Unterwalden. Aber die Strapatzen dieses Tages und eine Erkältung, da wir, genäßt durch einen Gewitterregen, im Wirthshause auf dem Brünig an einem Zugwind sitzen mußten, hatten mich krank

gemacht; mit einem starken Fieber legte ich mich in Lungern gleich zu Bette, trieb aber alles durch außerordentliches Schwitzen wieder fort.

Mit welchen Empfindungen standen wir am folgenden Morgen wieder auf! Heute Abend sollten wir laut Abrede mit Sprüngli, der mit seinem Freunde Hausmann von St. Gallen durch Glarus und Uri kam, im Rütli, an der Wiege der eidsgenössischen Freyheit, zusammentreffen. Wir verabschiedeten hier unsere treuen Bernerführer und nahmen einen Unterwaldner an mit einer frommen, melankolischen Unterwaldnermiene. Der Übergang von dem wilden Berneroberlande, durch welches wir gestern wanderten, in die milden, lieblichen Unterwaldnerwiesen ist auffallend; Natur und Menschen sind hier fromm, schwärmerisch; besonders romantisch war der herrliche Weg längs den beyden Seen von Lungern und Sarnen. In Saxeln besahen wir die schöne Kirche und standen mit Ehrfurcht vor dem Grabe des frommen Niklaus von der Flüe, eilten dann nach Sarnen, wo uns unser unkundiger Führer in eine Kneipe führte. Das Denkmal alter Tyranney und alten Freyheitssinnes neben Sarnen, der Landenberg, weckte in uns patriotische Empfindungen; wenig sprechend, voll Wehmut und Unwillen gingen wir durch den unglücklichen Kernwald Nidwalden zu. Kalte Schauer überfielen mich; meine Faust ballte sich unwillkürlich, als bey St. Jakobs Kapelle unser Führer sagte: „Hier war anno 1798 das Lager, hier schlugen sie sich!“ Da standen wir auf dem Schlachtfelde, wo der biedern Unterwaldner beklagenswerthes Loos damahls entschieden ward. Zerstreute, neu erbaute Hütten erinnerten fürchterlich an das schreckliche Grab, in welches Schauenburgs Horden — keine Hand tilgt diesen Greuel aus den Annalen der Geschichte — damahls das Paradies von Nidwalden umwandelten. Ich fühlte wieder Fieberanfälle und konnte vor Müdigkeit beynahe nicht mehr gehen. Auf einmal kamen wir auf die Höhe — welch ein überraschender Anblick! Auf einmal schauten wir hinab in das

herrliche Thal. Hier Stans, dort Stansstad, dort Buochs, der klassische See der vier Waldstätte und dort drüben der schöne Rigi! Wir eilten hinab in den schönen Flecken Stans, wo so viele neue Dächer uns wieder an die Unglückstage erinnerten, wo in der Kirche die Bethenden an Gottes Altare niedergemetzelt wurden. Nachdem wir hier zu Mittag gespiesen hatten, eilten wir sehnsuchtsvoll nach Buochs, von wo uns ein Schiff hinüberführen sollte in die Arme des Freundes. Ehe wir aber Buochs noch erreichten, überfiel uns ein heftiges Gewitter, welches von 3 Uhr des Abends bis 11 Uhr Nachts fortwährte. Während wir mit unserm Führer ein Glas Wein tranken, bestellten wir den Schiffer. Dieser aber wollte uns wegen des Gewitters und des bevorstehenden Sturmes heute nicht mehr führen. Ich sah den harrenden Sprünglin im Geiste und wollte es durchsetzen. Vergebens! Der Schiffer blieb bey seiner Weigerung, und so mußten wir unter beständigem Sturm, der denn bald den See empörte, Regen, Donner, Blitz und Glockengeläut den ganzen langweiligen Abend im Wirtshause zubringen. Es war mir unerträglich. Und unterdessen war Sprüngli mit Hartmann von Altdorf aus nach dem Rütli gefahren und stand dort in allem Stürm und Regen bis in die Nacht hinein am Seeufer, glaubte bey jedem Schiffe, das er von ferne sah: sie sinds! — freute sich jedesmahl und mußte sich endlich ohne Hoffnung zu Bette legen.

Noch lag die Nacht auf Thal und See, als wir um 2 Uhr des Morgens uns ankleideten, den Kaffee tranken und endlich das Schiff bestiegen. Der alte Zoller führte uns mit seinem Sohne und zwei Knechten, ein steinalter, origineller Mann — ein wahrer Schweizer —. „Die Herren hätten noch bleiben sollen," sagte er, „morgen ist großer Schießet, da will ich auch eine Gabe wegschießen." — „Wollet ihr denn auch noch schießen, alter Vater?" fragte ich. „Fraget die Franzosen, ob ich treffen kann oder nicht." — Waret ihr auch dabey anno 98? — „Ob ich dabey war? Ich denk's." Dann er-

zählte er vom Franzosenkrieg, unter anderm: „ich stand als Unteroffizier auf einem Posten, da kömmt der besuchende Offizier und fragt: „Wie viel seid ihr hier?“ — 4 Mann hier und 2 auf den Schildwachen. — „Und wenn diese 2 fallen?“ — So sy mer no 4 und die wey mer stah. — „Und wenn noch 2 fallen?“ — So sy mer no 2 und die wey mer au stah, und wenn die 2 au falle, so sy mer kehn meh, aber mer sy gstande.“ Dann erzählte er wieder: er habe seiner Zeit den Kaiser Joseph über den See geführt, der habe ihn alles gefragt über den Zustand des Volkes (NB. er reiste incognito) und habe endlich gesagt: „Ja, ihr seyd ein tapferes Volk; aber wenn Kaiser Joseph wollte, er würde euch doch zwingen, oder was wolltet ihr machen? Der Schiffer antwortete: „Grad, wie eusi Väter dem Leopold, dä hetts au wölle zwänge.“ Der Kaiser lachte und gab ihm beym Aussteigen ein Trinkgeld: „Da, trinkt auf Kaiser Josephs Gesundheit!“ „O, i weiß wohl, daß d'ihr's syd“, antwortete der Schiffer.

In solcher Gesellschaft und auf diesem See konnte es uns nicht anders als wohl seyn; wir sangen Schweizerlieder, der Tag rückte heran, die Sonne zeigte sich und versprach wieder einen schönen Tag. Die majestätischen Ufer, der klassische Boden dahinter, alles begeisterte uns; auf das Rütli mußten wir nun Verzicht thun, wir fuhren gerade nach Brunnen im Lande Schwyz. „Ach, das ist doch gut, daß Sie kommen,“ sagte die Wirthin, „der Herr da oben wäre sonst vor Ungeduld noch gestorben.“ Im gleichen Augenblick ging oben ein Fenster auf, und ein jauchzender Zuruf begrüßte uns. Wir eilten hinauf, da stand Sprünglin noch im Hemde. Welch frohes Wiedersehen im Lande der alten Freyheit! Wir tranken mit unsern Schiffern eine Bouteille auf das Wohlseyn aller braven Schweizer und gingen dann alle vier außerordentlich fröhlich durch den reizenden Garten von Brunnen über Ingenbohl und Ibach nach Schwyz. Als wir hier im Wirthshause waren, konnten wir dem Drange nicht widerstehen,

Aloys Reding zu sehen. Bischoff ersuchte ihn in einem Billet um die Erlaubniß, nur ein Viertelstunde lang uns vorzulassen. Er hieß uns sogleich kommen, wir gingen in unsern Jacken ganz bestäubt hin und sahen und sprachen den großen Schweizer 25 Minuten lang. O, dieser Zeit werd' ich nie mehr vergessen. Noch besahen wir die schöne Kirche und wanderten dann über Steinen und Sattel nach Rothenthurm. Gern hätten wir den prächtigen Rigi bestiegen, gern das unglückliche Thal von Goldau besucht; aber wir mußten es jetzt nur von ferne betrachten, denn unser Plan war, den klassischen Boden zu sehen, wo 1798 Reding mit seinen Schwyzern des Vaterlandes Ehre rettete. Im nämlichen Wirthshause, wo er damahls den Schlachtplan machte, spiesen wir zu Mittag, und vor uns lag die Anhöhe, welche die Schwyzer erkletterten, als sie dann die Franzosen bey Morgarten schlugen. Das Vaterland in der Brust, froh und wild durchwandelten wir diese Thäler, gingen dann über die melankolische Altmatt auf das zweite Schlachtfeld an der Schindellegi. Überraschend ist dort, wenn man auf die Höhe kömmt, der Anblick des reizenden Zürichersees. Es war einer der schönsten Abende, als wir von hier nach dem schönen Richterschwyl hinuntergingen, wo wir endlich übernachteten. Frühe am folgenden Morgen fuhren wir den herrlichen See hinunter nach dem alten Zürich, wo ich bei dem ehrwürdigen Antistes Heß[24]) eine herrliche Stunde zubrachte, und wo wir am Abend die Freude hatten, auch Hausmann zu sehen, der uns von Schaffhausen entgegengekommen war. Wir besahen in Zürich die Wasserkirchbibliothek, die Meise und die herrlichen Promenaden. Am folgenden Morgen fuhren wir auf der Limmath hinab gen Baden, wo Bischoff bei seiner unglücklichen Mutter in den Bädern, wir aber im Städtlein spiesen.

Noch am nämlichen Abend gingen wir von Baden weg über Brugg ins Frickthal. — Es war den folgenden Tag, den neun-

[24]) J. J. Heß, 1741—1828, Dr. theol. und Antistes in Zürich.

zehnten Julius, wo in dem engen Zeitraum von sechs Stunden die schönsten Freuden und die bittersten Leiden unser warteten — Wiedersehen und Trennung. Eben dorthin kamen um 9 Uhr von Basel her meine beyden Schwestern, Zollikoffer, Schenkel, Bürgin und Sprünglis Schwester. Meine Mitreisenden hatten diese alle so lange nicht mehr gesehen. Sechs Stunden lang genossen wir uns hier — die Stunde der Trennung schlug — ach! ich hatte im Taumel der Freude gar nicht daran gedacht, wie wehe es mir thun würde, mich zu trennen — auf einmahl schlug die Stunde, dahin flohen Bischoff, Sprüngli und Hartmann, jeder seinen Weg, ich hatte sie genossen — wir weinten wie Kinder; ich fuhr wieder nach Basel zurück.

1807. August 12. Meiner Eltern silberne Hochzeit. Wo zwischen Eltern ein solches Band geflochten ist, wie es in unserm Hause war, da muß auch ein solches Fest ein schönes Fest seyn, um so viel schöner, je weniger es nach dem kurzsichtigen Menschenblicke wahrscheinlich war, daß es mein so kränklicher Vater erleben würde. Wir überraschten unsere Eltern frühe Morgens mit einer kleinen Gabe und mit einem Gedichte, das herzliche Freude verursachte; auch Schenkel that ein gleiches. Mit vielen Worten konnte sich mein Vater und ich nie gegen einander aussprechen; aber wir fühlten's, was wir wollten. Auf den Abend kam denn auch Zollikoffer und einige Verwandte; und ein fröhliches Mahl schloß den mehr im Herzen als äußerlich gefeyerten Tag, an dessen Schlusse sich mein letztes Gebeth wieder dahin aussprach, was ich in meinem Gedichte auf diesen Tag gesagt hatte:

Dann sey, o Gott! der besten Eltern Segen
Uns Wanderstab auf allen unsern Wegen!

1807. Aug. 21. Zollikoffers Flucht nach Basel. Zu der eisernen Zeit, wo Napoleon allen Handel zu zernichten drohte, und darum die Kaufleute ihm den kleinen Krieg machten, hatte Zollikoffers Klugheit, Besonnenheit und Thätigkeit seinen Patronen auch oft müssen in solchen Ge-

schäften zu Hilfe kommen. So mußte er, wie oft schon, auch am 15. August wieder mit einer solchen gefährlichen Expedition abreisen. Bisher hatte das Glück all seine Unternehmungen begünstigt. Am 18ten als ich mit den Meinen am Mondschein auf der Pfalz spazirte, kam Zollikoffers Bedienter, nahm mich bey Seite und erzählte mir: Zollikoffer sey verrathen gewesen, am Napoleonstage in Pruntrut arrettirt worden und sitze nun dort, von 2 Schildwachen bewacht im Gefängnisse. Diese Erzählung hatte seine Braut gehört, und nun brach ein um so viel ärgerer Jammer los, als man das alles, um seine Patrone nicht zu kompromittiren, geheim halten mußte. Es waren fürchterliche Tage. Bald verzehrte sich Trinzi in stillem Harme, bald fuhr es auf und wollte fort — zu ihm, und wir hatten genug zu hüten. Am 21sten brachen nun bey meiner Mutter, wie ich es schon befürchtet hatte, die Gichte aus, sie sah nichts als Ketten und Gensd'armes — die Ideen von der vorübergegangenen silbernen Hochzeitfeyer und von Zollikoffers jetzigem Gefängnisse wechselten ganz wunderlich durch einander, und es war ein fürchterlicher Tag, als auf einmahl Abends um 7 Uhr Zollikoffer an der Hausthüre anschellte und den Jammer endete. Ihn hatte unterdeß bey der umsichtigen Besonnenheit, mit welcher er sich benahm, sein guter, froher Muth so wenig verlassen, daß er an einem seiner Gefängnißtage, da er Hoffnung zur Freyheit mit Grund schöpfen konnte, mit Erlaubniß der Aufseher die sämmtlichen Gefangenen mit Wein, Brot und Würsten regalirte. Und so hatte er sich denn auch bald glücklich herausgeholfen, doch nicht ohne den Entschluß, ähnliche Geschäfte oder Unternehmungen für die Zukunft zu verweigern.

1806—1808. Lehrthätigkeit. Indessen ward mir doch manche andere Freude, besonders durch meine Zöglinge, unter welchen allen ich damahls die zwei Brüder Samuel[25]) und Wilhelm[26]) Birmann, Söhne des Landschafts-

[25]) Samuel Birmann, 1793—1847, Landschaftsmaler. [26]) Wilhelm Birmann, 1796—1830, Landschaftsmaler.

mahlers, auszeichnete. Auch die Bekanntschaft mit mehreren angesehenen Familien gewährte mir manches Vergnügen. Gerade Frau Birmann, der beyden Knaben treue Mutter, schenkte mir, als dem Lehrer ihrer Kinder, ihre Freundschaft, und bey einem unsrer ehrwürdigsten Vornehmen, Herrn Merian-Kuder[27]), genoß ich manche mir unvergeßliche Stunde. ... Unangenehme Umstände, ungünstige Gesinnungen der Lehrer im Gymnasio gegen einander, machten mir mein Amt sauer, die Privatlektionen waren mir immer mehr und mehr zuwider; denn ich hatte nur einen Wilhelm Birmann, der mir aber auch viele Freude machte. Selten hing gewiß noch ein Zögling mit so zärtlicher Liebe an seinem Lehrer, wie dieser Knabe an mir; ich correspondirte auch mit demselben an den Tagen, da wir uns nicht sahen.

1808. Examen. Meine theologischen Studien hatte ich bisher viel nachlässiger betrieben, als ich hätte thun sollen. Das Gymnasium und die Privatlektionen nahmen mir zu viel Zeit; zudem hatte ich zum Behufe eines einzelnen mir sehr theuern Schülers einen weitläufigen Curs der Schweizergeschichte gemacht, und dann verleitete mich mein Posten [eines Hilfsbibliothekars] auf der Lesegesellschaft, manche Stunde zur Lektüre zu verwenden, die großentheils verloren war; ich kannte alle deutschen Dichter, Theaterschreiber und Romansudler; aber dafür war ich besonders in der Moral und Kirchengeschichte weit zurück; besser gings in der Dogmatik und den Sprachen, aber auch Exegese fehlte mir ziemlich. Ich war zwar diesen ganzen Winter hindurch nie vor 12, oft erst nach 2 Uhr zu Bette gegangen, aber hätte ich diesen Fleiß in frühern Jahren schon angewendet, so hätte ich mich doch mit leichterm Herzen können examiniren lassen.

Am 24sten April kam Burckhardt ab der Universität von Heidelberg zurück, und wir meldeten uns nebst Lukas Wenk[28]) und einem sehr unwissenden Glarner, Nahmens

[27]) Samuel Merian-Kuder, 1770—1824, Appellationsrat.
[28]) Lukas Wenk, 1786—1859, Pfarrer in Riehen.

Iselin, ad examina. Ich fühlte in aller seiner Schwere das drückende Gefühl versäumter Zeit. Meine studia theologica waren — o Gott! wie mager und dürr! Aus dreyfacher Ursache! Die erste lag in der erbärmlichen Einrichtung der Universität. Öffentliche Collegia wurden (die 7—8 Monathe ausgenommen, in welchen aus tausend Gründen Vacanzen waren) wöchentlich sechs gelesen. Bey Herzog[29]) 2 Exegese des neuen Testamentes, die ich nicht besuchte, weil er sich Monathe lang an Einem Capitel zernagte; bey Meyer[30]) 2, altes Testament, er hatte uns den Hiob, die Klagelieder und die Proverbia erklärt, ein ganzes Jahr hatte er als Rector magnificus nicht gelesen. Bey Buxtorf[31]) 2 Dogmatik nach Osterwald. Privatim hatte ich in Philologicis bey Meyer wöchentlich 2 griechische und 2 hebräische Lectionen gehört, in theologicis bey Meyer einen dogmatischen Curs nach eignen Heften und ein Disputatorium und bey Buxtorf 2 Stunden wöchentlich Erklärung der Psalmen. Also Archaeologie, Exegese des neuen Testaments, Kirchengeschichte und Homiletik hatte ich gar keine gehört. Freylich hätte ich zu Hause fleißiger seyn sollen; aber da war ein zweites Hindernis das Vorurtheil meines Vaters, der das docendo discimus so weit trieb, daß er dafür hielt, das müsse der würdigste Geistliche werden, der am meisten informirt habe, darum ich neben den vielen Schulstunden noch täglich 3 bis 4 sogenannte Päßstunden geben mußte, also für das eigentliche studium theologicum keine Zeit fand, und endlich drittens hatte ich auch die wenige übrig gebliebene Zeit leider mehr an wenig nützende belletristische Arbeiten verwendet als an die Theologie, so daß ich jetzt recht bloß stand. Freilich hatte ich diesen Winter über ungeheuer gearbeitet und oft nur 3 bis 4 Stunden geschlafen, aber die Dogmatik war das einzige, worin ich hoffen durfte noch leidlich durchzukommen.

---

29) Joh. Werner Herzog, Prof. theol., † 1815, Verfasser der Athenae Rauricae. 30) Jakob Meyer, Prof. theol., 1741—1813. 31) Joh. Rudolf Buxtorf, Prof. theol., 1747—1831.

1808. Juni 2. **Reception ins Ministerium.** Bis zu diesem Tage hatten die tentamina gedauert, beynahe alle dogmatisch. Im Generalexamen tentirte uns Meyer de persona Christi, Buxtorf über Theologie überhaupt. Dann noch Meyer im Hebräischen, Herzog war nicht da. In den besondern tentaminibus: Herzog, der, weil ich seine Lectionen nicht besuchte, beynahe einzig mir aufsaß: Exegese des 1ten Capitels im Hebräer-Brief, wobey alle alttestamentl. citirten Stellen mußten aufgesucht, übersetzt und grammatisirt werden; es ging aber besser, als ich hätte vermuthen dürfen, und er schenkte uns das 3te tentamen. Meyer im ersten tentamen: de baptismo, (es ging gut), im 2ten Hebräisch (mittelmäßig) und jüdische Antiquitäten (erbärmlich). Buxtorf im ersten: de ecclesia (gut), im 2ten: de bonis operibus (langweilig). Antistes Merian[32]): de precibus (ziemlich gut). Pfr. Burckhardt[33]): de justificatione (besonders gut). Pfr. Falckeysen[34]): Catechese über den 6ten Artikel (gut). Pfr. Faesch[35]): über die Eigenschaften eines Predigers und Beantwortung einiger Einwürfe aus den Lessingischen Fragmenten (Wischiwaschi), z. B. den Einwurf wegen der Unmöglichkeit der so schnellen Reise eines so zahlreichen Volkes widerlege die Flucht der Preußen nach der Schlacht bey Jena. Item: den Einwurf, daß bey der Auferstehungsgeschichte ein Evangelist 2 Engel, der andere nur einen nenne, widerlegen die Regeln der Höflichkeit. (Es waren nämlich 2 da, redete aber nur einer, indem es unhöflich gewesen wäre, wenn einer dem andern ins Wort gefallen wäre). In den Disputationen verteidigte Burckhardt aus Becks Synopsis die erste Hälfte des Capitels de ecclesia, ich die 2te Hälfte. Im Final-Examen tentirte uns H. Antistes: de poenitentia, Meyer: de sacra Coena, Buxtorf: de suicidio, Herzog war nicht da. Dann wurden wir in das Ministerium

---

32) Emanuel Merian, Antistes, 1732—1818. 33) Hieronymus Falkeysen, 1758—1838, Pfarrer und Antistes. 34) Joh. Rud. Burckhardt, 1738—1820, Pfarrer zu St. Peter. 35) J. J. Faesch, 1752—1832, Pfarrer zu St. Theodor.

recipirt — und ich schämte mich für meine Examinatoren und mich, daß sie mich aufgenommen hatten, wenigstens hätte ich an ihrer Stelle einen ähnlichen nicht aufgenommen. Wie leichtsinnig ich die Studentenjahre versäumt hatte, das begriff ich erst jetzt.

1808. Probepredigt. Juni 10. Es hatte mir Herr Antistes die schöne Stelle Joh. XIV. 26. zum Texte gegeben; ich war auch da zu leichtsinnig und vertraute darauf: weil in solche Predigten nur Verwandte, Freunde und Günstige kommen, so seyen sie alle schon von gutem Vorurtheile eingenommen. Erst als ich die Predigt abgeschrieben hatte um ein Exemplar dem H. Antistes zuzustellen, da fiel mirs schwer aufs Herz, daß die sämmtlichen Stadtgeistlichen auch als Kritiker dasitzen. Ich hatte Schwindel den ganzen Morgen vor Furcht. Und als nun vollends gegen 11 Uhr der prahlerische Iselin kam, mich abzuholen, und mir sagte: Haben Sie Furcht? Ich gar nicht, ich denke, ich trete auf einem Theater auf, da machte mich der Kerl mit seiner Dummdreistigkeit vollends zittern. Er mußte zuerst predigen und blieb ganz jämmerlich stecken; das trieb mich noch mehr zum Gebeth, und auch andere, wie sie mir nachher erzählten, betheten für mich, und Gott Lob! es ging die saure Stunde glücklich vorüber.

1808. In Reigoldswil. Der alte ehrwürdige Herr Decan Bachofen[36]) in Reigoldswil war gestorben, und an seine Stelle mein treuer Stückelberger zum Pfarrer erwählt worden. Noch war Stückelberger nicht hinaufgezogen, und es war die Zeit der Herbst-Communion und des Bethtages. Der Sohn[37]) des Verstorbenen kam nach Basel und ersuchte mich, diese Funktionen in Reigoldswil zu versehen. Mittwoch den 7. September fuhr ich mit Herrn Albrecht Müller[38]),

---

[36]) J. J. Bachofen-Müller, 1743—1808, Pfarrer in Reigoldswil und Dekan des Waldenburger Kapitels. [37]) Matthäus Bachofen, 1776—1829, Landschaftsmaler und Lehrer an der Zeichnungsschule. [38]) Albrecht Müller-Bachofen, † 1819, Stadtrat (Großvater des Mineralogen Albr. Müller).

dem Tochtermann aus dem Reigoldswiler Pfarrhause und Besitzer des dort liegenden herrlichen Alphofes, des Lauwilberges, von hier fort. Es war ein schöner, herrlicher Abend — und mir so feyerlich zu Muthe, als mir in meinem Leben nicht gewesen war. Erst in der Dämmerung kamen wir hinauf. Der Anblick der Familie in Trauerkleidern rührte mich — er hatte etwas Schauerliches, bey der Dämmerung besonders. Es wurden Lichter gebracht, da stand Bine[39]) im Sommerhause zu hinterst mit dem sanften, melankolischen Auge, dem man's so recht ansah, daß es sich lange recht ausgeweint habe, mit den rothen Wangen, die so lieblich zu der Trauerkleidung standen. Wie mir war? Ich kann meine Empfindung bey Bines Anblick durchaus nicht anders beschreiben, als wenn ich sage: es war mir, als sähe ich eine alte Freundin wieder, von welcher ich lange getrennt war, ich konnte mich nicht überreden, daß wir uns nicht vorher schon sollten gekannt haben.

Herzlich wurde ich von der guten Mama und ihrem biedern Sohne Matthäus empfangen, und obgleich es mir war, als müßte ich als Fremder in dem traurigen Zirkel der Verwaisten überlästig seyn, so war ich doch so ganz daheim — es war mir so wohl in dem heimischen Pfarrhause. Bis Mitternacht blieb ich mit Matthäus in dem traulichen Candidatenstüblein auf. Der feyerliche Morgen des Bethtages erschien, und ich stärkte mich im Gebethe auf die wichtigen Verrichtungen. Kaum nahm ich meine Predigt zur Hand, um sie zu überlesen, als Feuerlärm erscholl. Die gute Mama jammerte, daß jetzt dieses Unglück entstehen müsse, und so lange sie hier seyen, in 28 Jahren habe es nie im Dorf gebrannt. Matthäus und ich eilten zu der Brandstätte; es war aber bald alles gelöscht. Nun ging der Gottesdienst an; ich predigte selbst mit gerührtem Herzen einer gerührten Versammlung über den Entschluß des verlornen Sohnes: ich will mich aufmachen etc. . . . Am folgenden Morgen holte uns

[39]) Jakobea Bachofen, 1784—1853, Krausens spätere Gattin.

Herr Müller vom Lauwilberge zum Mittagessen auf dem Berg ab. Es war das erste Mahl, daß ich diesen herrlichen Ort besuchte, und auch ohne weiteres Interesse schien er mir schon damahls der lieblichste zu sein, den ich kannte. Hier sah ich denn in der treuen Hausfrau auch zum ersten Mahle die 2te Tochter aus dem Pfarrhause zu Reigoldswil, die sanfte Lone[40]); die älteste, freundliche, treuherzige Süsle[41]) hatte ich in Basel gesehen; denn in ihrem Hause war ich eingestiegen. Es frappirte mich, den gutmütigen Bachofischen Familienzug in allen dreyen so unverkennbar zu erblicken.

Bald nach uns kam Mama und Bine mit einer Freundin der letztern und dem muntern Böbbi, einem Knaben des ältesten Sohnes vom Hause, auch von Reigoldswil hinauf. Ein fröhliches Gastmahl und traulicher Gesang stimmte die große Gesellschaft zur Freude. Der Caffee ward auf der Terrasse vor dem Hause getrunken, da ertönte vom nahen Melchhüttchen des mittlern St. Romey der Kuhreihen des Alphorns, mir tiefer in die Seele klingend als noch je ein Concert. Eine liebliche Promenade auf die Höhe des Gaitenköpfleins krönte den schönen Abend. Erst in der Dämmerung stiegen wir wieder hinunter.... Montags frühe reiste ich mit der Gesellschaft von Basel wieder ab und nicht mit gleichgültigem Herzen, wie man von einem fremden Orte abreist, sondern als ob ich selbst von der Heimath gerissen wäre. Mittags kam ich in Basel an; Stückelberger kam zu mir, ich erzählte ihm, wie ich ihn beneide um sein Reigoldswil. Es war Abends Concert. Madame Bürger declamirte; es hatte mir jemand ein Billet gesandt; aber ich verschenkte es; denn heute konnt' ich unmöglich ins Concert gehen. O die Stadt und der Stadtton war mir so zuwider — ich ging hinaus vors Thor, schaute nach dem Gaitenköpflein — und das Bild der guten Bine verfolgte mich überall.

---

40) Anna Magdalena Müller-Bachofen, † 1831. 41) Susanna Müller-Bachofen, 1773—1848, (Mutter des Theologieprofessors Joh. Georg Müller, 1800—1875).

1808. Pfarrwahl. Im nähmlichen Spätjahre wurden mir noch drey große Freuden. Burckhardt ward Pfarrer im Waisenhaus, Stückelberger ward Ehemann und Sprüngli kam wieder, wiewohl nur für vier Tage, nach Basel. Immer näher rückte die wichtigste Zeit für mich heran, und merkwürdig ist, wie sie alles entwickelte.

Schon lange war Herr Pfarrer von Speyr[42]) zu St. Leonhard sehr krank, und jetzt schon seit dem Sommer glaubte man täglich, er werde sterben. Ein Bekannter meines Vaters sagte immer: wenn er gegen alle Wahrscheinlichkeit bis zum 2ten November lebt, so mußte er so lange leben, damit Ihr Sohn, der alsdann einen Monath nachher bey der Erwählung wahlfähig ist, sein Nachfolger werden kann. Am 18ten November erst starb er; und der Dienst ward ausgekündet. Ich war durch das Gerede von Freunden und Schmeichlern in Unruhe gekommen; aber Gott gab mir bald wieder Ruhe; ja ich darf aufrichtig sagen: ich wünschte diese Stelle nicht; denn ich hing viel zu innig an der Idee einer traulichen Landpfarrey.

Am 26ten November fuhr ich mit einer großen Gesellschaft nach Reigoldswil an Stückelbergers Einsegnung. Sie machten mir das Compliment, ich werde Pfarrer zu St. Leonhard werden. Der biedere Major Lichtenhahn[43]) war der einzige, welcher geradezu sagte, er möchte mir diese Hoffnung nicht machen, ich sey unter den Competenten der jüngste. Indessen machten diese drey Tage, die ich jetzt auch im Winter hier und in Bretzwil zubrachte, solchen Eindruck auf mich, daß ich wünschte, wenn nur niemand von St. Leonhard mehr redete; denn ich glaubte, ich würde die Idee einer Landpfarrey nicht vom Herzen reißen können.

Gleich am 2ten Dezember, da ich wahlfrey wurde, ging ich zu Herrn Antistes, ihn zu ersuchen, ob er mich nicht wollte

---

[42]) Johannes von Speyr, 1749—1808, Diakon zu St. Leonhard.
[43]) Joh. Ernst Ludwig Lichtenhahn, 1770—1824, Eidg. Oberst und Brigadier bei der Belagerung von Hüningen 1815.

auf der Liste der unbediensteten Candidaten stehen lassen, damit ich mich nicht einschreiben müsse, indem ich nicht gern einen Schritt thun wollte. Er bedeutete mir aber, es gehe nicht an, und rieth mir, für alle Dienste ohne Unterschied mich zu melden, damit ich denn ganz ruhig zusehen könne, was mir Gott bescheret habe.

Ich schrieb mich ein und ließ gewiß ruhig die Leute schwatzen; am 18ten sollte ich die Sonntags Abendpredigt bei St. Leonhard halten. Da aber am 20ten die Wahl war, so wollte ich auch dieses nicht thun, damit es auch nicht scheine, als hätte ich etwas gesucht; ich übergab sie meinem Vater. Zwey Tage vorher ward er unpäßlich, und ich mußte sie halten. Ich konnte deutlich merken, daß ein ungewöhnlich zahlreiches Auditorium da sey, predigte aber mit Ruhe und Freymütigkeit über Joh. 1. 14.

Montag Abends war Burckhardt bey mir und weissagte mir für ganz gewiß, daß ich morgen Pfarrer werde. Ruhig hörte ich ihm zu; als er aber fort war, verließ mich diese Ruhe, und ich ging in großer Unruhe zu Bette. Der Morgen des 20ten erschien, und ich stand wieder ruhiger auf. Bürgin erzählte mir, es habe ihm geträumt, ich sey in der Spitthalkirche zum Pfarrer von St. Leonhard ernannt worden, und ein großer, schöner Herr mit schwarzem Backenbart, der noch nie da gewesen sey, und den er auch weiters nicht kenne, als daß er in der Kirche vor ihm sitze, sey einer der ersten gekommen, mir zu gratulieren.

Ich ging um 9 Uhr ins Gymnasium, wie gewöhnlich, doch fühlte ich wegen Burckhardts gestriger Ahnung unter dem Docieren Unruhe, die aber bald verging, und um 10 Uhr wollte ich noch eine Privatlektion geben; was mir aber Hr. Rector Miville mißrieth, welcher mich versicherte, es sey wenigstens sehr wahrscheinlich, daß ich in die Wahl kommen werde. Er sprach mir Muth und Ruhe zu, und gab mir einen sehr vortrefflichen, mir unvergeßlichen Rath, wie ich mich zu betragen habe, im Falle ich das Amt erhalte.

Erst um halb 11 Uhr ging ich aus dem Gymnasium heim, auf mein Zimmer hinauf, in großer Unruhe warf ich mich auf meine Kniee und betete inbrünstig nicht um Beförderung oder Abwendung, sondern nur um Ruhe auf jeden Fall; ich schloß mein Gebeth mit dem alten Verse:

Ist's Werk von Dir, so hilf zum Glück!
Ist's nicht von Dir, so treibs zurück!

Unaussprechlich beruhigt, voll Freudigkeit selbst stand ich auf, setzte mich an den Schreibtisch und schrieb, getrost mein Pfeifchen rauchend, an Sprüngli. Unterm Schreiben hört' ich ein Geräusch auf der Straße; ich ging an's Fenster und sah einen Trupp Menschen kommen. „Jetzt ist die Wahl vorüber, und sie laufen, zu gratulieren", dachte ich bey mir selbst, ohne zu ahnen, daß es mich gelte, als mir Eklin von unten herauf rief: „Du bist's."

Nichts von meinen Empfindungen — ich weiß das durcheinanderwogende Gedränge derselben nicht zu nennen; ich ging hinunter und stand mitten unter einem Zirkel liebender Freunde, die mir ihre Theilnahme bewiesen. Jetzt trat ein Herr im blauen Mantel herein — und plötzlich sagte Bürgin: Siehe da, Daniel! der Herr aus meinem Traume! Es war mein jetziger Schwager Joh. Georg Müller, der sich schon damahls unter die Zahl derer bekannte, die an meinem Schicksale den wärmsten Antheil nahmen. Der ganze Tag ging unter Besuchen geschäftevoll vorüber. Endlich eine Stunde vor Schlafengehen zog ich mich in die Einsamkeit zurück, rauchte mein Pfeifchen zum Fenster hinaus unter dem schönen Sternenhimmel — und fragte mich: und wie ist dir denn jetzt, Daniel?

Also nun mit einem Mahle aufgeben die Hoffnung, in ländlicher Einfalt leben zu können? der schöne Traum nun ganz vorüber und angefesselt an das steife Stadtleben? Das war das erste, was ich hier dachte, und ich konnte eine Thräne nicht zurückhalten. Aber wer wollte hier Gottes Hand

verkennen? Erst achtzehn Tage wahlfähig, erst zweiundzwanzig Jahre alt, und schon eine der besten Stellen — unter so vielen würdigern, ältern Competenten, darunter vier meine Lehrer waren, mir anvertraut? Und solltest du dich nicht freuen, eine Stelle anzutreten, von der du so zuverlässig weißt: der Herr hat sie dir gegeben? So sprach ich zu mir selbst, schlug die Bibel auf und traf gerade auf die Stelle Jeremia I. 6 ff „ich tauge nicht zu predigen; denn ich bin zu jung. Der Herr aber sprach zu mir: Sage nicht: Ich bin zu jung! Sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dir heiße. Fürchte dich nicht vor ihnen; denn Ich bin bey dir und will dich erretten, spricht der Herr." Nun wußt' ich genug, ging zu Bette und schlief ruhig ein. Und nun — wie hatte es Gott gefügt, daß ich an diesen Posten kam? Als ich am folgenden Tage meine Visiten machte, erfuhr ich, daß zwei Anlässe, die ich beyde von mir abgelehnt hatte und dennoch nicht ablehnen konnte, in der Hand der Vorsehung dazu benützt worden waren. Erstlich der Bethtag in Reigoldswil, und zweytens die letzte Sonntagabendpredigt. Durch erstere hatte des verstorbenen H. Decans in Reigoldswil Schwager, H. Matthäus Müller, welcher vorher Bannherr bey S. Leonhard war, solche Liebe zu mir bekommen, daß er nicht nur seine Stimme mir gab, sondern mich auch (freylich nicht ganz ehrlich!) seinen Freunden rühmte; und mehrere sagten mir selbst, sie haben mich nicht gekannt; aber meine letzte Abendpredigt habe sie bestimmt, mir die Stimme zu geben. O glücklich — wer nur einfältig und ohne Falsch an der Hand der Vorsehung sich führen läßt.

Die alten Herren vom Rath und Ministerium empfingen mich beynahe alle so, daß ich es merken konnte, sie seyen mit der Wahl eines so jungen Pfarrers nicht zufrieden — so auch die meisten meiner Herren Collegen! Ich sah auf Den, der mich berufen hatte, und so erwartete ich getrost, was da kommen werde.

1809. In Amt und Würde. Am 5ten Februar trat

ich meine Stelle bey S. Leonhard an; ich hielt meine Antrittspredigt über obige Worte Jerem. I. Und nun fing ich denn an zu funktionieren. Unendlich lang scheinende Zeit mußt' ich auf die üblichen Hausbesuche verwenden, die aber großenteils zwecklose Visiten sind, geeignet, die Neugierde zu befriedigen, indem man den neuen Pfarrer von allen Seiten besieht und endlich vom schönen oder trüben, warmen oder kalten Wetter spricht oder, wenn's gut geht, von seiner Antrittspredigt. Doch versteht sich's von selbst, daß hier nicht von allen die Rede ist.

In meinen Predigten machte ich mir's zur Hauptregel, ohne andere Hilfsmittel immer nur die Bibel zu gebrauchen, auf verschiedene Auslegungen keine Rücksicht zu nehmen, um nicht Nachbether zu werden, keine andere als biblische Beweise zu führen und als christlicher Lehrer keine Predigt zu halten, worin die Zuhörer nicht auch erfahren sollten, wer uns Weg, Wahrheit, Versöhner und Erlöser sey. Was die Rede anbetrifft, so trachtete ich immer mehr und mehr, Ciceros Simplizität zum Muster zu nehmen, darum alle poetischen Bilder und Blumen, die ich vorhin in meinen Predigten ausgestreut hatte, ganz wegzulassen und niemehr das Wort „ich“ in einer Predigt hören zu lassen — sintemal wir nicht uns selbst predigen, sondern bloß Organe sind, durch welche das Wort Gottes ausgesprochen werden soll. Sonntags- und Dienstagspredigten schrieb ich nach einem Plane ganz nieder und lernte sie auswendig, wobei mich mein gutes Gedächtniß so unterstützte, daß ich Anfangs in einer Stunde und bald auch in einer halben Stunde eine Predigt auswendig wußte. Die Donnerstagspredigten hielt ich nur nach einem kleinen Schemate, und öfters ist es mir begegnet, daß mir gerade diese zum Lesen abgefordert wurden.

Das zahlreiche Auditorium, das ich hatte — denn an den Festtagen des ersten Jahres waren auch noch die Plätze vor der Kirchenthüre gedrängt voll — nahm mich nicht ein; denn ich wußte, es war nur der Reiz der Neuheit, und ich bin über-

zeugt, daß meine jetzigen Predigten, obschon nicht mehr halb so viel besucht, besser sind; auch kann ich vor Gott versichern, daß ich den wenigen Personen am Donnerstage mit dem nämlichen Eifer predigte; ja lieber denen, die um des Wortes, als denen, die um des neuen Predigers willen kamen. Der wichtigste Theil meines Amtes war mir von Anfange bis jetzt auch der liebste, nämlich der Unterricht. Dieser zerfällt in zwei Theile, die Kinderlehren und den eigentlichen Confirmationsunterricht. In den Kinderlehren machte ich gleich eine Reform, indem ich den dogmatischen Unterricht, der durchaus eingeführt war, nur für die Größern beybehielt, mit den Kleinern aber bloß die biblischen Geschichten zu durchgehen anfing, indem die Geschichte eigentlich der ganze Grund der Religion, und jedes Dogma ein aus der Geschichte abstrahierter Satz ist.

In dem Confirmationsunterricht untersuchte ich mit meinen Catechumenen über die verschiedenen Dogmen unserer Confession auch die Meinungen der Gegner, um die Richtigkeit der von der Kirche angenommenen in desto helleres Licht zu setzen und sie ihnen desto wahrer darzustellen. Zum Leitfaden blieb ich bey unserm Basler Nachtmahlbüchlein, und werde so lange dabey bleiben, bis wir einen Catechismus haben, der an Kraft und Einfalt ihm gleich, nur etwas deutlicher und umfassender wäre. Die Absolution suchte ich immer meinen Catechumenen so rührend und wichtig zu machen, als es mir möglich war, damit der Eindruck unvergeßlich bleibe; denn man nimmt ihn ins folgende Leben mit, und darum schärfte ich ihnen nichts so sehr ein als Bibellesen und ernstliches Gebeth und Flehen.

1809. Heiratspläne. Sobald ich Pfarrer geworden, so ermangelte man nicht, mir im Publikum eine Menge Bräute zu geben, unter ihnen wurde vorzüglich Lotte und Bine genannt; aber Lotte war zwar an Zollikoffers Hochzeit ein bezauberndes Mädchen gewesen, hatte mir aber trotz ihrer Wunderwirkung doch noch so viel Verstand übrig gelassen, daß ich wol einsah, sie werde nie eine beglückende Hausfrau werden;

Bine, die melankolische Leidtragende im Reigoldswiler Pfarrhause saß tiefer in meinem Herzen, und meine ersten, ernstlichen Gedanken fielen auf sie. Als ich Pfarrer geworden war, hatte mir ihr Bruder Matthäus gratuliert, und ich machte ihm nun auch eine Gegenvisite; damahls kränkelte sie und ward hernach todkrank, so daß jedermann an ihrem Aufkommen zweifelte. In der Zeit ihrer Erholung sagte mir einst meine Schwester Helene: „Bine ist doch ein sonderbares Mädchen, die hat ein Gelübde gethan, sich nicht zu verheirathen.“ Woher weißt du das? fragte ich, und sie antwortete mir: von einer ihrer nahen Anverwandten. Nun ist es also Zeit und Pflicht, sagte ich mir, das liebe Bild aus deinem Herzen wegzuräumen, wenn du nicht zum Schaden deines Amtes um deine Ruhe kommen willst, und es geschah nicht ohne heiße Kämpfe. Meine Eltern und namentlich meine Mutter wurden aufmerksam gemacht, wie nöthig es für einen Pfarrer ohne Vermögen sey, eine reiche Frau zu nehmen, und da begannen denn die Spekulationen. Schon früher war ich mit einer gewissen Jette zu Birmanns wie von ungefähr geladen worden; ich merkte das ungefähr, die Jette war hübsch, aber sie war mir zu spröde. Nun ward ich in das Socin'sche Haus zu S. Alban geladen, dem ich besonders viele Verbindlichkeiten hatte. Da sagte mir denn die gute Mama Socin, sie habe meinen Eltern versprochen, mir eine Proposition zu thun wegen einer Heirath. Ich dankte von vornherein und bemerkte ihr, ich lasse mir keine machen, sondern wenn es einmahl an dem sey, so wolle ich meinen Eltern die Proposition machen. Sie sagte: Der Herr Feuerkopf höre mich nur an! Da ist eine gewisse Louise, reich, schön, fromm, verständig, fleißig; nun, wie lautet's? Allerliebst, sagte ich, aber ich will sie nicht. — Warum nicht? — Weil ich sie nicht kenne. — Da soll Rath werden, und es soll Sie keinen Schritt kosten. Herr Pfarrer Raillard[44]) will für Sie anhalten, und da in dieser Stube sollen Sie sie kennen lernen. — Wenn Herr Pfarrer

[44]) Emanuel Raillard, 1761—1833, Pfarrer zu St. Alban.

Raillard sie für sich will, so lasse ich ihm gratulieren; aber für mich soll er sich keine Mühe geben. — Sapperment! Was verlangen Sie denn für Eigenschaften? Sind Ihnen die genannten nicht genug? — Nur zu viel; die erste schenke ich Ihnen und verlange dagegen gegenseitige Liebe. Ich will nicht heirathen und hernach schauen, ob wir uns auch lieben können, sondern ich will ein Mädchen heirathen, wann wir uns zuerst lieben, und da lassen Sie in Gottes Namen mich aussuchen. — Infamer Starrkopf! sagte sie in komischem Zorn, fand aber doch zuletzt mit Lachen, ich habe nicht so Unrecht.

Außer einer einzigen hingeworfenen Bemerkung meiner Mutter, man werde mir keine Frau auf dem Teller bringen, ward diese Sache nicht mehr erwähnt. Bald nach meiner Antrittspredigt hatte ich einen Traum, der wol für manchen weniger Nüchternen von entschiedener Bedeutung gewesen wäre. Es träumte mir, ich sitze in meinem Kanzelstuhl, da ginge ein wunderschönes Mädchen an mir vorbey durch die Kirche. Unmittelbar darauf schellte ich an einem Hause in unserer Gemeinde an, da öffnete mir das nämliche Mädchen die Hausthüre. Ich hatte das Mädchen, so viel ich mich erinnern konnte, in meinem Leben nie gesehen, erfuhr aber hier im Traume: sie heiße Grithe und sey meine Braut. Als ich am nächsten Sonntag die Abendpredigt gehalten hatte und im Kanzelstuhl die Leute vorbeygehen sah, siehe da ging unter ihnen auch mein Traumbild leibhaftig vorüber; am Montag kam ich in meinen Gemeindebesuchen gerade an das bezeichnete Haus, ich schellte an, und mein Mädchen öffnete mir freundlich die Thüre; ich ward von den Eltern mit Herzlichkeit empfangen und hörte auch in den ersten fünf Minuten, daß sie dem schönen Mädchen Grithe sagten. Das Gespräch kam auf ein neues Journal, von welchem mir der gefällige Papa zwölf Hefte zeigte und sie mir zum Lesen anbot. Prächtig! dachte ich, das gibt Anlaß zu zwölf Besuchen, wo du dann das liebe schöne Mädchen näher magst kennen lernen; ich bat mir also eines aus; der höfliche Papa wollte mir's durchaus schicken,

ich ging nach Hause und siehe — der Esel schickt mir alle zwölf Hefte mit einander. Indessen, so wol mir die schöne Grithe gefiel und so wunderlich auch dieser Traum und diese Wirklichkeit sich glichen, so war es doch eben der Traum, was mich abhielt, der Sache Gewicht zu geben; es schien mir ein verdächtiger Handel, mein Schicksal an einen Traum zu knüpfen; ich verwahrte mein Herz vor dem schönen Bilde dergestalt, daß ich, als die zwölf Hefte ausgelesen waren, sie zurücksandte.

Bald darauf fand ich bey einem andern Gemeindsbesuche bey einer Großmama eine gar artige Lisette, von deren guten Eigenschaften mir die Großmama nicht genug rühmen konnte und deren Lob ich auch sonst vielfältig verkünden hörte. An der Wand hing ein schönes Ecce homo! Lisette reichte mir dasselbe, ich bewunderte die schönen sanften Züge des Gesichtes an diesem Bilde; die Großmama sagte mir, Lavater habe das für eines der schönsten Bilder gehalten. Als ich Abends nach Hause kam, lag das Ecce homo schon als Geschenk für mich auf meinem Tische. Diese zarte Aufmerksamkeit that mir gar wol, und die sanfte Lisette machte einen wolthätigen Eindruck auf mein Herz. Aber als ich sie in der Nachbarschaft in drei Häusern, wo ich auch meine Besuche machte, jedesmahl wieder antraf und denken mußte, sie sey wegen mir da, da wich jener Eindruck einer etwas widrigen Empfindung, obgleich sie sich gar nicht hervordrängte, sondern bescheiden, wol gar schüchtern in einer Ecke saß, und ich nachher überzeugt wurde, da ich sie als Frau und Mutter kennen und schätzen lernte, daß sie ungern genug in diese Häuser gegangen sey und es wol nur aus Gehorsam gegen ihre voreilige Großmama that. Das ecce homo ist mir nun zu einem Andenken an eine früh vollendete würdige Mutter geworden.

..... Wachend und träumend sah ich, dachte ich, rief ich seit diesen schönen, seligen Tagen [im September auf Lauwilberg, in Bretzwil und Reigoldswil], deren Erinnerung in ewig frischem Glanze mich umschwebt, immer nur Bine! und wieder Bine! Ich ging so oft zu Georg Müllers, daß es der

Nachbarschaft auffiel, aber was kümmerte mich das? Konnte ich doch mit dem biedern Georg vom Lauwilberge und mit seiner lustigen Süsle von ihren Schwestern reden. Ich entdeckte mich allen meinen Freunden, sie hatten eine kindliche Freude, besonders Zollikoffer; ich redete mit meinen Eltern, sie hatten gegen Bines Persönlichkeit nichts, aber Eine große und schwere Einwendung, die ihr ganzes Herz erfüllte, nämlich: daß jeder vernünftige Mensch rathe, ich müsse, um sorgenfrey zu leben, eine reiche Frau nehmen! Ich erklärte ihnen meine Ansicht und meine Überzeugung, daß eine Heirath ohne Liebe mir ein sehr sorgen- und kummervolles Leben bereiten würde; daß ich nie meinen Wolstand einer Frau verdanken wolle, sie müsse nicht mich, ich wolle sie erhalten; ich machte sie endlich darauf aufmerksam, wie ich ja einen Dienst habe, der mir hinlängliches Einkommen gewähre; da ja sie selbst ohne Vermögen und Dienst sich verbunden hätten, und doch ihr Vertrauen auf Gott dergestalt belohnt worden sey, daß sie eine Familie von drey Kindern erhalten konnten, ehe mein Vater, erst sechs Jahre nach seiner Verheirathung, einen Dienst erhalten habe. Da war wenigstens mein Vater entwaffnet, meine Mutter, durch ihre Geheimräthin ermuthiget, gab die Hoffnung noch nicht auf, mich zu bekehren.

Sonntag Abends den 3ten September trafen wir auf einem Spaziergang in der lieblichen Allee zu S. Margarethen Georg Müller und seine Süsle an; von dieser erfuhr ich, daß Bine morgen nach Basel komme. Montag Abends, als ich mit Zollikoffer in traulicher Unterredung über die Schanzen spazierte, wunderte er sich gar sehr, daß ich ihn auch noch zwischen den finstern Ringmauern vom Aeschen- zum S. Albanthor führte; aber da sollte sie ja hereinkommen, und ich war ja zufrieden, wenn ich nur ihren Wagen sehen konnte, sah ihn aber nicht. Tags darauf gab ich mir in der Steinenvorstadt [beim Spezierer Georg Müller] ein überflüssiges Geschäft, ich begegnete Lone unterwegs, sie lächelte, ich ward roth, hatte aber nicht den Muth, sie anzureden. Süsle stand

im Laden und hieß mich hereintreten; ihre Mama und Schwestern kämen auch. Ich gehorchte gern, ich hatte es ja darauf angelegt. Da kamen sie, aber mit ihnen Frau Heß, des Bretzweiler Pfarrers Schwester, ich ärgerte mich über sie und wollte gehen, mußte aber bleiben, bald ging Frau Heß, und nun begannen die fröhlichen Reminiscenzen an den Lauwilberg; Bines Blicke sagten mir abermals viel. Von da an ging ich, um das Gerede des Publikums unbekümmert, alle Tage zu Müllers, Nachts kamen sie mit Bine auf die Pfalz, ich führte das Gespräch auf alle möglichen Gegenstände und freute mich ihres anständigen Urtheils und ihres frommen Sinnes, besonders wohl that mir, wie sie mit unsern alten Dichtern, Haller und Gellert bekannt, ja vertraut war ...

1809. Sept. 18. Mit Bine in Chrischona. Erstes Geständniß des Überwundenen. Es war gestern unter den Frauenzimmern ein Spaziergang nach Chrischona abgeredet worden, wo man an einem Picknick sich erquicken wollte. Ich wollte und konnte nun nicht mehr länger zuwarten, schrieb diesen Morgen ein Briefchen, gestand ihr meine Liebe, und daß ich auch an die ihrige fest glaube, daß aber, falls ich mich darin täuschen sollte, sie das wunderlichste und unbegreiflichste Mädchen von der Welt sey, und schloß auf diesen beynahe unmöglichen Fall mit dem Vossischen Verse:

Mehr beseligt's, ungeliebt zu lieben,
Als geliebt kein Liebender zu seyn.

Ich war entschlossen, ihr heute dieses Brieflein zu geben, Zollikoffer war von allem unterrichtet. Auf 12 Uhr, als ich zu Tische saß, kamen Süsle, Bine und noch einige Freundinnen meiner Schwester Helene, diese abzuholen. Die muthwillige Frau Süsle neckte mich, daß ich wider Willen Rüben esse, meine Eltern machten, da sie sahen, auf welch freundschaftlichem Fuße wir bereits standen, ein sauersüßes Gesicht, Bine war verlegen. Endlich brach man auf; meine Eltern meinten, da es doch Mittags um 12 Uhr sey, wo die Sonne mitten am hohen Himmel stehe, so wolle sich's nicht schicken, daß ich die

Frauenzimmer durch die ganze Stadt begleite. Sie gingen also voraus ans Thor; die alte Verena trug das Essen; in einer Viertelstunde, während welcher meine Mutter nur seufzte, aber nichts sprach, ging ich ihnen nach, sie warteten mir vor dem Riehenthor, ich führte Bine bis nach Chrischona, wir hatten fast immer die Hände in einander. Nun waren wir droben, ich führte Bine, während die andern draußen etwas besahen, in die alte verfallene Kirche hinein; da standen wir nun sprachlos allein zwischen Holz und Rebwellen. Nun muß es seyn! den Moment ergriffen! rief's in mir. Ich zog mein Brieflein aus der Tasche. „Nehmen Sie mir wol diesen Brief ab?" — Ja freylich — sagte sie mit rührender Freundlichkeit und steckte ihn hastig ein. „Ahnden Sie wol seinen Inhalt?" — Ja — sie sah zur Erde nieder. „Und Ihre Antwort?: Hocherrötend, ohne aufzuschauen, antwortete sie: Die errathen Sie auch. Ich wußte nicht mehr, was ich that, und faßte ihre Hand. Da standen wir. „Kommen Sie auf jene Treppe, die Aussicht dort oben muß schön seyn." Ich führte sie hinauf, wir sahen nichts; wieder hinunter. Da standen wir abermals. „O Bine!" Ich breitete meine Arme aus, sie sank hinein, auf unsern Lippen brannten die selig entzückenden Küsse der ersten schönen, glücklichen Liebe, alles schwand um mich, nur sie nicht; siehe, da schwand auch mein Hut und fiel in der seligen, stürmischen Umarmung auf den Boden, draußen hörten wir Fußtritte; und eben als ich meinen Hut aufhob, traten die andern in das Kirchlein, und das arme glühende Mädchen wußte sich nicht zu helfen, meine Lage hingegen, auf dem Boden nach dem Hute greifend, war gerade die umgekehrte von jenen Pharisäern im Tempel, deren Verlegenheit im Hinausgehen der Liebevolle durch sein Niederbücken gemildert hatte; so entging hiegegen die meine durch mein Niederbücken den Hereintretenden. Da ward also nun unser Picknick zu einem wahren Liebesmahle; ich gab mir wenig Mühe, mich zu verstellen, und wer es nicht gemerkt hätte, daß wir uns lieben, für dessen Scharfsinn hätte ich nicht

viel gewettet. Endlich jauchzte jemand den Weg hinauf, ich war versichert, das sey Zollikoffer, ging ihm entgegen und erzählte ihm; er freute sich herzlich, wir waren alle überaus vergnügt. Im Heimgehen führte ich Bine, Zollikoffer führte Süsle und redete mit ihr darüber in apokryphischen Ausdrücken, die andern waren voraus. Da nahm ich Süsle bei der Schulter von hinten und sagte: Guten Abend, Schwester! Sie schaute um, und eine Freudenthräne glänzte in ihren Augen. So kamen wir in die Steinenvorstadt; Georg Müller stand im Laden. „Guten Abend, Schwager!" riefen ihm Zollikoffer und ich mit einander zu. Was? schrie er, und lief hinauf, Matthäus zu holen; wir mußten aber eilen, heim zukommen; denn es war zu spät.

Schon das Späterkommen war nach alter Gewohnheit meinen Eltern gar nicht recht. Nun aber gab es noch eine Scene eigner Art, eine letzte, ich möchte fast sagen, verzweifelnde Demonstration. Während wir in Chrischona waren, war eine alte Freundin meiner Mutter in unserm Hause gewesen, ihr für den Herrn Sohn Namens eines hiesigen Hauses einen vortheilhaften Heirathskauf anzutragen und zugleich, um der Sache mehr Gewicht zu geben, einen Status des reichen Vermögens vorzulegen. Zwar fand sich eine Schwierigkeit darin, daß die Jungfr. supposita Braut sowie ihre ganze Familie eine Herrnhuterin war, es war aber in Glauben hinzugesetzt: das werde sich schon geben, und in der That hatte ich seit einigen Monathen immerfort sogenannte freundschaftliche Besuche von Herrnhutern, die an meiner Bekehrung arbeiten wollten. Also mit diesem Antrage rückte jetzt meine Mutter heraus, als wir am Nachtessen saßen, und suchte mit möglichster Beredsamkeit mir die großen Vortheile einer solchen Parthie auseinanderzusetzen, freylich etwas kleinlaut; denn die alte Verena hatte schon gebeichtet, es wolle sie fast dünken, als ob der Hr. Pfarrer und die Jungfr. Bachofen einander lieb hätten. Ich erzählte als Antwort auf den geschehenen Antrag, daß ich diesen Abend Bine meine Liebe gestanden hätte und der ihrigen versichert worden sey, und schloß meine Ant-

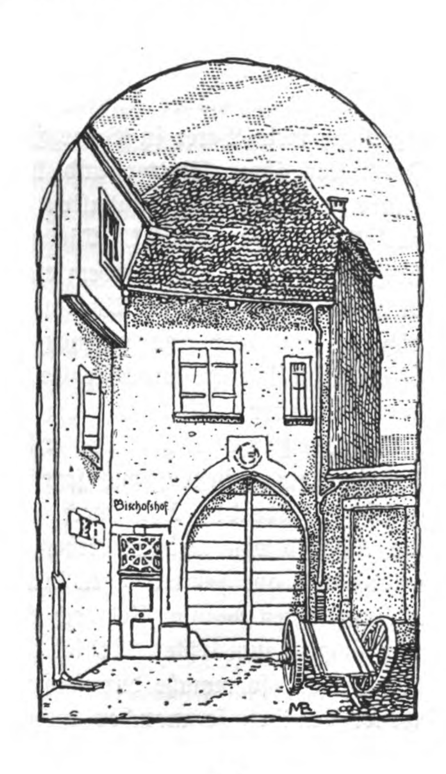
wort damit, daß ich fest und bescheiden erklärte, mein Wort brechen werde ich nicht, würden mir meine Eltern ihren Segen versagen, so werde ich ohne Elternsegen Bine nicht heirathen, aber dann gewiß auch *keine andere*, das aber erwarte ich nicht, sondern bitte sie kindlich um ihren Segen zu meiner Verbindung mit Bine. „Und den sollst du haben" antwortete mein Vater in Thränen ausbrechend und reichte mir mit reichen Segenswünschen seine Hand, hinzusetzend: so habe ich's ja auch gemacht, und meine Mutter folgte ihm nach.

1809. Sept. 21. *Verlobung mit Bine.* Mein Vater hatte gewünscht, daß ich meine Verlobung auf drei Tage verschiebe, weil am 21sten gerade sein Geburtstag war, und diesem schönen Wunsche gab ich gern nach. Wir sahen einander also am 19ten, wie gewöhnlich, erst Nachts auf der Pfalz, und da ein Gewitter ausbrach, flüchteten wir uns zu Zollikoffers, wo sich auch Segiser einfand, der die Bemerkung machte: diese zwey müssen sich näher kennen. Am 21sten also des Morgens begab sich mein Vater in Bines Haus, um nach hergebrachter Form bey ihrer Mutter und Matthäus als ihrem Vogt um ihre Hand für mich anzuhalten. Er kam sehr vergnügt und voll Genugthuung zurück. Die ganze Familie kam nach dem Nachtessen zu uns, und nachdem die Herzen schon gewechselt waren, wurden nun auch die Ringe gewechselt. Wir waren so herzlich bey einander und nahmen alsobald alle gegen einander das freundliche Du an, es fehlte nur Lone, die noch auf dem Lauwilberge war.

1809. Okt. 25. *Letzter Tag im väterlichen Hause.* Ich lasse darüber mein Tagebuch sprechen:

„Ein wehmüthiger Abend! Thut doch jeder Abschied wehe! Ich habe Abschied von meinem lieben Stübchen genommen — ich stand noch am Fenster gegen dem Rheine und schaute hinaus. Zum letzten Mahle! fiel doch dieser Gedanke so schwer auf mein Herz — zum letzten Mahle! habe so manche frohe Stunde hier verlebt, so manche durchseufzt! so manchen schönen Traum hier genährt, so manchen aufgegeben — so

manchen Plan entworfen, so manches Bild umfangen, bin so oft hier gesessen und habe den Rauch aus meiner Pfeife geblasen — o lebe wol, du liebliches Stübchen! Lebe wol, Vaterhaus! Es thut mir wehe, von dir zu scheiden; es war mir so wol in deinen Mauern, wie dem Kinde auf der Mutter Schooß. Ich muß hinaus, muß hinaus, wäre sonst gern geblieben! Lebe wol, Gottes Segen über dir! Gottes Segen über deinen lieben Bewohnern, meinen treuen Eltern, meinem redlichen Freunde und der ehrlichen alten Freundin, unsrer Magd! Lebe wol! — Ich stand noch einmal am Fenster und schaute hinaus — das erste Viertel des Mondes erleuchtete ganz matt die Gegend, ich schaute wieder herein. Eine Thräne bebte in meinem Auge. — Lebe wol!“





Aus Jakob Burckhardts Jugendzeit.

(1841—1845.)

Von Dr. Max Pahncke,
Oberlehrer in Neuhaldensleben bei Magdeburg.

—•○•—

Es ist meine Absicht, in der folgenden Arbeit das Burckhardtmaterial aus dem Nachlasse von W. Beyschlag und A. Wolters vorzulegen, soweit es mir für die Freunde Burckhardts bezw. darüber hinaus für seine Biographie irgendwie von Wert zu sein scheint. Dieses — wohl vollständige — Material besteht in der Hauptsache aus Jugendbriefen Burckhardts, von denen die meisten an den jungen Willibald Beyschlag aus Frankfurt a. M. gerichtet sind, den späteren namhaften Hallenser Theologen und Schriftsteller, einige wenige an dessen 1878 verstorbenen Jugendfreund Albrecht Wolters aus Emmerich bei Kleve, der zuletzt ebenfalls als Professor der Theologie in Halle a. S. tätig war. Aus den Briefen an Beyschlag ist allerlei Ausgewähltes schon gedruckt in der Beyschlagbiographie von C. H. Pahncke[1]), das ich der Vollständigkeit halber und im Zusammenhange hier noch einmal geben muß.

W. Beyschlag, der schon ca. 1851 in geschriebenen Erinnerungen eine Schilderung des jungen Burckhardt entworfen hatte, die von C. H. Pahncke in der ebengenannten Beyschlag-

1) W. Beyschlag. Tübingen. J. C. B. Mohr. 1905. S. 46—51.

biographie[2]) abgedruckt worden ist, hat im ersten Bande seiner Erinnerungen[3]) das Bild des Freundes seiner Jugend anschaulich und liebevoll gezeichnet. Diese Darstellung wird lebendig illustriert durch die im folgenden mitgeteilten Briefe des jungen Burckhardt, die sich neben jene andere Reihe von Jugendbriefen stellen, die Burckhardt an G. Kinkel geschrieben hat, und die von R. Meyer-Krämer in der Deutschen Revue[4]) publiziert worden sind.

C. Neumann hat behauptet[5]), Burckhardt habe sich von der Jugend zum Alter bedeutsam gewandelt, seine Jugend zeige Züge, „die bis zur Unkenntlichkeit in dem später angelebten Charakter verwischt und fast durch Gegensätzliches ersetzt worden sind“. Es sei mir deshalb gestattet, dem Leser zunächst einmal das Bild dieses jungen Burckhardt in den allgemeinsten Umrissen zu zeichnen.

Der jüngere Geistesverwandte G. Kinkels und Fr. Kuglers, kunstsinnig und sangesfreudig wie sie, wenn auch genialer und stärker als werdende wissenschaftlich-künstlerische Persönlichkeit; — ein wanderfroher schwarzlockiger Gesell, der mit sehenden Augen durch die Lande geht, schönheitsdürstig, von sittlichem Temperament und starkem leidenschaftlichem Gefühl, „wenn er dem nahen Freund sein gern verborgenes Innerstes erschließt“[6]); — ein in den Gefühlen der Lebensfreude und der Freundschaft schwelgender „Maikäfer“, der aus der Fülle seiner leicht quellenden Gaben heraus singt, spielt, komponiert,

---

[2]) S. 45 u. 46.

[3]) Aus meinem Leben. Bd. I. Halle. Strien. 1896. S. 133—137; 141; 147; 148; 150/151; 156. Vgl. auch desselben: Erinnerungen an A. Wolters. Zeitz u. Leipzig. Strien. 1880. S. 16—21; 23.

[4]) D. R. Jahrgang 24, Bd. 1 (Jan.—März 1899). S. 70—92; 286—302.

[5]) in seinem ausgezeichneten Aufsatz über B. in der Allgem. deutschen Biogr. 47, 381 ff.

[6]) K. Fresenius in einem ungedruckten Briefe an W. Beyschlag vom 7. Aug. 1842, wo es heißt: „Burckhardt ist nicht mehr so schroff gegen solche, mit denen er differiert, wenn er mit ihnen nicht zugleich in Wahrheitsliebe und Redlichkeit differiert. Er ist

dichtet, zeichnet; — ein wackerer Zecher, launiger Reisegefährte und liebenswürdiger Gesellschafter: solche Persönlichkeit ist es, die sich uns, von dem ganzen Zauber frischer Jugend und junger Begeisterung umwoben, in dem jungen Burckhardt darstellt.

Während sich Burckhardt mit Wolters nur im Wintersemester 1842/43 in Berlin — allerdings herzlich — berührt hat, beider kurzes freundschaftliches Verhältnis, das mit den unten abgedruckten Briefen abläuft[7]), im wesentlichen auch nur auf dem gemeinsamen lebhaft vermittelnden Freunde W. Beyschlag und ein wenig auf der gemeinsamen Zugehörigkeit zum Bonner „Maikäfer"klub beruht, ist das freundschaftliche Verhältnis zwischen Burckhardt und Beyschlag viel tiefer gegründet und deshalb auch dauerhafter gewesen.

Es ist bekannt, daß J. Burckhardt anno 1841 in Bonn dem damaligen lic. der Theologie Gottfried Kinkel nahegetreten ist. Er war deshalb auch ein eifriger Besucher der Donnerstag-Abende, an denen Kinkel einen kleinen Kreis auserlesener Studenten um sich zu sammeln pflegte, deren einige durch Jahre hindurch mit den Kinkels und eo ipso auch mit Burckhardt freundschaftlich verbunden geblieben sind. Ich nenne A. Kaufmann, den späteren namhaften rheinischen Poeten, K. Fresenius aus Frankfurt a. M., einen humanistisch interessierten Mathematiker[8]), sowie die Freunde Adolf Torstrick aus Bremen und Gustav Wurm aus Köln, damals Studenten

---

ein Charakter, wie ich wenige gesehen habe, im Kampf mit der eigenen zügellosen Verfolgungssucht gegen Serviles und Mittelmäßigkeit zu einer edlen Maßhaltigkeit gediehen, nicht kalt und herzlos, wenn er dem nahen Freund sein gern verborgenes Innerstes erschließt, nein, eher überglühend . . .

[7]) gegen Meyer-Krämer besonders a. a. O. S. 290 und 293, Anm. 4.

[8]) es ist nicht, wie meist behauptet wurde, der später als Chemiker bekannt gewordene Karl Fresenius, sondern dessen gleichnamiger Vetter, verstorben als Gymn.-Prof. in Frankfurt a. M. vgl. Beyschlag. A. m. L. I. S. 94; 96; 98; 104—106; 108/9; 113; 119; 175 u. a.

der Philologie und eifriger Hegelianer.[9]) In diesen Kreis hat sein Frankfurter Landsmann und Schulfreund Fresenius auch den jungen Beyschlag eingeführt, und dort haben Beyschlag und Burckhardt einander kennen gelernt.

Drei von den ebengenannten Verehrern Kinkels, A. Kaufmann, K. Fresenius und J. Burckhardt — die Getreusten der Getreuen — waren aber weiter im Sommer 1841 auch Glieder des engsten und intimsten Kinkelkreises, des poetischen Vereins „der Maikäfer", in dem Kinkels Braut Johanna Mathieux geb. Mockel als „Direktrix" präsidierte, und dem als aktives Mitglied zu der Zeit weiter noch Andreas Simons[10]), damals Primaner und Pensionär im Hause der Eltern Johannas, angehörte. Auch dem Kreise dieser intimsten Kinkelgenossen scheint Fresenius — nicht ohne Absicht — seinen Frankfurter Freund geflissentlich genähert und damit auch engere Beziehungen zwischen Burckhardt und Beyschlag eingeleitet zu haben.

Unterm 17. Juli 1841 begegnet zum ersten Male in Beyschlags Tagebuch Burckhardts Name: „Abends hatte Karl Fresenius Kinkel, Burckhardt, A. Kaufmann und mich eingeladen". . . . Am 31. Juli sind Fresenius, Burckhardt und Beyschlag in Mondorf a. d. Sieg zu Gaste bei A. Kaufmann, dessen Familie dort ein kleines Gut besaß. Unterm 7. August erzählt Beyschlag: „nachmittags besuchte ich Burckhardt . . . und hatte wieder Gelegenheit, seine bewundernswerten historischen und kunstgeschichtlichen Kenntnisse zu bestaunen" . . .; er nennt Burckhardt „gütig, liebenswürdig und bescheiden" und bedauert, ihn nicht näher kennen lernen

---

[9]) vgl. über Torstrick u. a.: Beyschlag. A. m. L. I. S. 104; 127; 136; 145—147; 168/69. Die Rheinlande, Monatsschrift für deutsche Art u. Kunst. Düsseldorf. Jahrg. 1908. S. 52 u. 54 (Heft 2) u. 76/77 (Heft 3). Deutsche Revue a. a. O. S. 292. Über Wurm vgl. Beyschlag a. a. O. S. 104 u. 112 u. a.

[10]) Über Simons, Kaufmann u. a. „Maikäfer" Nachweise in der Kinkelliteratur.

zu können (da Burckhardt bald darauf, im Herbst 1841, von Bonn nach Berlin übersiedelte).

Die Beziehungen Beyschlags zu Burckhardt sind bis dahin also noch ziemlich äußerlicher Natur.

Das wird mit einem Schlage anders, als Beyschlag Anfang Dezember auf die Anregung von Fresenius hin (der ebenfalls im Herbst 1841 Bonn verlassen hatte) in den „Maikäfer“ aufgenommen wird. Burckhardt und Beyschlag würden einander vielleicht als sehr verschiedene Naturen und Geisteskinder ohne diese Tatsache nie nähergetreten sein. Aber wer die rheinischen Maikäferfreunde, wer die Kinkels so liebt und von ihnen so geliebt wird wie damals der junge „Balder“[11]), der gehört eo ipso auch zu Burckhardts „Liebsten“, weil gleiche Freundschaft, weil „gleiches Glück“ „die Menschen eint“.[12]) Poetische Maikäfer-Briefe, zwischen den Bonnern und Burckhardt gewechselt, lassen die neuen Freunde rasch Fühlung gewinnen. Beyschlag lernt Burckhardts Gedichte, deren der Jahrgang 1841 des „Maikäfer“ nach Meyer-Krämer[13]) sechzehn enthielt, kennen und bewundern. Unterm 2. Februar 1842 bemerkt er z. B. in seinem Tagebuch: „Ich schrieb Burckhardts Gedicht Fiesole, ein ganz herrliches Produkt, für Fresenius ab.“ Das brüderliche Du wird von Bonn nach Berlin hin ausgetauscht. Und im März 1842 [die Jahreszahl ist erschlossen] sendet Burckhardt, der in das „öde“ Berlin „Verbannte“, Kinkel für den Maikäfer das folgende W. Beyschlag gewidmete Gedicht, das tiefe Sehnsucht nach den rheinischen Freunden atmet, um die das „Sonntagskind“ Beyschlag glücklich gepriesen wird:

---

[11]) eine Ableitung aus Beyschlags Vorname Willibald, vgl. Beyschlag A. m. L. I. S. 116. Der Balder, mit dem Meyer-Krämer a. a. O. S. 83; 86; 89/90; 290—93; 297; 301/2 u. a. nichts anzufangen weiß und von dem der dortige Brief Burckhardts Nr. 11a sowie Nr. 12 handelt, ist eben kein anderer als Beyschlag. Näheres unten.

[12]) siehe unten.

[13]) a. a. O. S. 71.

An Willibald Beyschlag.

Du, den ich unverdient gewann,
Weil gleiches Glück die Menschen eint,
Weil jene Sonne, die mir schien,
Nun auch dir Sonntagskinde scheint,
O glaub' es deinem fernen Freund,
An dessen Herzen Heimweh frißt,
Du an des Rheines Frühlingsstrand,
Du weißt nicht, wie du glücklich bist!

In süßem Taumel lebt' auch ich,
Und grübelte und dachte nicht;
Sanft rauscht es von dem Rhein herauf;
Mir ward mein Leben zum Gedicht;
Und Liebe stieg, ein leiser Dieb,
Im Herzen wiederum empor,
Und selig war ich im Besitz
Auch dessen, was ich längst verlor.

Dank Ihnen! die vors Auge mir
Der Dichtung Schleier hingebannt,
Die mir vertraut und mich geliebt,
Eh' sie den Fremdling nur gekannt,
Die mir mit dunkelm Epheukranz
Die heiße Stirne oft gekrönt,
Bis in dem wilden Herzen war
Der letzte Mißklang ausgetönt! —

In süßer Mondnacht stand ich oft,
Wenn über'm Rheine alles schwieg,
Und aus den Gärten mild herauf
Ein Duft von tausend Blüten stieg —
O könnt ich Euch zum schwachen Dank
Ein Preislied dieses Stromes weih'n!
So dacht' ich; leise lächelnd floß
Im Silberglanz der alte Rhein.

Jetzt, da sein Rauschen mir von fern
Durch heimwehschwere Träume klingt,
Jetzt fühlt es des Verbannten Herz,
Daß ihm kein Stromlied mehr gelingt! —
Doch was es fürder dichtet, schafft,
Ihr Lieben, die ihn treu gehegt,
O glaubt ihm, daß er alles Euch
Im Geiste still zu Füßen legt! —

Solche „Vereins"-Korrespondenz genügt aber den neuen Freunden nicht; persönlicher Briefwechsel beginnt.

[J. Burckhardt an W. Beyschlag.]

Berlin 14 Juny 42

.... Ich bin ein Exilierter und werde mir in Berlin immer so vorkommen, so lange Stadt und Gegend mit meinem Innern so grell disharmonieren. —

Vater Abraham! nur einen Blick in eine krumme, alte enge Straße einer rheinischen Stadt, wo oben die Felsen und die blauen Berge hineingucken; denn ich leide große Noth in dieser Sandwüste! .... Überhaupt werdet ihr längst den einseitigen Hang meiner Natur zur Anschauung erkannt haben. Ich habe mein Lebenlang noch nie philosophisch gedacht, und überhaupt noch keinen einzigen Gedanken gehabt, der sich nicht an ein Äußeres angeschlossen hätte. Wo ich nicht von der Anschauung ausgehen kann, da leiste ich nichts. Ich rechne zur Anschauung natürlich auch die geistige, z. B. die historische, welche aus dem Eindruck der Quellen hervorgeht. — Was ich historisch aufbaue, ist nicht Resultat der Kritik und Spekulation, sondern der Phantasie, welche die Lücken der Anschauung ausfüllen will. Die Geschichte ist mir noch immer großentheils Poesie; sie ist mir eine Reihe der schönsten malerischen Kompositionen. — An einen Standpunkt a priori kann ich demnach gar nicht glauben; das ist die Sache des Weltgeistes, nicht des Geschichtsmenschen. — So

wird es auch meiner Poesie wohl immer an der eigentlichen Tiefe fehlen, wenn auch nicht an Wärme und Begeisterung. —

Meine historische Darstellung kann vielleicht mit der Zeit lesbar, ja angenehm werden, aber wo nicht ein Bild aus meinem Innern auf das Papier zu bringen sein wird, muß sie insolvent dastehen.

Diesen Wink bin ich Euch schuldig, damit Ihr meinen Erzbischof billig beurtheilt. — Mein ganzes Geschichtsstudium ist so gut wie meine Landschaftsklekserei und meine Beschäftigung mit der Kunst aus einem enormen Durst nach Anschauung hervorgegangen. — Doch hiemit genug von meiner Person.

Wenn Du an Sefren[14]) schreibst, so melde ihm, er solle nächstens ein Schreiben von mir erhalten. Der ist jetzt ein Philosoph geworden, er wird mich aber doch immer verstehen.

Deine Lieder beweisen eine lange stille Liebe zur Poesie. Du mußt schon sehr lange her gedichtet haben; warum erfuhr man davon in Bonn nichts? —

Nun lebe wohl, es küßt dich dein getreuer, in deiner Erwartung getrösteter Burckhardt.

Mit dem „Erzbischof" dieses Briefes ist die kleine Monographie über Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln, gemeint, Burckhardt's erste historische Schrift. In der schroffen Ablehnung jeglicher philosophisch-geschichtlichen Spekulation à la Hegel wie in seinem stark poetischen Interesse an der Geschichte ist sich der junge Burckhardt übrigens — trotz sonstiger starker Differenzen — mit seinem Berliner Lehrer L. v. Ranke durchaus einig.

[J. Burckhardt an W. Beyschlag.]

Berlin 12 Sept. 42.

Dir, mein Lieber, schreibe ich jetzt nur wenige Worte, da ich die bündigste Hoffnung habe, dich bald von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Um diese deine Bonner Abschiedszeit

[14]) C. Fresenius.

beneide ich dich gerade am meisten; ich kenne die majestätisch trübe Stimmung, die dem Abschied vom Rhein vorangeht. Als ich mich zur Abreise rüsten mußte, besuchte ich noch all die schönen lieben Orte und zeichnete so viel ich konnte. — Wenn ich doch noch einen Sommer in Bonn hätte! — Dieses traumhafte Sommersemester 1841 zwischen zwei Aufenthalte in dem odiosen Berlin hineingepfropft, kommt mir wirklich bisweilen wie eine Vision vor. —

Mit Euren schönen Liedern bringt Ihr mich noch zur Verzweiflung, da ich Euch nach diesem dürren schauerlichen Sommer gar nichts der Art entgegenbieten kann. In dieser ganzen Zeit .... war ich an Berlin gefesselt .... Und was das für eine Überwindung kostet! Dresden und der Harz sind in e i n e m Tage zu erreichen! — Schätze dich nur recht glücklich, daß du eben jetzt nach Berlin kommst, wo ein Eisenbahnnetz das Nest von allen Seiten einfaßt; vor $1^1/_2$ Jahren noch mußte man von hier nach Leipzig eine schmerzensreiche Nacht im Postwagen zubringen und gab ein Heidengeld aus, nur um aus dieser Sandwüste herauszukommen ...... Wie sehr ich eingedorrt bin, wirst du leicht aus meinem langweiligen Briefstyl ersehen. Nun kommst du mir noch gar mit der Frage, ob ich nicht in Berlin Philosoph geworden sei? — Resignation habe ich, wenn das zieht; — aber sonst muß ich froh sein, wenn ich meine Geisteskräfte nur auf einem erträglichen Friedensfuß halten kann. Es freut mich, daß Euch mein Erzbischof gefallen hat, aber drucken lassen? — nein, die Recensenten würden mich mit ein paar vornehmen Worten todt gemacht haben, weil z. B. die Beschreibung der köllnischen Verfassung keineswegs auf der Höhe der Zeit steht. Die Arbeit sollte überhaupt nur ein Vorstudium zu einer Geschichte meiner werthen Vaterstadt sein. Wenn du da bist, werde ich hoffentlich wieder besser auf Strümpfen sein. Dein Brief hat mich ganz besonders erquickt und läßt mich einen schönen Winter hoffen. Dich küßt in froher Erinnerung dein

Burckhardt.

[J. Burckhardt an W. Beyschlag.]

Berlin 22 Sept. 42

.... ich war ... vom 15ten bis zum 20ten nach Dresden gereist ... Von Dresden aus schickte ich ein M. K. Paket nach Bonn; es lag auch an dich ein Wisch drin; Gott gebe, daß du ihn nicht bekommst; Frau Muse hatte mich komplet im Stich gelassen ....

Komm recht bald und recht fröhlich! — Bring mir viel Nachrichten mit von Andreas[15]), an den ich beständig denke.

Gott gebe uns einen schönen reichen Winter; es sind viele gute Leute beisammen. Berlin ist im Winter recht erträglich, ja halb liebenswürdig. Und was habe ich für Erinnerungen von den drei letzten hier verlebten Wintern! Es sind von den besten Stunden meines Lebens darunter. — Nun lebe wohl, dich küßt dein B.

Mit dem „Wisch" kann das oben abgedruckte Gedicht an Beyschlag nicht gemeint sein, weil jenes, laut Poststempel, am 23. März als einzelner Brief von Berlin aus an Kinkel abgegangen war. Burckhardt scheint also noch ein zweites Beyschlag „gewidmetes" Gedicht geschrieben zu haben.

Beyschlag verließ im September 1842 Bonn, um mit dem Beginn des Wintersemesters nach Berlin überzusiedeln. Mit ihm ging nach Berlin sein Freund Albrecht Wolters, der Anfang September, kurz vor beider Weggang von Bonn, auf Beyschlags Empfehlung noch schnell in den Maikäfer aufgenommen worden war und damit auch Burckhardt näher treten mußte. Das Wintersemester 1842/43 verlebten Beyschlag, Wolters und Burckhardt in Berlin zusammen in regem freundschaftlichem Verkehr. Sie taten sich zu einem „Filial-Mau" (Mau = Abkürzung für Maikäfer) zusammen und dichteten nicht nur eifrig für den Maikäfer, sondern schrieben

---

15) Andreas Simons.

auch poetische Maikäferbriefe[16]) nach Bonn, die von dort mit ähnlichen Briefen beantwortet wurden. Der oben genannte (nicht zum Maikäfer gehörige) G. Wurm schreibt über diesen Filialmau und seine Tätigkeit an W. Beyschlag folgendes:

[G. Wurm an W. Beyschlag.]

Köln d. 23 Dez. 42

..... Ihr drei Poeten scheint ja da in Berlin prächtig mit einander zu leben. Vor einigen Tagen wurde ich auf die angenehmste Weise in Euern Kreis eingeführt. Ich war nämlich in Bonn und hatte das Glück, zwei volle Nachmittage mit Frau Mathieux und Kinkel zu verleben; da haben wir uns recht an Eurer letzten Sendung erlabt. Am ersten Nachmittage wurden in Endenich die „drei armen Teufel" von Burckhardt gelesen, die uns in die allerheiterste Stimmung versetzten. Frau Mathieux meinte, es ließe sich ein Liederspiel daraus machen .... Die „Julia Alpinola", mit welcher der zweite Nachmittag eröffnet wurde, machte nicht dasselbe Glück. Bei manchen einzelnen Schönheiten und einer durchgängig edlen Sprache, wie sie von Burckhardt nicht anders zu erwarten war, hat das Stück doch zu viele Breiten und oft hohles Pathos ... Dann wurden die Maubriefe vorgenommen: Das ist ja ein prächtiges Institut. Deine Zukunftsgedanken und der Anhang an Wolters sentimentales Liebeslied, welches übrigens einen sehr schönen Vers hat, dann Burckhardts Landschaftsbilder und das Gedicht „an sich" sind ganz herrlich. Der Burckhardt ist doch ein Teufelskerl, was kann der nicht? ...

Das Verhältnis der „drei Poeten" kann auch eine vorübergehende Störung vertragen, von der W. Beyschlag unterm 7. Februar 1843 an G. Kinkel berichtet: .... „Unsere geselligen Verhältnisse haben seither einen ziemlichen Abbruch

[16]) vgl. Beyschlag Erinn. an Wolters S. 18; Meyer-Krämer a. a. O. S. 83: die „wir" des dortigen 6ten Briefes sind B., Beyschlag und Wolters; der „sehr fröhliche Weihnachtsabend" des dort folgenden Briefes auch bei Beyschlag Er. a. W. S. 19.

dadurch erlitten, daß Burckhardt durch Unwohlsein, Arbeit und vor allem ein ins Unglaubliche gesteigertes taedium gegen Berlin, seit Neujahr ungefähr, ziemlich ungenießbar und ungesellig geworden ist." .... Um so herzlicher wurde Abschied genommen, als Burckhardt im März 1843 Berlin endgültig verließ. Beyschlag hat die Abschiedsfeier, die Burckhardt seinen Berliner Freunden gab, in seinen Erinnerungen kurz beschrieben.[17])

Bevor ich die Briefe Burckhardts, die den freundschaftlichen Austausch mit Beyschlag (und Wolters) von da ab fortsetzen, wiedergebe, möchte ich an dieser Stelle ein Gedicht Burckhardts mitteilen, das ich in einem von Kinkels Hand geschriebenen Heft mit ausgewählten Maikäfergedichten aus dem Jahre 1842/43 gefunden habe. Es ist eine italienische Reiseerinnerung, der Burckhardt im letzten Berliner Wintersemester die poetische Form gegeben haben mag:

Monte Argentaro.

Eine Nacht auf Sturmeswellen war geflogen unser Boot,
Und ob schwarzem Felsgebirge stieg herauf das Morgenroth;
Eine Insel war's, mit steilen Gipfeln und mit schroffen Thalen;
Gruß dir, wilder Argentaro, in den ersten Morgenstrahlen!

Einsam, meerumwogt Gebirge, dran die Brandung donnernd prallt,
Gönne nur dem Geist des Pilgers einen kurzen Aufenthalt!
Laß ihn in Gedanken irren durch die morgenblauen Schluchten
Und vorbei den Warten, wo einst Saracenen Landung suchten.

Send entgegen deine Schemen ihm im öden Felsrevier,
Denn ein Traum aus ferner Jugend will lebendig werden hier,
Vom verfallnen Marmortempel, ragend über steiler Halde,
Rings verhüllt von tausendjährigem, ewiggrünem Eichenwalde.

---

17) A. m. L. I. S. 150/51.

Einst: — wie hat er weiß geleuchtet übers weite Meer ringsum,
Und der Schiffer rief Gelübde nach dem fernen Heiligthum.
Jetzt in Waldesnacht vergraben: ungeschaut und längst vergessen
Ragen seine schlanken Säulen, grünumlaubt und nie vermessen.

Offen sind die ehrnen Pforten, eingestürzt das Cederndach,
Und des Südens blauer Himmel schaut ins modernde Gemach,
Das zum stillen See verwandelt die verirrte Tempelquelle,
Drin der Göttin Bild sich spiegelt, als entstieg es frisch der Welle.

Denn sie ist's, die Meergeborne, mit dem feuchten Sehnsuchtsblick,
Lächelnd noch als höchste Herrin selbst ob göttlichem Geschick;
Um die wunderbaren Glieder senkt sich vom Ruin der Nische
Die Liane, leise flüsternd in des Morgenwindes Frische.

Und es schwebt von Blumenkelchen um die Stirn ein blauer Kranz,
Drauf sich Schmetterlinge wiegen in der Morgensonne Glanz ....
Horch, ein Schuß! Unseliger, kannst du über alten Tempelträumen
Vier französischer Fregatten solennellen Gruß versäumen?!

Eine Stimmung, wie sie in den „Göttern Griechenlands" ihren charakteristischen — allerdings schrofferen — Ausdruck gefunden hat.

Von Ende April bis Ende Mai 1843 hatte Burckhardt — auf der Durchreise nach Paris — in Bonn Station gemacht, um den Rhein und die Bonner Freunde noch einmal genießen, insbesondere um Kinkels Hochzeit am 22. Mai mitfeiern zu können. Von einer Fahrt ins Ahrtal, die er damals mit Kinkel gemacht, und die Burckhardt noch nach Jahren „einen der Kulminationspunkte meines armen Lebens"[18]) genannt

[18]) vgl. Meyer-Krämer a. a. O. S. 287—290.

hat, berichten Maikäferbriefe an die beiden Berliner. In diesen Briefen finden sich außer anderen auch die folgenden reizenden Knüttelverse von Burckhardts Hand, die als Charakteristikum für dieses poetische Genre hier eine Stelle finden mögen:

.... Und ich wohn wieder bei dem Juden,
Des Name heißt Emanuel.
Seh ich hinaus von meiner Buden,
So freut sich meine Christenseel,
Weil Gott so weis' und schön gemacht
Die sieben Berg mit ihrer Pracht ....

Damals sind auch — von Niederdollendorf bei Bonn aus — die beiden folgenden kleinen Briefe geschrieben, denen ich einige notwendige Bemerkungen voraufschicken muß:

Zu dem Berliner Freundeskreise, in den Beyschlag durch Burckhardt eingeführt worden war, hatten auch die Brüder Eduard (Ethe) und Hermann Schauenburg[19]) aus Westfalen gehört. Eduard, Philologe, begegnet später als Gymnasialdirektor in Krefeld. Hermann, Mediziner, der sich später als Herausgeber des Allgemeinen deutschen Kommersbuches einen Namen gemacht hat (der H. Schg. der folgenden Briefe), ein „demagogisch-angehauchter" Burschenschaftler, war als solcher im Frühjahr 1843 mit anderen wegen „politischer Umtriebe" verhaftet, aber nach allerlei Verhören, in denen der berüchtigte ultraorthodoxe Berliner Theologe Hengstenberg als „Inquisitor" fungiert zu haben scheint, einige Wochen später wieder auf freien Fuß gesetzt worden.

Als Eminus = der in die Ferne Entrückte, im Gegensatz zum Cominus, dem immer gegenwärtigen Kinkel, bezeichnet sich

[19]) vgl. Beyschlag A. m. L. I 136, 147, 156/57; ferner: H. Meisner, Herm. Schauenburg u. s. Freundeskreis. Hamburg, Verl. u. Druckerei A. G. 1900, wo zwar weder von dem jungen Burckhardt noch von dem Berliner Konflikt Sch's. die Rede ist, wo aber beiläufig bemerkt S. 39 Kinkel in einem Briefe eine Begegnung mit Burckhardt anno 1872 schildert.

Burckhardt seit diesem seinem letzten Bonner Aufenthalt, d. h. seit seinem Abschied von Deutschland, mit Vorliebe.

[J. Burckhardt an W. Beyschlag.]

Niederdollendorf 21 Apr. 43.

Viellieber Balder

Hier sitz ich mit Directrix und Andreas während der Urmau[20]) etzlichen burgerlichen Geschäften nachgeht. Meine Hände sind vom gestrigen Rudern her ganz unfähig geworden zu schreiben, ich will daher nur wenige Worte machen .... vor allem wünsch ich zu wissen, was aus H. Schg. geworden ist? Du weißt wohl, in welcher Furcht ich nach den neusten Nachrichten schweben muß, und ich kann dich versichern, daß beim Gedanken an diese Dinge jede Freude schwindet ..... Hoffentlich kann ich Euch bald eine größere Sendung übermachen, wo jeder was kriegen soll, und da kriegt Jener auch das letzte Blatt der Pilgerinn[21]); auch für Kugler[22]) leg ich etwas bei .... Addio lieber Balder, ich habe heuer kaum meine 5 Sinne beisammen vor lauter Reichthum des Lebens und möchte dir von solcher Stimmung gern ein Stück beilegen, wenn's nur ginge.

Dich küßt dein Eminus.

[J. Burckhardt an A. Wolters.]

Niederdollendorf 21 April 43.

Lieber Wolters.

Du kannst gar nichts Gescheidteres thun als bald wieder an den Rhein kommen. Ich sitz hier im Rohr und schneide Pfeiffen, meine Laune ist meist von vortrefflicher Complexion ...... hab noch nit ein einzig Reim gemacht, so lang ich hier bin, rauch aber viel Cigarren, hab gute Manillas

---

[20]) Maikäfername Kinkels.

[21]) Auch sonst erwähnte Novelle B's.

[22]) Franz Kugler, der eingangs erwähnte Poet und Gelehrte, Professor der Kunstgeschichte in Berlin, war B's. Gönner u. Freund.

entdeckt, Urmau raucht sie auch gern, Direktrix hat nichts dagegen ...... Es ist allerlei im Projekt; es wird ein Stück: Simson angefangen. Oxen werd ich wohl nit viel, schadt nix. Kölln hat wieder ein ganz Fuder Romantik auf mich ausgeschüttet. Der Conrad ist endlich heraus, ein prächtig Büchelchen, es soll von einem gewissen Burckhardt sein, der es faustdick hinter den Ohren hat und es nur nit recht von sich geben kann. Ich will dir dieses Subjekt bestens empfohlen haben. Addio lieber Junge pfleg dich gut dein

Eminus . . .

[J. Burckhardt an W. Beyschlag.]

Bonn 20 Mai 1843

Viellieber Balder!

Ich danke dir von Herzen für deine rasche Antwort auf meine Anfragen, so traurig auch diese Nachrichten sind. Bis auf weiteres glaube ich, Hengstenberg ist von irgend einem Hunde oder Aufschmecker angelogen worden, denn dieses Benehmen im Verhör ist bei aller Reizbarkeit H.s für mich undenkbar. Übrigens schreibt mir auch Ethe, die Nachrichten von H. würden täglich schlimmer. Mir ist sehr weh zu Muthe, wenn ich daran denke . . . . .

Gott gebe daß du Hermann noch inliegenden Brief und die 2 letzten Blätter der Novelle übergeben kannst! Sonst meint er, ich denke nicht an ihn; er wird leicht trübsinnig. Lies meinen Brief an ihn erst durch und streiche was den Kerkermeistern unlieb sein könnte, damit der Brief doch ja in seine Hände gelangt . . . .

O lieber Balder, ich habe mich nicht immer so gegen dich benommen, daß ich viel von dir verlangen könnte, aber wenn du mir was liebes anthun willst, so thue für Hermann was du kannst . . . .

Ich bin in der größten Unruhe; dabei dieß ewig aufgeregte Leben hier, dieß Kommen und Gehen, dieß Mitmachen und der gänzliche Mangel an Sammlung! Laß michs nicht

entgelten, wenn auch dieser Brief nur ein ärmliches Billet wird! ....

Ich bin unlängst mit dem Doktor[23]) $4^1/_2$ Tag im Ahrthal gewesen, bis weit in die Eifel. Wir waren beide sehr fidel und haben uns vortrefflich amüsiert. Es gibt aber auch auf der weiten Welt keinen Reisegefährten wie der ist ... Einzelnes davon steht in den Maubriefen, welche an dem Abend vor Empfang deiner Briefe geschrieben wurden.

Übermorgen ist Hochzeit ...

Circa Frohnleichnam möchte ich gern in Paris sein, um für die Arbeiten auf der Bibl. royale ein gutes Stück Zeit übrig zu halten .....

Lieber Junge, so eben kommen Andreas und Geibel zu mir. Alle Contenance ist hin; ich kann vor furchtbarer Zerstreutheit nicht mehr .... schreiben .... du mein Himmel! ...

[J. Burckhardt an W. Beyschlag.]

Paris 19 Juni 1843

Geliebter Balder!

Endlich bin ich hier (seit dem achten Junius) und wohne Rue Marsollier No. 13. Seid mir tausendmal gegrüßt.

Soll ich dirs gestehen oder nicht, daß man in Paris Heimweh nach Berlin haben kann? d. h. nach Berlin selbst nicht, aber nach dem was darinnen ist, d. h. nach Euch. Du machst dir gar keine Idee davon, wie einsam man hier leben kann mitten unter dem Mordslärm und ewigen Spektakel. Aber wart nur, ich will schon Bekanntschaften machen! — Freilich, einen Berliner Winter 1842/3 erlebe ich auch nicht wieder, das weiß ich schon. — Gestern war es in Paris furchtbar heiß und schwül; die Straßen wogten voll Menschen, weil es Sonntag war; da machte ich mich hinaus nach S. Denis, um eine historisch-elegische Erquickung von erster Sorte zu nehmen. Es war 3 Uhr, als ich in die schöne, kühle alte Abteikirche

---

[23]) Kinkel wurde als lic. theol. so genannt.

trat, an die sich alle Erinnerungen des ehemaligen Frankreichs knüpfen. Eine Menge Menschen drängten sich nach der Königsgruft, während die Orgel sich in donnernden Akkorden erging. Die Särge sind jetzt freilich leer, aber die Knochen liegen allesammt in der großen Gruft in der Mitte, welche Napoleon für sich selbst hatte zurichten lassen. Da wird man nun binnen einer Viertelstunde durchgejagt, von Chlodwig und Carl Martell bis zu Ludwig XI und den Überresten Marie-Antoinettens. An einer Wand sieht man die barbarische Mosaikgestalt Fredegundens von ihrem Grabe. Und wenn man dann wieder in die Kirche hinaufsteigt, so glänzen einem Napoleon und Louis-Philippe in großen Glasgemälden entgegen. Kurz, es ist zum toll werden. Über dem Hochaltar schwebt noch die alte Oriflamme, welche Philipp-August in Palästina mit sich führte. — Das weiß ich jetzt; wenn ich mich einmal erholen will, so fahre ich eines Morgens nach S. Denis, spendiere ein paar Franken dran und lasse mich in die Königsgruft einschließen.

Was Paris selbst betrifft, so macht es lange nicht den historischen Eindruck, den man davon erwartet. Trotz aller Affenliebe der Pariser Kunst und der Pariser Société für das Mittelalter und die Renaissance, sucht doch ein Jeder ganz ängstlich das modernste was er hat, herauszukehren und an den klassischen Hauptstellen der Stadt überschreien 100 mannshohe Affichen jede Erinnerung. Von der ersten Revolution hat man im allgemeinen nur ganz mythische Begriffe; über der Stadt schwebt im ganzen vielmehr eine bange Sorge für die Zukunft, als eine Erinnerung des Vergangenen, obwohl der speziellen Denkmäler eine Legion ist. Ich glaube, es kann nicht mehr sehr lange dauern bis zu einer neuen Explosion.[24]) Einstweilen lebt Alles in den Tag hinein, das ist der vorherrschende Eindruck. . . . .

So ohne allen Umgang, Tag für Tag bald dieß bald jenes

[24]) 5 Jahre vor der Februarrevolution von 1848 geschrieben.

mitzunehmen, verwirrt . . . .; ich habe mich schon mehr als einmal ganz dumm geloffen. Aber schön ist dies Paris doch; wenn ich jene Aussicht vom Berliner Marienthurm auf trostlose Häuserreihen und trostlosere Haiden und Steppen mit der ganz majestätischen Aussicht vom Arc de l'Etoile vergleiche, so weiß ich, daß zu himmlischem Amusement nur Ihr und die Bonner mir fehlt.

Jetzt vor Allem Eins. Ich harre mit Schmerzen auf Nachrichten von Hermann. Kann denn der Teufelskerl, wenn er je verbannt werden sollte, nicht nach Paris kommen? Ich ziehe dann ihm zu Liebe ins Quartier latin und bleibe ihm zu Liebe bis Ende November hier . . . . und schränke mich ein, so gut es geht. Die Geschichte mit Bettine war wie ich fürchte, ein schiefer Schritt; sie vermag gar nicht so viel zu leisten als man glaubt. . . . .

[J. Burckhardt an A. Wolters.]

Paris 21 Juny 1843

Lieber Junge!

Jetzt sage mir nur, wie ist es möglich, daß du von der Schönheit deiner Vaterstadt nie hast ein Wort verlauten lassen? — Ich bin eines Sonnabends, ich glaube den 28 Mai, Abends 6 Uhr dort angelangt, als eben ein majestätisches Gewitter vorüberzog. Da kein Wagen mehr nach Cleve ging, blieb ich in Emmerich über Nacht. Der Abend war wunderbar; der Himmel halb grau, halb stahlblau; ich lief mit einem wahren Taumel im Kopf herum. So etwas von Lage wie die Kirche am untern Ende der Stadt habe ich noch nicht gesehen. Eure protestant. Kirche ist dagegen hübsch neu, glatt und lieblich, aber sonst ein wahres . . . . Dieser alte hohe Thurm hart am Strande, und ringsum die verfallenen Mauern und die düstern Bäume hinter der Kirche — das alles macht einen hochromantischen Winkel aus. — Ich habe auch die obere Kirche gesehen, die ist schon prosaischer, aber der Thurm ist schön. — Cleve ist ein göttlich Nest. . . . .

Ich habe jetzt Louis Blanc's histoire de dix ans gelesen, die ihr Kinkel geschenkt habt. Es ist ein famoses Buch und Niemand hat bis jetzt etwas Gründliches dagegen einwenden können, obwohl alle Pariser Celebritäten darin am Pranger stehen. Wenn man so ein 100 Seiten drin liest und dann in die Deputiertenkammer geht, um die betreffenden Herren von Angesicht zu sehen, das ist erst der rechte Genuß. Das Buch ist freilich ein betrübtes testimonium paupertatis für das jetzt regierende Frankreich.

Ich sah im Théatre Français Victor Hugo's Burggrafen. Das Stück müßt ihr einmal lesen .... Es ist um des allerschönsten historischen und poetischen Unsinns willen wahrhaftig wohl der Mühe wert. Große einzelne Schönheiten und riesenhafte Intentionen fehlen auch nicht drin.....[25])

Beyschlag hatte in einem Briefe an Burckhardt seine wachsenden Differenzen mit Kinkel (Genaueres unten) berührt und sich und ihn bange befragt, welches Ende das denn einmal nehmen sollte. Darauf antwortet B. mit dem folgenden Brief:

[J. Burckhardt an W. Beyschlag.]

Paris 19 July 1843

Lieber Balder.

Dein Brief hat mich erschüttert; warum jetzt schon an die Zukunft denken? Ich habe immer den innern Impuls befolgt, der mich von Freundschaft und Liebe mitnehmen hieß, was ich am Wege fand. Ich habe nie gedacht: Wie lange wirst du mit diesem und Jenem auskommen? sondern mich in Gottes Namen den Inkonsequenzen und Brüchen ausgesetzt und bin bisher noch ganz gut ausgekommen. Aber jede Natur hat andere Nothwendigkeiten in sich und ich weiß daher sehr wohl, daß du, bei dem die Innerlichkeit und —

[25]) vgl. Deutsche Revue a. a. O. S. 288.

permettez — ein wenig Grübelei vorherrscht, diesen Gedanken nicht entgehen konntest. Du weißt wie schwach ich im Räsonnieren bin und wirst dich mit folgendem Satz begnügen müssen: — Es ist einer der höchsten Gewinne des Lebens, wenn wir, bevor uns die Praxis weiter auseinander führt, mit möglichst Vielen so viel Achtung und Zuneigung austauschen, daß eine Phalanx von Freunden existiert, die uns und denen wir selbst bei Mißbilligung ihrer Thaten und Richtungen doch immer persönlich vertrauen können; die von unserer Ehrlichkeit überzeugt sind und unsern guten Namen schützen helfen. Ich weiß, es ist hiebei auch etwas Eigennutz im Spiel, aber nicht mehr als recht und erlaubt ist .....

Je länger man mit ihm [Kinkel] umgeht, um so deutlicher wird es einem, daß er doch das Centrum seines Lebens in die geschichtliche Seite der Religion (wenn nicht der Theologie) gesetzt hat. In diesem wunderbar schön organisierten Geiste liegen nämlich die verschiedenen Sphären nicht neben einander, sondern dynamisch verflochten (Gott verzeih mir diese Ausdrücke) durcheinander. Lothar und die Stedinger sind lebendig gewordene Kulturgeschichte der Kirche ......

Ich bin zweimal auf dem Père la Chaise gewesen und habe Börne's Grab gezeichnet. Da sah ich denn auch das Denkmal Abelards und Heloïsens .... hier einige Kornrosenblätter vom Hauptende des Monuments. Die Statuen werden von Zeit zu Zeit durch schöne Hände mit Immortellen bekränzt ...

[Jakob Burckhardt an A. Wolters.]

Paris 20 Juli 1843.

Lieber Wolters.

Heut sind es genau 2 Jahre seit einer der schönsten Suiten meines Lebens. Höre. Du entsinnst dich wohl des Sturmsonntags 18 Juli 1841. An diesem Tage fuhren wir in zwei Charabanes von Bonn nach Altenahr, unser neun, gemischte, aber fidele Gesellschaft. Daß es Katzen hagelte, erhöhte nur den Spaß. Montags, zum Theil im Katzenjammer, gings

retour nach Bonn; Abends war ich das erstemal im Mau; da hospitierte auch Schlönbach[26]); um 11 Uhr gingen wir noch zu Stamm[27]) etc., von da Nachts 1/2 2 Uhr auf den Kreuzberg, und polterten mit den bekannten halben Maßregeln die Wirtschaft wach. Morgens 1/2 7 Uhr stiegen wir hernieder — es sind jetzt exakt 2 Jahre — und begegneten der Bonner Prozession, die uns mit großen Augen ansah und ihr Ave Maria sang. Und jetzt sitze ich mutterseelenallein unter 1 200 000 Menschen und habe trotz Louvre und Versailles recht bitteres Heimweh nach Deutschland. Ist das nicht närrisch? Apropos von Versailles. Vor bald drei Wochen, eines Sonntags, sprangen die sog. großen Wasser daselbst. Ich fuhr hin ..... Wie ich da ein paar wasserspeiende Götzenbilder betrachte, sehe ich mir gegenüber, hinter einer Glorie von blitzenden Wasserstrahlen — den kleinen Ranke. Ich mache mich an ihn — ich hätte ihn wahrhaftig lieber stehen lassen, aber er konnte mich schon bemerkt haben. Er lächelte sehr fein diplomatisch; ihn umhauchte wohl „in diesem Moment" ein verdorbenes Stückchen ehemaliger Versailler Hofluft. Ich forschte ihn aus, was er denn eigentlich in Paris wolle und gab ihm maliziöser Weise zu merken, ich glaube an diplomatische Aufträge. Er ging auch richtig in die Schlinge und lächelte doppelt fein, indem er antwortete: „Ich finde treffliche Ausbeute in den Archiven!" — Ich wußte sehr wohl, daß es mit seinen diplomat. Aufträgen nicht weit her ist, aber es schmeichelt ihm, wenn man daran zu glauben scheint. Ein paar Tage darauf war einer meiner Begleiter in Gesellschaft eines vornehmen Deutschen und sprach mit diesem von unserer Rencontre mit Prof. Ranke. — „Ach, der kleine Ranke!" hieß es, „das ist ja ein Schuft! Denken Sie sich (fuhr der Deutsche fort), unlängst traf ich ihn in einer Soirée bei Thiers, letzterer fing an, ganz unbarmherzig auf den seligen König von Preußen und auf die Königin Louise zu schimpfen, augenscheinlich um Ranke's Widerspruch

[26]) Arnold Schlönbach (1807—66), zuletzt Schriftsteller in Koburg.
[27]) m. W. ein Bonner Café.

zu provocieren... aber Ranke schwieg ganz stille."
..... Ranke kannte jenen Deutschen nicht und glaubte sich unbeobachtet ......

Diesen Winter werde ich in Basel furchtbar oxen müssen, nämlich Collegium vorbereiten, Bücher schreiben, Stunden geben etc. Wenn ich ein paar Jahre lang die Sache so getrieben habe, so werden, so Gott will, ruhigere Zeiten und eine einigermaßen sichere, wenn auch ärmliche Stellung erfolgen. Ans Journalisieren denke ich immer weniger; ich glaube mich doch nicht recht dazu geeignet und fürchte die damit nothwendig verbundene Zerstreuung. — Nun, das wird sich Alles finden. Vor der Hand bin ich viel in den Theatern (oft in zweien an einem Abend) und in den Gallerieen, so wie täglich auf der bibl. royale, wo man äußerst liberal behandelt wird und das Seltenste ohne Weiteres zu sehen bekömmt und copieren kann nach Herzenslust und mit Tinte.

Es würde mir doch zu meinem Beruf viel fehlen, wenn ich Paris nicht kennte. Achtung hat es mir kaum abgezwungen, weil die Masse eben so tendenzlos ist wie in Berlin und einen historisch-sittlichen Eindruck macht die Stadt nicht, aber sie ist unsäglich reich im Einzelnen. Nun Addio, lieber Junge, laß nicht im Stiche deinen getreuen Eminus.

Daß der Fürstenfreund und Schützling L. v. Ranke mit seiner stark konservativen Gesinnung, seinem ängstlichen Streben nach Neutralität und seiner oft geheimnisvollen, klare offene entschiedene Worte vermeidenden Schreibweise, in der Zeit des Liberalismus, der heißen Kämpfe zwischen Fürst und Volk, in der Zeit der politischen Bekenner und Märtyrer, untätig bei Seite stand, schwieg, Konflikten und öffentlichen Kämpfen scheu aus dem Wege gehend, — das haben ihm die Zeitgenossen eines Herwegh und Dahlmann natürlich sehr verdacht und ihm den Vorwurf der Halbheit und Charakterlosigkeit nicht erspart.

Was die „treffliche Ausbeute in den Archiven" angeht, so hatte es damit übrigens seine Richtigkeit. Ranke fand damals im Auswärtigen Archiv die „diplomatischen Berichte des Marquis de Valori über die ersten Jahre Friedrichs des Großen". Und „von ihrem lebendigen Inhalt ergriffen, verbrachte er seine Zeit größtenteils mit der eigenhändigen Abschrift dieser Papiere"[28]) ....

Ende Juli 1843 hatte sich nun etwas ereignet, was den Kinkelkreis beinahe gesprengt hätte, und was alle seine Glieder — nicht zum wenigsten Burckhardt — in die heftigste zwiespältige Erregung versetzte. W. Beyschlag, der in Berlin, fern von Kinkel, aus einem kritiklos schwärmenden Bewunderer Kinkels ein geistig und innerlich selbstständiger Mensch, ein entschiedener Anhänger des Schleiermacher'schen Christentums geworden war, sah seinen jungen Bonner Lehrer und Freund umgekehrt sich christlicher Denkweise immer mehr entfremden. Die Differenzen im Briefwechsel Beyschlags und Kinkels[29]) mehrten sich. Endlich entschloß sich Beyschlag Ende Juli 1843 zu einem Briefe, der die Differenzen offen aufdeckte und der Kinkel allerlei „ernste Vorstellungen" machte. Man vergleiche die genauere Darstellung des Konfliktes bei Beyschlag[30]), den erwähnten Brief im Auszug, sowie briefliche Äußerungen von Torstrick, Fresenius und Johanna Kinkel zur Sache in den „Rheinlanden".[31]) Daß Beyschlag „kein Recht" zu solchem Briefe hatte, ist selbstverständlich. Wichtiger als dieses Urteil ist indes die Einsicht, daß der Konflikt aus Gründen der entgegengesetzten inneren Entwicklung beider Männer unvermeidlich war. Burckhardt nahm Stellung zu diesen Vorgängen in dem langen Briefe an Kinkel vom 20. August 1843, den Meyer-Krämer gedruckt[32]) und mit einer

[28]) Dove. Allgem. deutsche Biogr. 27; 259.
[29]) vgl. die Rheinlande a. a. O. S. 25—28; 52—55; 75—77.
[30]) A. m. L. I. S. 168/69.
[31]) a. a. O. Heft 2. S. 54/55.
[32]) a. a. O. S. 291 ff.

Einleitung versehen hat, die nach vorstehenden Erörterungen vielfach zu korrigieren ist. In diesem Briefe raisonniert Burckhardt sehr scharf über Beyschlag, Treffendes und Unzutreffendes (über Beyschlags Persönlichkeit und Motive) bunt durcheinander vorbringend; man fühlt dem Briefe eine gewisse innere Unsicherheit an. Der letzte von Meyer-Krämer mitgeteilte Brief Burckhardts an Kinkel, der — bald darauf geschrieben — klarer, verständnisvoller und objektiver ist als der vom 20. August, widerruft denn auch in entschiedenen schönen Worten jenen vorhergegangenen. Daß es Burckhardt mit diesem Widerruf seines ersten Briefes ernst war, beweisen die drei letzten in meinen Händen befindlichen Briefe Burckhardts an Beyschlag, die das völlig wiederhergestellte alte Verhältnis voraussetzen.

[J. Burckhardt an W. Beyschlag.]

Basel 14 Januar 1844

Lieber Junge.

Dein Brief vom 20 Dez. 1843 hat mich lebhaft angeregt, gewisse Fragen noch einmal zu durchdenken, was sonst nicht meine Force ist, wie du wol weißt. Laß mich wieder einmal herzhaft mit dir kohlen, wie einst auf meinem Sopha in Berlin. Denn im Grunde bist und bleibst du doch einer von meinen Liebsten, und ich habe dirs nicht gelohnt, daß du mir so treu anhingest, darum schreibe ich dir jetzt, damit du weißt, wie du mit mir dran bist.

Ja, ich glaube es fest, daß in dir die kirchliche Gesinnung echt, treu und wahr ist. Ich weiß, daß es nicht nur ehrenwerte Leute giebt, die an der Kirche fest halten, sondern daß der kirchl. Standpunkt überhaupt noch jetzt ein tief berechtigter ist und wol noch eine Zeitlang bleiben wird. Nach und nach lehren mich meine Studien, daß auch die protestant. Kirche als Bewahrerin eines hohen Gemeingutes eine Kirche und nicht bloß ein fader äußerlicher Abklatsch des mittelalterl. Kirchenthumes ist. Und dich achte ich jetzt um so mehr, da

du dich ihr näherst, obwohl kein Spott und Hohn, den sie leiden muß, dir unbekannt blieb, obwohl du weißt, daß die Genien der Nation von ihr abgefallen sind. — Ich aber habe für ewig mit der Kirche gebrochen, aus ganz individuellem Antrieb, — weil ich nämlich buchstäblich nichts mehr damit anzufangen weiß. Meine Sittlichkeit, sit venia verbo, marschiert vorwärts ohne kirchl. Zuthun und rückwärts ohne kirchliche Gewissensbisse. Die Kirche hat über mich jegliche Gewalt verloren, wie über so viele Andere, und das ist in einer Auflösungsperiode nicht mehr als recht und billig. —

Doch das würde uns nicht mehr entzweien, da das Gebiet, auf welchem wir uns die Hände reichen, in Bez. auf Kirchenthum neutraler Boden ist. — Aber nimm dich in Acht, Balder, wenn's einmal in's praktische Leben geht! — Wirst du dann geistig frei genug sein, um in Jedem seine spontane, individuelle, vielleicht ganz unkirchliche Religiosität als berechtigt, als das Zeugnis einer zerspaltenen Zeit anzuerkennen und Jeden demgemäß zu behandeln? —

Ich würde z. B. nicht von dir verlangen, daß du als Consistorialrat für die Anstellung Bruno Bauers stimmen solltest, denn solche Leute sollten so ehrlich sein, der sancta theologia vom Leibe zu bleiben. Aber wie stände es mit der Anstellung z. B. eines ehrlichen und dabei völlig unkirchlichen Geschichtslehrers, Schullehrers? u. s. w. Warum mußt gerade du es sein, Junge, der in dem bevorstehenden Krieg zwischen der Kirche und den Gebildeten in's schwerste Gedränge kommen muß? Du glaubst es freilich nicht, daß die jetzigen Restaurationen der kirchl. Gemeinschaften bloßer Gegenstoß gegen den Rationalismus und somit höchst vergänglicher Natur sind; du denkst, es gehe einer ernstlichen Herstellung entgegen. Wäre die möglich, sie würde vielleicht auch mich mitreißen. —

Ich will es einmal heraussagen, was so viele [viri] Doctissimi denken und nicht aussprechen mögen: das Christentum ist für unsern Standpunkt in die Reihe der rein menschlichen Geschichtsepochen eingetreten; es hat die Völker sittlich

groß gezogen und ihnen endlich die Kraft und Selbständigkeit verliehen, sich fortan nicht mehr mit Gott, sondern mit dem eignen Innern versöhnen zu können. In welchen Denkformen die germanischen und romanischen Völker sich vielleicht einst wieder einem persönlichen Gott nähern werden, wird die Zeit lehren. Gott soll nur wieder persönlich werden, so wird man wieder an seine Persönlichkeit glauben. Ich meine, seine neuste Incarnation lebt in uns Allen.

O hätte ich gelebt zur Zeit als Jesus von Nazareth durch die Gauen Judas wandelte, — ich wäre ihm gefolgt und hätte allen Stolz und Übermuth aufgehen lassen in der Liebe zu ihm und hätte nach Selbstständigkeit und eigener Geltung nicht weiter gefragt, — denn was hätte es geschadet, als Einzelwesen verloren zu gehen neben ihm? Aber achtzehn Jahrhunderte trennen unsere Sehnsucht von ihm, und nur wenn ich einsam in den Stunden trüber Sehnsucht nach meinen Lieben seufze, tritt mir tröstend ein majestätisches Bild vor die Seele, ich glaube es ist der Größte der Menschen. — Als Gott ist mir Christus ganz gleichgültig — was will man mit ihm in der Dreieinigkeit anfangen. Als Mensch geht er mir läuternd durch die Seele, weil er die schönste Erscheinung der Weltgeschichte ist. — Wer so was Religion heißen will, der mag es — ich weiß mit dem Begriff nichts aufzustellen. Du wirst denken, lieber Balder, das sei so ein letzter Nachklang eines übelberufenen ästhetischen Christentums — Meinetwegen, ich mache das gar nicht als Religion geltend.

30 Januar 1844.

Nun zu Kinkel. Ich mache auch ihm schon lange kein Geheimniß mehr daraus, daß ich ihn lieber als Philosophen sähe, denn als Theologen, und glaube überhaupt, daß es mit der Lehrfreiheit immer knapper werden wird, seitdem man à tout prix die alte Orthodoxie aufrecht halten will. Wenn du es noch nicht weißt, von wannen jetzt der Wind weht, so lies die achselzuckenden Artikel in der literarischen Zeitung über

Schleiermacher und seine Schule. Das ist jetzt, Gott sei's geklagt, die Meinung, die im Ministerio herrscht. — Übrigens mache ich mir auch darüber keine Illusionen, daß fortan auch der freisinnigste Kultusminister die theologische Lehrfreiheit, wie ich sie verstehe, doch nie wird dulden könnnen, solange Staat und Kirche nicht getrennt sind. Jeder freiere Athemzug, den die Wissenschaft wagen würde, müßte die Zersetzung der Kirche als inneres factum darthun, als äußeres beschleunigen. Summa: bevor Kirche und Staat getrennt sind, kann ein negativer Theologe gar nichts Klügeres thun, als zu einer andern Fakultät übergehen. Jene Trennung wird übrigens noch gute Weile haben und erst wenn sie geschehen ist, werden die rechten Kämpfe anfangen. Das alles ist mir schon klar gewesen, als ich für meine Person die Theologie aufgab ....

Daß K[inkel] als Mensch verloren habe, ist eine melancholische Grille von dir; — ich habe mich im vergangenen Herbst von Neuem von seiner Urgesundheit und ewigen Jugendlichkeit überzeugt. Du bringst wohl nicht genug in Anschlag, wie vieles ihn täglich zum Ärger reizen muß, mit wie vielen Schmerzen ein Entschluß wie der, der ihm ... bevorsteht, geboren wird; ich meine den Wechsel der Lebensbestimmung. Ich bin überzeugt, daß man ihm gerne eine Brücke zur historischen Fakultät bauen wird, und er wird sich wohl zuletzt dazu verstehen. Dann sieh ihn wieder und du wirst ihn versöhnt, stark und freudig finden. Daß er sich jetzt den Freunden nicht mehr so hingiebt, müßt ihr einem jungen, glücklichen Ehemann zu Gute halten. Wär' ich jetzt in Bonn, ich würde auch nicht von ihm einen Umgang fordern wie vor der Hochzeit, zumal da ich weiß wie unträtabel ich in solchem Fall wäre.

Und jetzt danke ich dir aus voller Seele, daß du mir Alles so schriebest, wie es dir vorkam. — Gott gebe, daß dich meine ungenierte Antwort nicht verletzt habe; sie ist in allen

Stücken wohlgemeint .... Und nun Addio, lieber Balder ... ich sehne mich oft nach dir und hätte viel mit dir zu reden ....

Der Streit zwischen Beyschlag und Kinkel klingt in diesem bedeutsamen Briefe nach, wenn Burckhardt sich, wider seine sonstige Art, auf die ausführliche Erörterung der „christlichen Frage" einläßt. Dieses für die Erkenntnis des religiösen Standpunktes Burckhardts außerordentlich wichtige — soweit mir bekannt einzigartige — Aktenstück enthält also — um das Wesentliche herauszuheben — folgende „religiösen" Erkenntnisse des jungen Burckhardt: Die bewußte Ablehnung alles Transzendent-Christlichen, d. h. des persönlichen Gottes; die Wertung Jesu von Nazareth als einer rein menschlich-geschichtlichen Persönlichkeit von außerordentlicher Hoheit; die Erkenntnis der ungeheuren geschichtlichen Wirkung des Christentums etwa im Sinne der Lessing'schen „Erziehung des Menschengeschlechts".

[J. Burckhardt an W. Beyschlag.]

Basel 3 Aug. [44]

Herzlieber Balder!

Ich denke seit 8 Wochen jeden Tag mit Qual daran, wie viele Briefe ich schreiben sollte und nicht schreibe, weil Zeit und Laune complett fehlen. O was war das für eine schöne Zeit in Bonn und Berlin, als ich noch Zeit hatte, für mich zu simulieren und Gedichte zu machen! Jetzt stehe ich jeden Tag mit der Gewißheit auf, dem Publikum eine vierseitige, achtseitige Zeitung in Quart auftischen zu müssen. Zu müssen — hörst du's Knabe? Und wenn dann nirgends was interessantes steht, was ist das für eine Noth! — Ich mutterseelenallein muß für Alles sorgen; die Correspondenten schreiben, wenn sie der Teufel gerade des Weges führt. — Eigentliche Arbeit giebt es allerdings nie viel mehr als etwa 6 Stunden, aber diese 6 Stunden zerstreuen auch die übrige Zeit dergestalt, daß man kaum zu lesen, geschweige zu

Schreiben im Stande ist. Anfangs nahm es mir geradezu den lieben langen Tag weg. — Aber Geduld! Ich will die Zeitung in Kurzem binnen 4 Stunden liefern und dann mach ich auch wieder Gedichte, lese Kollegien und schreibe Briefe.

O wenn man es Euch allen nur in die Seele hineinschreien könnte: Genießt so lange Ihr genießen könnt! Es kommt die Zeit da etc. Ich lebe hier trotz aller Gesellschaft recht innerlich einsam. Den, der sich mit allem was auf Erden lebt verwandt glaubte, sieht hier alles innerlich wildfremd an. Zu allen möglichen Dingen und Personen trete ich in sogenannte Verhältnisse — aber ich bleibe kalt dabei und füge mich eben nur mit fröhlichem Gesichte. Meine Stellung nöthigt mich zu möglichst vorsichtigem Benehmen; wer weiß, ob es mir überhaupt noch einmal so gut wird, mich gehen lassen zu dürfen. Daß man im Stillen manchmal heulen möchte, versteht sich von selbst. — Die Leute hier wundern sich, daß ich die journalistischen Angriffe auf mich so leicht hinnehme, daß mich zehn Schandartikel der Nationalzeitung noch lange nicht so aufbringen wie ein Flohstich — wenn sie nur wüßten, wie wenig mich alles das berührt, was hier um mich lebt, webt und tobt! — Ich bin nicht unglücklich, aber unbeglückt, bis wieder etwas goldene Muße und etwas Poesie zurückkehrt. Stoffe liegen in Kreuz und Quer in mir; habt nur Geduld. Ich traue mir wieder etwas zu und muß freiwillig oder unfreiwillig als einen Pfeiler meines Lebensglückes die Dichtung nennen. Es ist nicht Übermuth, sondern Nothwendigkeit. Ich zwinge mich nicht.

6. Aug. Und so hätte der hochmüthige Mensch noch lange fortgeschwatzt, wenn ihn nicht die Ankunft der französischen Zeitungen abgerufen hätte. O Balder, du kömmst mir vor wie ein weiser Bramane, der nach eigener Wahl in süßer Stille in die Tiefen aller Weisheit hineintaucht, während an meinen Händen vom schmutzigen Tageswerk her Druckerschwärze klebt. O was ist das für ein Leiden, von Tag zu

Tag aus der Hand in den Mund die intellektuellen, politischen, confessionellen u. s. w. Interessen der Menschheit zu verspeisen! Nichts hat seine Zeit, nichts kann reifen, die ganze Existenz ist auf das „Neueste“ d. h. auf das Roheste der rohen Materie, auf die ersten immer unklaren Ausbrüche jedes Phänomens gestellt. Aber lernen kann man dabei, ja man lernt wider Willen; nur wäre diese Merkurialkur nicht für Jeden zuträglich.

Nächsten Winter will ich ... für mein 4stündig zu lesendes Mittelalter oxen, worauf ich mich recht freue ..... Balder, sag, reisest du denn nie? Ich kann prächtig logieren wer kömmt! — Addio lieber Junge! .....

ich vergeß Euch alle nicht

In Treue dein Eminus.

Aus dem folgenden letzten Briefe gebe ich nur Anfang und Schluß. Das sehr umfangreiche Mittelstück enthält eine ausführliche Schilderung und genau begründete Beurteilung der Ereignisse im Kanton Luzern anno 1844. Burckhardt bemerkt eingangs von dieser „Jesuitenangelegenheit“: „Die ist für mich eine rechte hohe Schule der Politik geworden; es ist das Lehrreichste was mir vorgekommen.“ Er hat dem Aktenstück eine gewisse Bedeutung zugemessen, da er am Ende schreibt: „zeig' diesen Brief bei Gelegenheit dem Torstrick, damit ich doch nicht so rein von Angesicht zu Angesicht mit dir politisiere: ich wünsche, daß der Brief dadurch gleichsam als ein offizielles Manifest erscheine.“ Der Inhalt ist aber doch von zu speziellem Interesse, um hier abgedruckt zu werden, das Ganze zweifellos auch nur die Quintessenz einer Reihe von Artikeln des damaligen Redakteurs der Baseler Zeitung in eben diesem Blatt. Diese Philippica gipfelt in den Worten — die ich dem Leser doch nicht vorenthalten zu dürfen glaube —: „Der ganze schweizerische Liberalismus mit all seinen Phrasen ist mir eine durchaus lächerliche Erscheinung“ ..... „täglich wächst meine Verachtung gegen dieß politische

Geschmeiß, das sich den Mantel der Freiheit umschlagen möchte. Wenn man die Menschen kennt, die sich bei diesem Anlaß liberal machen — o Gott!“ . . . . .

[J. Burckhardt an W. Beyschlag.]

Basel 6 Febr. 1845.

Liebster Balder!

Ich habe dich sündlich lange auf Nachrichten von mir warten lassen; aber Gott weiß, wie meine Zeit zerhackt ist, daß ich nur noch höchst selten einen rechten Briefmoment finde. Wenn ich so recht con amore schreiben soll, so muß ich mindestens einen schönen langen Nachmittag frei haben und das passiert mir jetzt nur noch zur Seltenheit. O Balder, verkauf deine arme unschuldige Seel nicht leichtsinnig an eine Zeitung! es rächt sich. Freilich ich hatte keine andere Wahl als Gymnasialstunden oder Baseler Zeitung und zog mit großem Rechte letztere vor.[83])

O wie beneide ich dich über die frische und selbst gewählte Manier, die polit. Ereignisse u. s. w. anzusehen! Bei mir ist viel davon zur reinen Routine geworden, d. h. man giebt sich bei dem ewigen, durch Vielartigkeit äußerst zerstreuenden Besprechen an eine fixe Anschauungsweise hin und denkt gar nicht mehr über die Sachen nach. Du frägst mich über die Jesuitenangelegenheit . . . .

Ansonsten ist von meiner Wenigkeit nicht viel zu berichten. Ich lese Mittelalter und vor 1 gemischten Publico Geschichte der Malerei und schreibe daneben die Zeitung, was zusammen meine Zeit dergestalt ausfüllt, daß ich zu freien Studien gar nichts übrig behalte. Der innere Mensch verkümmert dabei um so mehr, als mir auch der Umgang, wie ich ihn möchte, gänzlich fehlt. Gedichte mache ich nur noch zur Seltenheit und gleichsam zum Beweise, daß ich

---

83) daß sich B. später doch zu Gymnasialstunden entschlossen und mit ihnen ausgesöhnt hat, ist ja bekannt.

keine mehr machen sollte. Gegen die sogenannte Gesellschaft sperre ich mich förmlich ab und weise fast alle Einladungen zurück. Neben der Ganzheit und Freudigkeit der Existenz, wie ich sie fühlte in Berlin und Bonn, ist dieses Leben doch nur ein Schattenleben. Trostlos von außen, ein Murmelthierschlaf in meinem Innern.

Lieber Balder, erquick' mich wieder bald mit Briefen! Mein bestes Theil lebt ja doch nur bei Euch! — Grüße Torstrick herzlich! Dein Eminus.

Es ist der letzte mir bekannte Brief Burckhardts an W. Beyschlag, warm und herzlich ausklingend. Von einer nach ca. zwei Jahren eintretenden „Rückkehr Burckhardts [illegible] dem Urteil seines Briefes“ vom 20. Aug. 1843 über Beyschlag, die Meyer-Krämer behauptet[34]), ist mir nichts bekannt geworden, — einen Beweis für seine Behauptung hat Meyer-Krämer auch nicht gegeben.

Die Beziehungen zwischen Beyschlag und Burckhardt haben sich dann, wie auch die Beziehungen der andern Bonner Freunde zu einander und zum Bonner Maikäfer langsam gelöst. Räumliche Trennung, die verschiedenartigsten Berufsinteressen, neue Verbindungen und vor allem: die dauernde Entfernung von dem Bonner Herde, der sie alle im Anfang so schön erwärmt hatte, aber nun langsam erlosch: alle diese Momente mögen zusammenwirkend daran schuld gewesen sein. — —

Im Jahre 1896 etwa mag es gewesen sein, daß W. Beyschlag, damals mit der Niederschrift seiner Lebenserinnerungen beschäftigt, auf der Durchreise durch Basel dem Wunsche, den einzigen noch lebenden Genossen seiner schönsten Jugendjahre nach über 50 Jahren noch einmal wiederzusehen, nachgab und den einsamen Burckhardt aufsuchte. Beyschlag hat später erzählt, Burckhardt habe ihm selbst geöffnet, ihn sofort erkannt,

[34]) a. a. O. S. 290.

aber nicht hereingebeten, wenige Worte nur mit ihm gewechselt: „Ach, Willibald, ich bin ein kranker Mann“, „Erinnerungen würden mich angreifen“, „wir haben uns doch wohl zu weit von einander entfernt“. So — beinahe ängstlich abgewehrt — sei er rasch wieder gegangen mit dem schmerzlichen Eindruck, von einem „gebrochenen Manne“ Abschied genommen zu haben.



AM RHEINSPRUNG



E Hämpfeli Lieder.

Das kleine grüngeheftete Bändchen Gedichte ist im Jahre 1853 zu Basel in der Schweighauser'schen Verlagsbuchhandlung erschienen. Der Verfasser der Gedichte ist nicht genannt, sie sind aber, wie man in den Basler Familien allgemein weiß, von Jakob Burckhardt.

Seit seinen Studentenjahren hat Burckhardt neben historischen und kunsthistorischen Arbeiten wie viele seiner Zeitgenossen gedichtet und einzelne Gedichte auch publiziert.[1]) Besonders unter dem Einfluß Gottfried Kinkels scheint sich diese Seite seiner Begabung entfaltet zu haben. Burckhardt wurde mit ihm während seines Bonner Semesters (Sommer 1841) befreundet und gehörte zu dem Kreise von dichtenden jungen Leuten, dessen Mittelpunkt Kinkel bildete und dem neben andern Geibel angehörte — zum sogenannten „Maikäfer". Auch in spätern Semestern hat Burckhardt als korrespondierendes Mitglied zahlreiche Beiträge zu dem wöchentlich erscheinenden Bundesblatt beigesteuert: neben Kunststudien aus dem Louvre eine Anzahl Gedichte, eine Novelle, die Pilgerinn, das Singspiel die Teufelsmauer und den Roman vom Kandidaten Schnipselius. Wir kennen leider nicht mehr als den Titel dieser Werke, da der „Maikäfer" nur

[1]) Ein Verzeichnis findet man am Schluß der Einleitung.

handschriftlich erschien.[2]) Eine ungefähre Vorstellung von der schriftstellerischen Produktion dieser Zeit werden jedoch auch die publizierten Gedichte vermitteln. Es herrscht in ihnen ein romantischer Zug vor, der bei Burckhardt befremdet, aber für seine damalige Entwicklung charakteristisch ist — auch die historische Hauptarbeit der Studienjahre behandelt bekanntlich „den Gründer des Köllner Doms", Conrad von Hochstaden. Die schönen Gedichte, die italienische Erinnerungen widerspiegeln, sind meist vor oder nach der Maikäferperiode entstanden.

Mehr Zusammenhang mit dem Wesen Burckhardts hat das erste selbständige Bändchen Gedichte, das einige Jahre nachher 1849 bei Neukirch erschien, wie das spätere anonym, und den hübschen Titel Ferien, eine Herbstgabe trägt. Das Bändchen enthält ganz verschiedenartige Gedichte: den Zyklus „Aussichten aus einem Fenster", der liebliche Eindrücke vom Rhein bei Basel festhält, eine wilde Romanze und gegen den Schluß die sprachlich schöne Serenade und das prächtige Sonett auf Claude Lorrain. Die Gedichte als Ganzes zeigen ein feines Empfinden, ein tiefes Schönheitsgefühl und gegenüber den früheren Gedichten eine größere Leichtigkeit, allein es fehlt ihnen an persönlichem Ausdruck, so daß das Empfinden durch ein nicht ganz selbständiges Element verhüllt wird, und an plastischer Gestaltung, weswegen sie bald aus der Erinnerung verschwinden. Es erscheint daher verständlich, daß sie Burckhardt später zurückzog. Einige der Gedichte sind seither in die Basilea poetica, namentlich in die zweite Auflage, übergegangen.[3])

Zwischen den Ferien und dem Hämpfeli Lieder

[2]) Über Burckhardts Studentenjahre unterrichten uns namentlich die Briefe, die er von Berlin und Paris aus an Gottfried Kinkel, den „Urmaikäfer" schrieb. Sie entfalten vor uns das Bild einer glücklichen, genuß- und arbeitsvollen Studentenzeit. Abgedruckt Deutsche Revue 1899 I S. 70—92 u. S. 286—302. Eine Ergänzung zu diesen Briefen enthält dieses Jahrbuch.

[3]) Drei Gedichte aus dem Cyklus „Aussichten aus einem Fenster" findet man unter dem Titel „Vom Rhein".

Die Serenade ist wiederabgedruckt bei Trog, Jakob Burckhardt

liegen nur vier Jahre, aber es sind die entscheidenden von Burckhardts Leben. 1850 hat er seine Arbeit über Andreas von Krain in der historischen Gesellschaft vorgelesen, wo er zum erstenmal ein Bild der italienischen Renaissance entwarf, und drei Jahre später hat er sein erstes Hauptwerk, das Zeitalter Constantins des Großen, publiziert, also im gleichen Jahre wie die hier abgedruckte Gedichtsammlung.

Das Schönste, was man vom Hämpfeli Lieder sagen kann, besteht darin, daß sie so schlicht und einfach sind. Niemand würde hinter ihnen gerade einen Gelehrten vermuten, wohl aber einen feinen, leicht resignierten Menschen, bei dem sich doch wieder ein Stück Humor zeigt. Und so ist denn dieses Bändchen baseldeutscher Gedichte mit den Briefen an den Studenten Karl Brenner zusammen das schönste Dokument, das wir von Jakob Burckhardt als Menschen besitzen.

Das Bedürfnis nach poetischer Produktion war auch später noch bei ihm rege, wie ein Brief an Brenner zeigt.[4])

Zürich, 17. Okt. 1855.

.... Unsern poetischen Verkehr vermisse ich gerade so sehr wie Sie. Mit all den ausgezeichneten Leuten, deren Umgang sich hier für mich eröffnet, ist mir in diesem Punkt nicht geholfen — weil ihnen in der Regel durch Schicksale und Überanstrengungen die eigentliche Freude an diesen Dingen genommen ist und weil sie selber nicht produzieren (meines Wissens).[5]) Die poetischen Anregungen, die hier in der Luft liegen, sind groß und bedeutend; einstweilen aber habe ich noch zu wenig Boden unter den Füßen, um ruhig an die eigene Produktion denken zu können. Und dann ist ein

S. 62. Nach Bächtolds Vermutung hat sich Leuthold von diesem Gedicht beeinflussen lassen.

[4]) Die Briefe an Brenner sind abgedruckt im Basler Jahrbuch 1901.

[5]) Burckhardt war damals Professor am Polytechnikum.

Gottfried Keller kam erst im Dezember 1855 nach Zürich. Er wurde ein guter Bekannter Burckhardts.

wissenschaftlicher Quälgeist über mir, der vielleicht auf Jahre hinaus alle meine disponibeln Kräfte in Anspruch nehmen wird, der Keim einer größeren Forschung in der Geschichte des Schönen (gemeint ist die Kultur der Renaissance, der Cicerone war bereits erschienen).

Entsprechend diesem Wunsche nach eigener poetischer Produktion, hat Burckhardt bis in seine letzten Jahre hinein gedichtet in deutscher und hie und da auch in italienischer Sprache, aber publiziert hat er nichts mehr. Die beiden bereits publizierten Bändchen wurden sogar wieder zurückgezogen — sie sind daher fast vergessen worden. Er hat sich von da an begnügt, mit dieser Seite seiner Begabung gelegentlich seinen Bekannten eine Freude zu machen.

R. R.

Verzeichnis der Gedichte Burckhardts.

Jakob Burckhardt ist 1818 geboren.

1838. Isola Bella.

Abgedruckt im Gästli, einer Gedichtsammlung, welche die Altzofinger 1872 den Aktiven widmeten.

Wiederabgedruckt Basilea poetica.

Von Basler Zeitschriften enthält namentlich der Wanderer in der Schweiz (Beilage: des Wanderers Mitteilungen aus dem Ausland) Beiträge Burckhardts.

1838. Fünf Tage jenseits der Alpen.

Mitteilungen aus dem Ausland:

Der schwarze Tod, Novelle von J. B. (Jakob Burckhardt?).

Das Schicksal, Novelle von J. B.

1839. Die Rheinbrücke.

Diese historischen Notizen endigen mit einem Gedicht.

Mitteilungen aus dem Ausland:

Bilder aus Italien.

Diese Reisebeschreibungen Burckhardts enthalten ein Sonett auf Platen und endigen mit Hexametern, welche die schöne Lage Fiesoles verherrlichen. — Diese Schilderungen finden wir im Auszug abgedruckt in der Allg. Schweizer Zeitung August 1899.

Gedicht: Die Waldeskönigin.

1839. Elegie von Jakob Burckhardt.
Weihnachtsgabe zum Besten der Wasserbeschädigten in der Schweiz.
Wiederabgedruckt bei Trog, J. B., S. 9.

1842. An Willibald Beyschlag.

1842? Monte Argentaro.
Abgedruckt Basler Jahrbuch 1910

1843. Altenahr.
Abgedruckt in Kinkels Ahr.
Wiederabgedruckt Deutsche Revue 1899 I., S. 289.

1846. Gedichte von Jakob Burckhardt.
Der neue Don Juan — der See im Walde — die Waldeskönigin (s. o.).
Rheinisches Jahrbuch, herausgeg. von Levin Schücking, Köln.

1849. Ferien, eine Herbstgabe.

1850. Sonett auf den Tod Luise Schmidts, der Verlobten Böcklins.
Abgedruckt bei Mendelsohn Böcklin, S. 87.

1853. Elegie.
Fontana nuova.
Deutscher Musenalmanach, herausgegeben von O. F. Gruppe.
Die Elegie wiederabgedruckt bei Trog, J. B., S. 66.

1853. E Hämpfeli Lieder.

Im Maie.

Leb wohl, du schönsti Nacht vom Maie
Die je vergoht mit Wy und Gsang!
Mer grüesse dyni Sternereihe
Mit unsrem letschte Gläserklang;

Mer grüesse selbe Morgeschimmer,
Wo wyt sich uf der Schwarzwald leit,
Dä Morgewind, wo uns ins Zimmer
Der Duft und 's Bluest vom Garte treit.

Und jetz guet Nacht! es tönt in Alle
N=e reine Ton vo Glück und Kraft;
Sind's d'Lieder, die noch wiederhalle?
Und isch's der Wy, wo Wunder schafft?

O nei, 's isch mehr! 's wird nit verwaihe
Mit Morgewind und Gläserklang! —
Leb wohl, du schönsti Nacht vom Maie
Die je vergoht mit Wy und Gsang!



Im Kabinetli.

Do isch me-n-um der steine Tisch
Bis fast um achti gsesse;
Vom Dischcuriere händ sie d'Nacht
Und d'Küehli ganz vergesse.

Du bisch mer gegenüber gsi
Und hesch nur glacht und gschwiege,
Und über Diner schöne Stirn
Isch grad e Stern ufgstiege.

I ha-n-e wohl dur's Reblaub gseh
Und ha-n-e glüsle höre:
„I bi der Stern vo Glück und Freud
Und kenn die wo mer ghöre!

„Lueg her, du arme Bettelbueb,
„De bruuchsch nit länger z'sueche,
„De weisch, ob wehler Stirn' i stand,
„Jetz gang und mach di zueche."



Alles vergebeds.

S'sind alli Gasse still und s'Morgeliecht
Stygt hübschli über Muur und Dächer;
Der Brunne ruuscht; de trinksch noch, eb de gohsch,
E Gsundheit us dym Lederbecher.

Jetz selbe Fenstre noch e Blick, sie sind
Mit grüene Jalousie bschlosse —
Und jetze renn! de wychsch dym eigene Herz
Nit us, und füehrsch mit zehe Rosse.

Wohl schön isch's Birsthal, goldig glänze d'Flüeh
In herbstlig küehli Tiefe-n-yne;
Doch weisch, wer dir im Geist begegne wird
Uf Berge-n-und uf Burgruine?

Weisch, wem z'lieb, wenn de-n-ykehrsch um Mittag,
De bständig luege muesch uf d'Thüre?
Und uf em Heimweg, wehles Bild erschynt
Us alle-n-Obewulke füre?

Wohl müed kunnsch wieder, aber ohni Rueh.
O flieh nur nimme! loß die Flamme
Nur ruehig brenne, wo dy armi Seel
Verzehrt! sie het e heilige Namme.



Ends October.

O liebe Herbst, bisch scho vorby,
Und alli Trübel gunne?
Wahrhaftig, d'Bäum sind halber bruun
Und goldgäl in der Sunne!

Von alle Matte ghört me Glüt,
'S sind Mucheli, die sage:
„Gieb was noch hesch, du schöni Weid,
„By dene heitre Tage!“

Gehnd nur in Stall! — i weiß e Mensch
Dä ka zuem Winter lache,
Und sich e Früehjohr hoffetlig
Scho Ends October mache.

Hüt z'Obe gseh=n=i Di, my Schatz
Zmitz under gmutzte Lüte,
Bis daß me=n=endlig Spieler macht —
Weisch was das soll bidüte?

Und noche sitz i nebe Di,
Wenn sie der Punsch serviere!
Vom halbe Glas wirsch lustiger
As leider ich vo viere!



E gheimi Underhandlig.

Cousine, Sie händ's gmerkt! ach goldeni Cousine,
Sie händ's am Frytig gmerkt, i gseh's an Ihrer Miene.
Nit wohr, Sie sage nyt? Es isch mer nit um mi . . .
I bin us Ysersucht e rechte Dolbatsch gsi.

„Was gmerkt?" — Sie wisse's wohl. — „S'isch guet
daß Sie's bikenne.
„'S isch lycht z'entdecke gsi, wer gseh het, wie Sie brenne,
„Wil dä Losanner Herr emol Visite macht,
„D'Bikanntschaft vom Welschland — myn Gott, do gitt
me-n-Acht!" —

I will mi zämmeneh. — „Und nimme muusche? nimme
„Vor jedem fremde Gsicht zündgüggelroth ergrimme?
„Sunst isch es glych am Tag." — Bis jetze-n-also nit?
Cousine, gend Sie mer dä Trost zuem Heimweg mit?

„I glaub, i weiß's allei. I ha mi bsunne sieder,
„I ha nyt für die Sach und ha-n-au nyt derwider.
„I schwyg, und wenn's mi au an alle-n-Ecke zupft!
„Denn vomme Gheimniß isch no nie kei Mensch verpfupft.

„Und wie's eim isch — i ka mi an mi selber bsinne —
„Do lütet's Sturm im Herz; i glaub, 'S het noche grinne.—
„Jetz, Vetter, froge Sie Ihr Gmüeth, das viel bigehrt,
„Sind Sie, wie Sie do stehnd, der junge Thräne werth?"



By Liecht.

Do liege neui Büecher uf em Tisch,
Und d'Lampe brennt — i soll e wenig lese,
Händ d'Tante gseit, i heig e gueti Stimm, —
Und gegenüber sitzt das liebsti Wese!

Es strickt und strickt, ich aber lies und lies,
Und dusse schneit's; die beide Tante gähne,
Und schlofe-n-y, und wie-n-i übrelueg,
So gseh-n-i in de schöne-n-Auge Thräne;

Nit vo der Gschicht, vo der i glese ha,
Es het e-n-andre Grund und tiefer lyt er.
Ganz still isch's gsi, nur's Tiktak vo der Uhr
Und 's klopfed Herz — bis daß Es seit: lies wyter!

I stackle wyter, — 'S het der Mueth nit gha
Mi rede z'losse, i bi folgsam bliebe.
Bald druf schlohť's langsam achti, und das het
Die Tante gweckt, sie händ sich d'Auge griebe.



Am Wiehnachtsfraufastemärt.

Der neu Kalender! b'schau en mit Respekt!
Am Rand stehnd d'Märt, und d'Gricht, und d'Landesvätter,
Und in der Mitti zwölfmol dryssig Tag
Und schwarzi Neumönd mit bikanntem Wetter.

Z'erst suech i jetz Dy Namme=n=uf! es goht
E goldene Schyn um selbe ganze Monet.
Derno, wenn föhnd im Summer d'Ferie=n=a?
I mueß es wisse, 's isch e gueti Gwohnet.

Sunst ha=n=i in de Wiehnachtsferie scho
D'Landkarte=n=agluegt für die Reis im Summer;
Die liebe Fründ studiere jetze dra, —
I kumm nit mit, und 's macht mer wenig Kummer.

Wo Du higohsch, das weiß i scho. Es lyt
E Hus im Baselbiet, im grüene Schatte;
Der Berg uf gseht me Stiegle=n=und e Hag
Und Tannewald, der Berg ab nyt as Matte;

Und dörthi nimmt Di d'Tante wieder mit,
Und's Thal isch heilig — darf i nocheschlyche?
Lueg, nur e=n=einzige strenge Blick vo Dir,
So will i glych in alli Wälder wyche!

Sunst käm i gern an mengem Nomittag
Und füehrti Di ganz hübschli über d'Weide
Berguf, wo d'Tanne=n=in de Felse stehnd
Und d'Wasser sich zur Aar und Rhiwärts scheide,

Wo d'Alpe glänze wie=n=e Rosekranz —
Dört wurd' i bettle: ob De nit wellsch singe?
Mer sind allei, me ghört vo nooch und fern
Nyt as de Heerde=n=ihri Glocke klinge —

Ob nit wellsch singe? mit der ganze Stimm,
Die z'Basel unde halber muesch verstecke?
Es schloft meng Echo ruehig im Gibirg
Und ließ am liebste sich vo Dir erwecke....

Wo bin i aber? ach, Dezember isch's,
Fraufastemärt, und duss' e wahres Babel,
Und d'Buurebuebe laufe d'Gasse-n-i,
E jede-n-e Harmonica am Schnabel!



Uf der Gaß.

S' isch spoti Nacht, und d'Läde zue —
Me ghört doch Gsang und Saite,
Und s'Schubert's Lieder kennt me-n-au,
Und s'Gritli mueß bigleite.

I kenn Dy Herz, wie's Othem zieht,
Es wurd e mengi gryne.
Dir wird's scho nur vom Singe lycht
Und sunst verziehsch kei Miene.

Dä wo die Tön erfunde het
Ghört au scho zue de Stille,
I thät em sunst no Kräfte gern
E-n-Ehr um Dynetwille.

Die Lieder gehnd um d'Welt zringsum,
Schön sind sie ohni z'wähle. —
Doch weiß i's erst vo Dir: Sie sind
E Gsang für starki Seele!



Nyt Eiges meh.

Was wie-n-e Flamme-n-uf myn Scheitel rueht,
Du bisch die Glueth!
Was wie-n-e helli Wulke-n-um mi wallt,
Du bisch die Gwalt!

Und s'Morgeroth schynt dur e Rosehag,
Du bisch der Tag!
Und d'Sterne glänze-n-in der hellste Pracht,
Und du bischt d'Nacht!

Es ghört mer weder Denke, Gseh noch Thue
Meh eige zue, —
Wer het mi au mit Allem was i bi
Verschenkt an Di?



Deheime.

Wie isch mer jetz die grossi Stube z'eng,
Syt selbi Schmerze-n-yziehnd mit Gidräng!
Wie luege mi die Büecher wo-n-i ha
Vo dene Schäfte trurig a!

Kei Arbet ruckt, und eb i's merke will
Lyt wieder d'Stirn uf beide-n-Aerme still.
Do gspür i wer mer's Bluet dur d'Schlöfe jagt,
Wie's innere Leid am Herze nagt.

I ka nit jomere, denn es schickt si nit,
Keim Andre bring i gern my Kummer mit.
Die lange-n-Obe, Herz, ergieb di dry,
Si wend allei erduldet sy.

Die ersti Prob! — und wenn i's überstand,
So bin i erst recht werth der liebe Hand.
Und soll's nit sy, und trag i's ohni Ghül,
So zwing i in der Welt no viel.



Noch emol uf der Gaß.

'S schloht halber Elfi. Nur e matte Schimmer
Dringt dur die bschlossne Jalousie dure.
Doch gseh=n=i, jetz nimmsch's Liecht und gosch in d'Rueh,
Langsam verschwindet d'Helli, d'Stege=n=uf.
O nur das Händli möcht i seh das jetz
Dursichtig roseroth die Flamme schützt!
Villicht luegsch mit de große=n=Auge drüber
Eweg und förchtsch Di — denn es isch nit ghür.
My Geist stoht uf em Stegenabsatz vor Der
Und luegt Di a, der gueti, armi Geist.



Red und Antwort.

Sag was isch uf der liebe Welt
Noch azfoh, Mensch, mit Dir?
De stuunsch in's Blau, wie d'Wulke ziehnd
Und bisch bald hinterfür.

„So loß mi stuune. Denk, i suech
„E Stern, wo d'Wulke deckt.
„Giduld nur, bis sie übrezieht
„Und 's Liecht mi wieder weckt."

De thuesch nyt meh, De redsch nyt meh
Und stiehlsch em Herrgott d'Zyt.
„I red im Stille zue dem Stern
„Bis Antwort kunnt — 's isch wyt."

Und Tag für Tag laufsch ganz allei
Zum Thor uus dur der Schnee.
„I suech die Stell, wo i dä Stern
„Zuem letschtemol ha gseh.

„De darfsch es wisse, 's stoht am Hag
„E große=n=Aepfelbaum.
„Dört wach i uf, was i mit euch
Jetz red und thue, isch Traum."



Am Jenfersee.

Ganz einsam schlych i dur das Wunderland,
Es treit mi, wie me meint im Traume z'schwebe.
I glaub mengmol, i faß Dy kleini Hand —
S'isch au nur Traum, doch dä isch jetz my Lebe.

Do hesch jo gwohnt! i gseh vo wytem s'Huus
Wo Dy Welschland mueß gsi si, übrem Ufer,
Wie domols wachse d'Bäum noch drüber uus,
Und vorne glänzt der Garte still und sufer.

Die wysse Segel uf em blaue See,
Die Ihr alls zellt händ, gseht me-n-alls noch schwimme;
In Euri Stube luegt mit ewigem Schnee
Der Montblanc yne, doch Di gseht er nimme.

Selbmol bisch gwies e liebe Wildfang gsi,
Wie d'jetze lieb bisch in Dym stille Trure,
Du Ferni! . . . Dir ghört Alles was i bi
Und unser Trennung ka nit ewig dure.

O Rebenufer! dir vertraut me doch
Dä Flor vo zarte sechzejährige Rose —
Erfreu sie mit dym volle Jubel noch,
Eb's Schicksal kunnt mit syne dunkle Loose! !



Vorgsicht.

Es gitt en Ahnung, und sie nimmt mengmol
E sichri Gstalt a und erschynt, me mag
Sie wölle-n-oder nit. I weiß dervo.

Emole-n-amme heisse Summertag
Do sim mer unser drei wyt über d'Berg
Und z'Oben-n-in der Dämmrung heim dur's Oehrli.
Vo früeh vor Tag fast bständi uf de Beine,
Sind alli müed und händ scho halber gschlofe
N-im Goh. — Do gseh-n-i, nit wyt vor em Brückli,
Drei Männer stoh, die uf is gwartet händ.
I bschau sie recht, und 's kunnt mer vor, sie gsäche
N'uns selber zglych, nur noch emol so alt,
Wie ältri Brüder us 're-n-erste-n-Eh.

Der Eint von uns foht mit sym Ebebild,
A z'rede: Sag, was trybsch? — und 's Ebebild,
E starke blühende Ma mit heitrem Aug,
Gitt Antwort: „Gschäft und Müeh Johr us Johr y,
„Und doch goht Alles guet; e lustig Huus,
„E liebi Frau und liebi gsundi Kinder."

Dem Zweite von uns stoht sy Ebebild
Wie imme wysse Mantel gegenüber,
Mit blassem Gsicht, und doch voll Rueh und Friede.
Und ungfrogt seit's: „Gsehsch au das stilli Land
„Voll Morgeroth? Me goht mit lychtem Schritt,
„Ganz lys, es isch aß ob eim d'Blueme treite,
„Und alsfurt gege Sunnenufgang hi.
„Wottsch wisse was i mit mer trag? nur 's Liebst,
„Die schönste Stunde-n-us der schöne Juged."

Und endli kunnt's an mi. I ha nit gwogt
My Ebebild recht z'bschaue; wie=n=e Schleier
Isch's übrem gsi, doch ha=n=i d'Stimm erkennt
Und ghör sie noch: — „O glaub's, heig d'Mensche gern!
„'S isch 's einzig Glück! und was di jetz bigeistret,
„Sygs Liebi, Fründschaft, Heimeth, Poesie,
Gib's nit lycht uf! S'ka mengs e Täuschung sy,
„Und enneweg e gheime Sege druf!"

I ghör noch rede, doch sind alli Drei
Verschwunde. I verwach wie us em Traum
Und seh die beide Fründ scho vor mer ane;
Sie gehnd aß wenn nyt gsi wär, — wie=n=i afang
Vo dem was gscheh isch, luege sie mi a
Zerst wie nit gscheit und föhnd derno a z'lache:
„Es heig mer traumt." — Mira, so blyb's derby.





Theodor von Speyr

Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Nachf. v. H. Besson, Basel.



Abenteuer eines jungen Basler Kaufmanns vor hundert Jahren. Theodor von Speyr.

Von Traugott Geering.

Im Gefolge der Veröffentlichung der Christoph Merian-Biographie sind mir unter manchen andern ergänzenden Mitteilungen auch einige Briefe und Notizen des Associés Christoph Merians des Älteren, des Herrn Theodor von Speyr, auf den Tisch geweht worden. Ein Großsohn von Speyrs, Herr Immanuel von Brunn, brachte mir zunächst den Bericht des damals 21jährigen von Speyr an seine Eltern über seinen Schiffbruch vor der Reede von Fécamp am 7. September 1801 und in der Folge auch noch einen außerordentlich reichhaltigen Brief, man könnte fast sagen ein Tagebuch, den von Speyr v o r jenem Schiffbruch auf der langen Seereise von Lissabon nach dem Kanal, an seine Eltern abgefaßt, den er dann aber erst gleichzeitig mit dem Bericht über den Schiffbruch von Fécamp aus absenden konnte.

Dieses Material ändert nun gerade nichts an dem bereits in der Christoph Merian-Biographie über Th. von Speyr, über sein Verhältnis zu der Firma der Gebr. Merian und über seinen Schiffbruch (S. 49) Gesagten; wohl aber wird manches dadurch viel genauer präzisiert und ausgiebig ergänzt.

An die Stelle mühsam gewonnener, meist nur mündlich überlieferter Aussagen tritt der sicher dokumentierte Bericht des allernächsten Augenzeugen.

Dies vorausgesandt, wollen wir uns zunächst kurz mit den Familienverhältnissen bekannt machen.

Theodor von Speyr, der nachmalige Gründer der hochangesehenen Bank- und Speditionsfirma von Speyr & Co., wurde am 27. August 1780 zu Bretzwil geboren als ältester Sohn des dortigen Pfarrers Johannes von Speyr-Falkeisen. Im Jahre 1784 folgte ein Brüderlein Johannes und ca. 1790 kurz nach der Übersiedelung des Vaters nach Basel als Pfarrhelfer zu St. Leonhard ein dritter Knabe, Johann Heinrich. Die Kosenamen der drei Brüder waren Tödy, Hansel und Heiggy. Dem zweiten, damals 5jährigen Bruder Hans hat die Verpflanzung aus dem idyllisch schönen und freien Naturleben in Bretzwil in die engen dumpfen Stadtmauern seelisch und gesundheitlich arg zugesetzt. Er ist nach relativ kurzem schwerem Lebens- und Leidensgang schon 1816 als Pfarrer zu Kleinhüningen verstorben. Dem älteren Bruder, unserm Theodor, hat das Leben viel mehr von seiner sonnigen goldenen Seite gelacht. Er hat aber allerdings sein Glück von früher Jugend auf in angestrengter Arbeit, durch Ehrenhaftigkeit, durch energisches Wollen, durch eine seltene Intelligenz, Tüchtigkeit und Tatkraft erringen müssen.

Schon mit 12 Jahren, anno 1792, tat ihn der Vater bei der damals noch in ihren Anfängen stehenden Mousselinehandlung der Gebr. Merian in der St. Albanvorstadt (später seit dem 20. März 1794 im Hause zur kleinen Sonne an der untern Freienstraße) in die Handelslehre. Er schlug prächtig ein und besaß und erwarb in immer steigendem Maße das Vertrauen seiner Prinzipale. In erster Linie die gesegnete Zucht seiner hochachtbaren Eltern und dann sein persönlicher Trieb und Wille, etwas Rechtes zu werden, zeitigten die besten Früchte. Schon in jungen Jahren verfügt er über einen gefestigten, männlichen Charakter und über eine mit

seiner kurzen Schulzeit anscheinend auffallend kontrastierende allgemeine Bildung. Er verfügt auch über einen gediegenen Stil. Er schreibt gern und auffallend gut, mit sichtlicher Freude an wohlgesetzten, abgerundeten Wendungen. Auch führt er eine sichere, ansprechende Handschrift.

Nach zweijähriger Lehre und einem Aufenthalt in Yverdon von Ende Oktober 1794 bis Anfangs Juli 1795 zur Ausbildung im Französischen blieb der nun Fünfzehnjährige zunächst ein Jahr lang, von 1795 auf 1796, als „Bedienter", d. h. als Verkäufer im Laden, und dann dauernd als Kommis in dem Geschäfte der Gebr. Merian. 1803 erhielt er die Prokura und von 1810 bis 1814 wurde er Teilhaber der Firma.

Dann tritt er aus und gründet anno 1816, und zwar von Anfang an im Hause zum grünen Ring an der Ecke der Pfluggasse, das er schon am 11. August 1804 von seinem Prinzipal und Freunde Christoph Merian erworben hatte und seither dauernd bewohnte, mit dem ältesten Sohne des Herrn J. J. Merian-Wieland, Samuel Merian, eine neue Firma Merian & von Speyr. Diese Firma löste sich auf Ende 1824. Unmittelbar darauf gründete Th. von Speyr, Anfangs 1825, mit seinem jüngsten Bruder Johann Heinrich als Prokuristen, die heutige Firma von Speyr & Co. Er wurde 1827—31 Ratsherr, 1830 Präsident des Handelskollegiums und erfreute sich auch militärisch als Oberstlieutenant der Infanterie und gesellschaftlich in mancher andern Hinsicht vermöge seiner hervorragenden Intelligenz und seiner festen Energie eines besonderen Ansehens. Er starb im Jahre 1847.

Über die mittlere Zeit Theodor von Speyrs, die Mannesjahre vom 23. bis zum 48. Lebensjahre, von seiner Prokura und seiner Verlobung mit Frl. Dorothea Ryhiner anno 1803 an bis zur Gründung seiner eigenen Firma im Jahre 1825 hatte ich in der Biographie Christoph Merians reichlichen Anlaß Auskunft zu geben (s. das Personenregister S. 243). Heute erhalten wir nun über seine Jünglingszeit näheren Aufschluß. In erster Linie gewähren uns seine Briefe einen

freundlichen Einblick in Freud und Leid des Familienkreises im Pfarrhelfershause am St. Leonhards-Stapfelberg um 1800.

Theodor von Speyr wünscht seinem jüngsten Brüderchen, dem Heiggy, der anscheinend infolge einer übermäßigen Züchtigung durch den „Magister Rasibus“ schwer am Fieber erkrankt war, mehr Lebensweisheit, bestehend im Gehorsam gegen seine Lehrer, damit er, der Heiggy, „nicht so viele Knöpfli“ erleiden müsse, „als sein großer Bruder Töby, wovon übrigens nichts verlohren gegangen.“ „Der liebe Heiggy möge sich dieses zur Warnung dienen lassen und jedem Praeceptoren folgen, um sich nicht wieder solchen Dingen auszusetzen und etwas nützliches zu lernen.“ Daneben macht er in dem Briefe vor den Eltern dem Magister Rasibus die Faust: Mit dem würde er, wenn er in Basel gewesen wäre, „so gesprochen haben, daß ihm die Ohren hätten gällen sollen.“

Dieser Magister Rasibus ist wahrscheinlich kein anderer, als der zwar grundgelehrte, aber in seinem Verhalten unberechenbare Geographie- und Geschichtslehrer am Gymnasium: Kölner-Rosenburger, der Vater Kölners des Sauren.

Im Anschluß daran verspricht Th. von Speyr dem Heiggy schon 1801: „Wenn ich das Leben behalte und er sich s. Z., wie ich wünsche, entschließt, sich der Handlung zu widmen, so werde ihn unter meine Korrektion nehmen und trachten, nicht nur (nicht) einen guten Kaufmann, sondern auch einen wohldenkenden und brafen Menschen aus ihm zu bilden.“

Das hat er gehalten. Vom 3. Januar 1825 an erscheint in seiner endgültigen Firma von Speyr & Co. dieser Bruder Johann Heinrich als Prokurist.

Der mittlere Bruder Johannes wurde Theologe. Im Frühjahr 1801 bestand er das Baccalaureat, d. h. etwa die Maturität. Theodor von Speyr gratuliert ihm von der See aus „zur Laureatenstelle“ und „hofft, er werde sich derselben würdig betragen und sich aus allen Kräften bestreben, dem l. Papa bald soviel möglich in seinen Geschäften behülflich zu sein und ihm solche zu erleichtern trachten“, was

Johannes dann auch redlich getan hat: 1802 Magister, 1806 V. D. M. hat er dem ursprünglich baumstarken, jetzt aber kränkelnden Vater schon während der Studienzeit, namentlich aber als Kandidat von 1806 bis 1808 auf jede Weise, namentlich auch durch Predigt und administrative Aushilfe, unter die Arme gegriffen. Von 1808 an bis zu seinem frühen Tode 1816 war er Pfarrer zu Kleinhüningen.

So ermahnt der verständige Älteste die jüngeren Brüder zu tüchtigem Streben, und er schließt diesen Teil des Briefes mit dem verlockenden Ausblick in eine möglichst nahe Zukunft in echt baslerischem Sinne: „Was für ein Vergnügen wird es dereinst für die lieben Eltern und für uns alle sein, ein jedes von uns wohlversorgt zu sehen. Ich als der Älteste werde immer — was von mir abhängt — zum Besten der Meinigen thun. — Ich sehe den lieben Hansel im Geiste schon auf einer reichen Pfrundt (als) Pfarrer und besuche ihn und die lieben Eltern, die einen Theil des Sommers bey ihm passieren, des Samstags und Sonntags in angenehmster Gesellschaft [damit meint er seine künftige Braut und Gattin Frl. Dorothea Ryhiner]. Jedoch kann ich biß dorthin, wie man sagt, noch manches Stückchen Brod essen und er (der Hansel) in den sog. Hundstagen noch manche sog. Hundslektion nicht nur auf Latein, sondern sogar auf deutsch halten. — Nichts für ungut Hänni!" —

Seit Ende der 1790er Jahre muß Theodor von Speyr im Dienste seiner Firma viel gereist sein. Speziell auch nach England. Denn er sagt im Sommer 1801: „In England habe ich eine große Anzahl Freunde und bin jener Gegend sehr gewogen. Hätte ich nicht so viele Anzüglichkeiten [will sagen: Anziehungspunkte] in meinem Vaterlande, und würde es mir dort unglücklich gehen, ich würde mich entschließen können, mein Leben dort (d. h. in England) zuzubringen und mein Glück dort zu suchen ! ! ! Es macht entsetzlich viel, wenn man daselbst persönlich bekannt ist und die Sprache redt, welches letztere ich mich nun zu thun schmeichle. Überdies

konveniert mir die dortige Lebensart und das Climat sehr." — — Aber kurz darauf fügt er dann doch ausdrücklich bei: „Sollten mich meine Herren bei meiner Zurückkunft (von Portugal) auf dem vesten Lande sogleich und ohne mich nach der Schweiz kommen zu lassen, wieder nach England schicken wollen, so würde [ich] es ausschlagen; denn ich muß nach Basel, muß nach der mir so teuren Vaterstadt, und kann es nicht länger anstehen lassen, alle meine werten Angehörigen zu umarmen, — Hauptsachen ins Reine zu bringen." —. Mit Entschiedenheit tritt er auch dem falschen Gerüchte von seiner angeblichen Absicht entgegen, er wolle sich „mit seinem Busenfreunde und Bruder seiner Herren, Hans Jörg, in England etablieren." Es ist dies der jüngste Bruder der Herren Samuel, Jean-Jacques und Christoph Merian: Georg Merian, der sich nachmals in Paris niederließ und mit dem er z. B. 21 Jahre später in Begleitung des jüngern Christoph Merian Anfangs September 1822 dort zusammentraf (s. Chr. Merian, S. 89).

Seine Stellung innerhalb der Firma und sein Verhältnis zu den beiden Herren Prinzipalen wird klar beleuchtet durch folgende Stellen in dem Seebrief vom 12. August 1801, die zugleich wertvolle Anhaltspunkte zur vollen Würdigung der Bedeutung der Firma Gebrüder Merian enthalten.

„Daß meine Herren mit mir zufrieden sind und ihre Zufriedenheit auch in Basel zu verstehen geben, freut mich außerordentlich. — Ich habe mich, solange ich auf der Reise bin, so für ihr Interesse verwandt, als ob es das meinige gewesen wäre. Das gute Zeugnis, so sie von mir in meiner Vaterstadt ablegen, ist freilich das Wenigste, so sie für mich thun können. Jedoch sehe ich es von keiner so unbedeutenden Seite an, indem es mir dorten bei eint und andern Personen, die sich für mich interessieren dürften, einen guten Namen erwirbt oder den schon erhaltenen vergrößert. — Ich hoffe, mein Brief [vom 24. Juni an Herrn Chr. Merian-Hoffmann] wird gute Wirkung thun und meinen Herren zu

verstehen geben, was sie als Ehrenmänner gegen mir zu thun schuldig sind. — Ich zähle jedoch auf nichts und baue keine Schlösser in die Luft, überlasse alles der Vorsehung, die alles aufs beste lenken kann." —

„Ich glaube nicht, daß es von Seite der Herren Gebrüder Merian klug gehandelt wäre, mich vor den Kopf zu stoßen, da ich ihnen entweder viel nutzen oder aber viel, und noch viel mehr, schaden kann. Da ich nun schon passirt 6 Jahre (ein Jahr lang als Bedienter) in ihrem Hause bin und durch meine Reisen unseren Handel von Grund aus im ganzen Sinne des Wortes genommen verstehe, welches keiner auf dem Comptoir sagen kann, so muß ihnen — ich bins überzeugt, — viel daran gelegen seyn, mich ihnen geneigt zu erhalten. —. Biß jetzt kann ich ihnen ohnmöglich etwas zur Last legen. Im Gegenteil, ich habe nicht das Recht, das zu fordern, was sie gegenwärtig favorables für mich thun. —. Man muß das Eine wie das andre sagen: sie könnten mich nicht mit mehr Vertrauen beehren und nicht vorteilhafter für mich an alle unsre Korrespondenten (also die ersten Häuser Europas) schreiben. —. Überall, wo ich hinkomme, kann ich die ersten Gesellschaften besuchen und sobald es mir meine Geschäfte zulassen, an jeder Freude teilnehmen. Jedermann eifert in die Wette, mir Höflichkeiten zu erweisen, meine Bekanntschaft zu machen, und wem geschieht alles dies? Wen sieht man in der Mitte von Männern? im Circul der angesehendsten Persohnen? einen Jüngling von noch nicht 21 Jahren, der beinahe erst anfängt, in die Welt zu gucken. —. Meine Pflicht ist demnach diesen mir erworbenen guten Ruf, auf den ich stolz bin, und der auch Ihnen nicht gleichgültig sein kann, zu erhalten, der Welt zu beweisen, daß ich ihn verdiene. Ich würde, im Falle ich auch das größte Recht hätte, mich mit meinen Herren zu brouillieren, immer in den Augen vieler Unrecht haben und mir an manchen Orten und vielleicht da, wo ich es am wenigsten wollte, schaden. —. Alles dieses sind nur Anmerkungen, nur einige wenige Gedanken, die mir bey

dieser Gelegenheit in den Kopf kommen. Wills Gott wird nie eine Rede von dem allem seyn und alles sich aufs beste enden. Ich versichere Ihnen jedoch nochmals aufs feyerlichste, daß es mir auch im entgegengesetzten Falle nicht bange seyn würde, mich auf eine honnete Art durchzubringen. Wenn nur das Eine im Reinen wäre und ich gewisse Aussichten meine Inklination betreffend hätte, so sollte sich das übrige auf eint oder andre Art geben."

Einen Plan, der seiner Ansicht nach „gewiß vorteilhaft ausfallen müßte", will er dem Papier nicht anvertrauen und verspart daher dessen Mitteilung „auf nächste Zusammenkunft". Er fährt dann fort: „Das kann ich Ihnen sagen, daß das Ganze zu Erreichung meiner Wünsche, die unveränderlich sind, zielt und nur in dem Falle anwendbar ist, wenn ich nicht vorsehe, solche im Hause Gebr. Merian auszuführen, und als Commis will ich selbst nichts davon hören. Hätte ich keine Absichten, dächte ich nicht weiters hinaus, wollte ich nur für mich sorgen, oh dann wäre mir alles recht, dann könnte ich auch jedem Dinge, jedem Unfall trotzen. Denn ein junger Mensch, der die Arbeit liebt und nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, (und das bin ich Gottlob nicht), auch überdies 9 Jahre in dem nämlichen, in einem der ersten Häuser, überall durch seinen Reichtum und seine Geschäfte bekannt, gewesen und mit Ehren gewesen ist, wird überall mit offenen Armen empfangen und findet sein Auskommen reichlich, ohne deswegen ein Etablissement für eigene Rechnung (welches gegenwärtig sehr critisch ist, und wozu ich nicht rathen würde) zu unternehmen. Aber! ein geheuratheter Mann! der nur einen oder besser zu sagen keinen Ausweg hat, ist ein Sklave und für seine ganze Lebenszeit wie ein Kettenhund gebunden, weil man denkt und weißt: „Er muß sich alles gefallen lassen." —. Dieses letztere kann jedoch mit mir nie der Fall seyn. Aber nichtsdestoweniger wollte ich, so wie ich das eine betreibe, das andre nicht vergessen. —. —. ......Mein Entschluß ist

gefaßt, schon längst gefaßt und nichts kann ihn umstoßen. Mein guter Name würde darunter leiden, denn mein Betragen war zu deutlich." .... übrigens sei er aber noch in keiner Weise gebunden. „Es ist und bleibt also ganz freier Wille, der durch nichts gebrochen werden kann, als wenn er meiner Ehre schaden würde und das kann er nicht."

So tritt Theodor von Speyr vor uns, gleich ehrenhaft und gleich resolut als Geschäftsmann, wie als Freier, mit starkem Bewußtsein seines Wertes und entschlossen, diesen Wert zur Geltung zu bringen, mit seinen Pfunden auf jede redliche Art zu wuchern. Schon bei dem Jüngling fehlt nicht ein starker Einschlag von einer gewissen Großspurigkeit, die ihm zeitlebens geblieben ist. Wundern wird man sich immer über die gediegene männliche Reife, zu der seine Denkart und sein Charakter mit 20 Jahren schon durchgedrungen sind, entsprechend dem frühen Beginn seiner Lehrzeit und seiner hervorragenden Tüchtigkeit im Geschäft, die ihn schon in so jugendlichem Alter zum Vertrauensmann einer der ersten Firmen der Schweiz und des Kontinents überhaupt machte.

Die Pläne, von denen er spricht, die Vorschläge in betreff seiner künftigen Stellung im Geschäft, die er seinen Prinzipalen von Lissabon aus schriftlich machte, sind zwar nicht positiv bekannt. Dagegen läßt sich aus seiner kategorischen negativen Erklärung, daß er in seiner bisherigen Stellung als Kommis nichts von der doch so sehnlich herbeigewünschten Verlobung wissen wolle, schließen, daß er einen höheren und selbständigeren Posten, vermutlich die Prokura, die ihm dann auch $1^1/_2$ Jahre später zuteil wurde, schon damals zu erhalten wünschte. Erst nachdem dies in Sicherheit gebracht war, ist der noch nicht 23jährige, dann allerdings unverzüglich zur Verlobung und zur Heirat geschritten.

Zu diesen höheren Anforderungen an seine Firma gab ihm nun gerade auch die verantwortungsvolle Reise nach Lissabon und der gefahrvolle Aufenthalt daselbst, die Miete

und Befrachtung verschiedener Schiffe mit ausschließlich Merianischem Kaufmannsgute, eine besonders günstige Plattform. Noch mehr Anspruch auf Berücksichtigung seiner Wünsche sollte ihm die Rückreise verschaffen.

Über seine durchaus klare Stellung zur Firma entnehmen wir seinen Briefen noch folgende besonders charakteristische Punkte. Mit Bezug auf sein Verhalten gegenüber Bestechungsversuchen sagt er:

„Wenn meine Herren und Oncle am Heyberg glaubt, ich erhalte kostbare Präsenten, so stehen sie in einem falschen Wahn. Es hienge zwar bloß von mir ab, es zu thun, aber ich glaubte, unrecht zu handeln und meinen Herren zu schaden, wenn ich es thäte, indem Leute, so mir Präsenten offerieren, es in der Absicht thun, es ohngerügt doppelt und dreyfach auf die Waren zu schlagen und mich in ihr Interesse zu ziehen." —

Schon damals tritt ferner sein besonderes freundschaftliches Verhältnis zu Herrn Christoph Merian-Hoffmann, dem sog. „reichen Merian" deutlich ins Licht. Wenn er die beiden Prinzipale damals schon im Grunde zugleich als seine ehrlichen Freunde ansieht, so sagt er in betreff des jüngeren, eben des Herrn Christoph Merian-Hoffmann, geradezu: „Er ist derjenige unter meinen Freunden, den ich am meisten liebe und der mir ganz zugetan ist." Demgemäß schreibt er von ihm fast kameradschaftlich an seine Eltern: „Christoph Merian habe ich unterm 24. Juli (1801) von Lissabon aus geschrieben. Er wird, wie ich es ihm auftrug, bei Ihnen vorbeygekommen seyn. Hat er meinen Brief erhalten?" Zugleich ist er besorgt um ihn: „wenn er nur nicht nach Leipzig verreist! Es würde mich gewiß sehr schmerzen." „Viele Grüße an ihn, sowie auch an Freund Wieland."

Später auf dem Schiff schließt er seinem großen Seebrief an die Eltern einen solchen „für Freund Ch. M. bey" und ersucht die Eltern, „ihn demselbigen unter Verrichtung meiner besten Grüße, wenn er noch in Basel ist, sicher zukommen zu lassen. —. Sollte er nach Leipzig verreist sein, bitte, ihn

durch seine Eltern spedieren zu lassen und ihn zu rekommandieren." Allerdings ist bei diesen Botendiensten hin und her zu berücksichtigen, wie selten damals die Postverbindungen waren, welches Ereignis ein Brief, insonderheit eine solche Privatmitteilung auf so weite Entfernung bedeutete.

Auch dieser zweite Brief an den „reichen Merian" dürfte sich, abgesehen von respektvoller freundschaftlicher Aussprache und von der laufenden Geschäftsabwicklung, auf seine geschäftliche Stellung bezogen haben. Von seiner beabsichtigten Verlobung dagegen, die ihn infolge einer alarmierenden Nachricht, die er unmittelbar vor der Abfahrt von Lissabon erhalten hatte, auf dieser Seereise besonders stark bewegte, hat er seinen Prinzipalen damals noch nichts mitgeteilt. Er erklärte den Eltern gegenüber ausdrücklich, daß er „nicht der Meinung sei, meinen Herren von bewußtem etwas zu entdecken, indem ich es biß zu einer guten Gelegenheit verspahren will. —. Es kommt viel auf die Art und Weise und auf die Umstände an, wie man es anbringen kann, und d a s sey meine Sorge." Dagegen bittet er die Eltern, und namentlich die Mutter als Freundin im Hause Ryhiner-Battier, ihr Bestes für ihn zu tun.

Schließlich noch ein Wort, den nervus rerum betreffend: „Wie meine Finanzen gegenwärtig stehen, kann ich nicht sagen, biß ich sehe, was meine Herren von angeschafften Sachen auf mich werfen. Ich hoffe jedoch, sie werden billig seyn, welches sich bey unserer nächsten Zusammenkunft zeigen wird."

Einen speziellen Punkt berührt Th. von Speyr mit den Worten: „Es ist unglaublich, wie viele Kleider man auf der Reise durchputzt. Ich habe mir schon v i e l e s, s e h r v i e l e s anschaffen müssen, und bin doch noch so vielem nothwendig. —. Wenn die liebe Mama mir je etwas in Hemden kaufen wollte, so bitte biß zu meiner Nachhausekunft zu warten, da ich selbige o h n e „Jabots" und auf der Brust von g a n z f e i n e r Leinwand, gefaltet und gestickt haben möchte, indem man keine andern als solche im Auslande sieht, und ich

keines der meinigen (für Basel gewiß feinen Hemden) Gröbe halber zeigen darf. —."

Wieder eine andere Seite seiner Finanzgebarung beleuchten die Worte: „Bis jetzt habe ich noch nichts für meine eigene Rechnung spekuliert ...... An Gelegenheit fehlte es mir nicht, aber ich wollte, da ich schon zu viel überladen war, nicht noch mehr auf mich werfen. — Herr Rapp (London) offerierte mir jeden Augenblick 500—600 £ Sterling oder Doublonen zu meiner Disposition zu halten. —. Ich habe ihm unter der Hand gedankt. Vielleicht mache davon Gebrauch, wenn sich ein günstiger Augenblick darbietet und ich ganz sicher gehen kann." —

Soviel erfahren wir aus seinen Briefen über seine bisherige Stellung und Wirksamkeit. Noch näher bekannt werden wir nun aber mit seinen Erlebnissen auf der Reise nach Portugal und zurück und mit seinem mehr als halbjährigen Aufenthalt daselbst vom Januar bis August 1801.

Am 13. August 1801 schreibt er (S. 8) an seine Eltern: „Wie doch die Zeit vergeht! Schon beinahe 8 Monate seitdem ich mich von Ihnen trennte!"

Demnach muß er Ende Dezember 1800 oder Anfangs Januar 1801 diese große und schwierige Reise angetreten haben. Er sollte u. a. dem Vater aus England englisches Zeug und dem Vetter Heinrich Rasiermesser beschaffen. Er findet aber keine Zeit dafür „und muß das biß zu einer nächsten Reise, die w. G. noch entfernt seyn möge", verschieben, bemerkt jedoch dazu: „wenn aber der l. Papa will, so werde nach England schreiben und es besorgen lassen."

Ein englisches Paketboot, wie sie dazumal zugleich der Personenbeförderung dienten, brachte ihn auf relativ recht angenehme Weise nach Lissabon. Der Vergleich, den er auf der Rückreise anstellt, lautet: „So gut ich es in dem Paquetboote von England nach Portugall hatte, so mittelmäßig habe ich es hier."

Vermutlich noch im Januar oder Anfangs Februar 1801

ist er in Lissabon angekommen, um nun ein halbes Jahr dort zu weilen und die Verfrachtungen, vielleicht auch den Einkauf von Kolonialwaren: nordamerikanischer Baumwolle, brasilianischem Zucker, Kakao und Zitronen für sein Haus zu besorgen.

Im Gegensatz zu seiner Vorliebe für Land und Volk in England hat es ihm in Portugal gar nicht sonderlich behagt: „Portugall ist viel zu warm für mich. Ich wurde nicht nur (nicht) mager, sondern verlor einen großen Teil meiner Farbe, wie es jedem geht, der dorthin kommt.“

Aber noch viel schlimmer, als mit dem ungesunden Klima, war es damals dort um die öffentliche Sicherheit bestellt. Aus den letzten Zeiten seines Aufenthalts in Lissabon gibt er folgende Räubergeschichten zum besten:

„Ich bin froh, sehr froh, daß ich von Lissabon abreisen konnte und also nicht mehr allen den Gefahren ausgesetzt bin, die daselbst unvermeidlich sind und von denen ich Ihnen, um Sie nicht zu beunruhigen, keine zu helle Vorstellung machen wollte. —. Kein Morgen vergeht, da man nicht Todte, die in der Nacht oder gegen Abend umgebracht worden, in den Straßen findet. —. Obschon ich nie unbewafnet und ohne Begleiter, der eine große brennende Fackel trug, ausging, so wurde ich doch eines Abends kurz vor meiner Abreise attaquiert und entkam mit genauer Not den Händen dieser Bestien, nachdem mein armer François (Nahme meines Bedienten) einen Schlag auf die Brust, der ihn beinahe ohnmächtig niederwarf, erhalten hatte. —. Einen andern Tag sah ich einen Mann durch einen Stiletstoß kaum auf einige Schritte von mir sinken. —. Öfters geschieht es, daß es gedungene Mörder sind, die in der Dunkelheit den Unrechten spedieren. —. Sobald sie nun ihren Irrtum einsehen, so machen sie dem unglücklichen Schlachtopfer ihre Entschuldigungen mit dem Bedeuten, es sey ihnen leid, es habe nicht ihm gegolten.“ —

Von einer ganz andern Seite lernte er in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Lissabon das Volk des Landes

kennen, da gerade damals aus Anlaß des Friedens zwischen Portugal und Spanien und dem mit Frankreich ein fünf Tage lang währendes Fest gefeiert wurde. Es ist das der Friede von Badajoz vom 6. VI. 1801, dem der Friede mit Frankreich am 29. XI. folgte. Darüber, sowie auch über eine Reise nach einer 6 Stunden von Lissabon gelegenen Gegend, „wo ich die größten Merkwürdigkeiten sah“, will er den Eltern mündlich Auskunft geben.

Die Seinen versäumte er auch von Lissabon aus nicht, mit Geschenken zu erfreuen. Unter anderm sendet er einen großen Schal für die liebe Mama. „Da der Nachtluft auf der Rheinbrücke, wenn man öfters Abends von einer guten Freundin heimkehrt, sehr stark ist“, werde dieser Schal „sehr brauchbar sein und gute Dienste leisten. —. Ich wünschte, derselbe möchte aus solchen Anlässen schon ganz zerrissen seyn. —. Mein größtes Vergnügen wäre dann, aus Vorsorge zwey neue kommen zu lassen.“ „Mein Haus ist von diesen Päckchen gebührend avisiert und wird nicht vergessen, es auszuliefern. Jedoch schadet es nichts, wenn man durch Müller aufpassen läßt.“

Sodann hatte er aber von Lissabon namentlich auch „Mahlereyen“ nach Hause gesandt. Denn so bequem wie heute mit den Ansichtspostkarten und den Photographien und Photochromen hatte man's damals noch nicht. Diese „Mahlereyen“ sollten seiner Meinung nach daheim „in der hintern Stube prangen“. Noch mehr als diese nicht näher bezeichneten Gemälde interessiert uns hier ein gleichfalls damals in Lissabon angefertigtes, anscheinend wirklich sehr gutes kleines Brustmedaillon in Öl, das als Beilage zu seinem Seebrief erhalten ist, und das Herr von Brunn gleichfalls so freundlich ist, für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen. In dem großen Seebrief dankt er den Eltern „viel und vielmahl für die gute Aufnahme und Mitteilung!“ dieses seines Portraits. —. „Daß solches an einem gewissen Orte gefallen, freut mich außerordentlich, und ich hoffe und schließe

aus dem mir Mitgeteilten, das Original werde seiner Zeit nicht minder gut aufgenommen werden. —. Wo haben Sie dieser kleinen Mahlerey biß auf weiteren Bescheid einen Platz angewiesen?"

Bezeichnend für den jungen Basler, der auf das geistige Niveau seines Standes hält, ist die Sorge um die Erneuerung seines Abonnements auf die Lesegesellschaft. „Sollte ich je zur Zeit der Erneuerung des Abonnements der Lesegesellschaft nicht zu Hause sein, so bitte um Erlaubnis für mich anhalten zu lassen und das Nötige zu berichtigen, indem ich Mitglied davon zu bleiben wünsche." — —

Sein geschäftlicher Auftrag für Lissabon war nun offenbar, zwei Schiffe mit Gütern für die Gebr. Merian zu befrachten und an einen von ihm nicht genannten Nordseehafen zu spedieren. Ob es damals schon Emden war, läßt sich nicht feststellen. Die politische Konstellation spricht für einen preußischen Hafen oder eine der Hansastädte Bremen oder Hamburg.

Wir haben uns hier kurz die doppelte handelspolitische Lage jener Zeit zu Land und zur See klarzumachen. Was den Landhandel anbelangt, so war die Schweiz in dem verheerenden dreifachen Kriege Frankreichs gegen Rußland, Österreich und England in den Jahren 1798 und 1799 der wichtigste Schauplatz der Kämpfe gewesen. Handel und Verkehr waren aufs äußerste erschwert. Erst die entscheidenden Siege Napoleons in Deutschland und Italien im Jahre 1800 machten diesem Zustand ein Ende. Nach allen Seiten wurden die Grenzen wieder geöffnet. Der Handel konnte sich wieder frei bewegen und machte davon ausgiebigen Gebrauch. England gegenüber waren die Pläne Napoleons noch nicht zum Kontinentalsystem ausgereift. Doch wurde von Frankreich aus der Gegensatz gegen die englische Hegemonie in Handel und Industrie damals schon zielbewußt genährt. Und als Mittel dazu diente in der Folge immer mehr der Ausschluß englischer Fabrikate und aller über England kommender Kolonialwaren zunächst aus Frankreich, dann vom Kontinent überhaupt.

Nun aber kommt der Unterschied zwischen dem Land- und dem Seehandel. Während Frankreich auf dem Kontinent mehr und mehr nicht nur die englischen und die Kolonial-Waren, sondern auch die Konkurrenz aller Festlandsstaaten ausschloß und nur noch französische Fabrikate von Land zu Land frei konkurrieren ließ, während es mit andern Worten an die Stelle des englischen ein französisches Industriemonopol auf dem Kontinent schuf, verhielt es sich notgedrungen ganz anders zur See. Da suchte Napoleon die Bedeutung des englischen Handels zu schwächen durch Stärkung der Schiffahrt des Festlandes, insonderheit der neutralen Flaggen und des neutralen Handels. Als neutrale Schweizer Firma hatten daher die Gebr. Merian damals noch in ihrem direkten Seehandel keinerlei Eintrag, sondern jede Förderung von Frankreich zu erwarten.

Der Feind, die Gefahr, das Hemmnis für den Seeverkehr des neutralen Handels, überhaupt für allen, außer dem eigenen englischen Seehandel war vielmehr England. Und das Hauptmittel zur Abschreckung und Erschwerung des Seehandels aller andern Mächte war ein unerhörter Mißbrauch des Rechtes der Visitation auf Kriegskontrebande, das England, pochend auf seine unbedingte Suprematie zur See, in der rücksichtslosesten Weise ausübte.

Nachdem die andern Länder, Österreich, Rußland, Spanien, ihren Frieden mit Frankreich geschlossen hatten, war zu jener Zeit endlich auch das englische Volk des langen Krieges müde und bereit zur Beilegung des Haders. Nur zog sich der Friedensschluß über der ägyptischen Frage immer länger hin. Er kam erst am 27. März 1802 nach dem Rücktritt Pitts zu Amiens zustande, und er lautete für England nichts weniger als vorteilhaft, da er nicht nur Ägypten, sondern auch die meisten andern auswärtigen Eroberungen an Frankreich zurückgab.

Formell stand also England das ganze Jahr 1801 hindurch noch im Kriege mit Frankreich. Ein Hauptteil seiner

Kriegsflotte lag am westlichen Eingang des Ärmelkanals und übte eine höchst unangenehme und peinliche Kontrolle über die ganze Schiffahrt aus, von der auch Th. von Speyr die Proben zu kosten bekam.

Vermutlich eher verschärft wurde gerade im Sommer 1801 die englische Kontrolle gegenüber Schiffen aus Portugal deshalb, weil der Friede von Badajoz den portugiesischen Prinzregenten Joanno verpflichtete, im Gegensatz zu seiner bisherigen England freundlichen Haltung, die englischen Schiffe fortan fernzuhalten, den französischen dagegen seine Häfen zu öffnen. Doch war, wie gesagt, die Kriegslust in England am Erlahmen, und es bestand für den gänzlich neutralen und unverfänglichen Handel des Hauses Gebr. Merian keine direkte Gefahr aus dem damaligen politischen Zustande. Im ganzen war das Jahr 1801 wie in der Schweiz, so auch im Welthandel eine Zeit des Aufatmens, der Erholung und sogar eines beginnenden Aufschwungs.

Aus dieser allgemeinen Konstellation heraus muß nun auch das Vorgehen Theodor von Speyrs bei seinen Verfrachtungen von Lissabon im Frühjahr und Sommer 1801 verstanden werden. Ihr entspricht vor allem, daß es neutrale Schiffe sind, die Theodor von Speyr von Lissabon aus befrachtete. Das erste, ein preußisches Schiff, muß schon im Mai oder Juni von Lissabon abgegangen sein; denn vor seiner eigenen Abreise von Lissabon am 6. August hatte Theodor von Speyr bereits sichere Nachricht von der richtigen Ankunft des Schiffes in seinem Bestimmungshafen.

Mit dem zweiten, einem ziemlich schlechten und unzweckmäßig gebauten amerikanischen Schiffe ist Th. v. Speyr selbst zurückgekehrt, indem er die Ladung als Vertreter der Firma, als Supercargo, begleitete.

Allerdings hat man sich darunter nun keine 10 oder 20 000 Tonnenschiffe vorzustellen gleich den heutigen Riesendampfern. Es waren bedeutend kleinere Fahrzeuge. Der amerikanische Dampfer Kingston hatte geladen: 393 Ballen

Baumwolle, 24 Kisten Zucker, 62 Sack Kakao, 30 Kisten Zitronen. Rechnet man die Baumwolle wie heute zu 500 Pfund engl. per Ballen, so kommen wir insgesamt auf ein reines Nutzgewicht von wenigen hundert Tonnen. Offenbar ist es aber auch schon an zwei derartigen Schiffsladungen vollauf genug für ein Halbjahresgeschäft einer ansehnlichen Firma. Dabei ist zu beachten, daß dies nur ein Teil der damaligen Geschäfte der Firma gewesen sein kann. Was sie gleichzeitig in englischen Manufakturwaren, Garnen und Geweben, und in Leipziger Meßgut machte, ist darin natürlich nicht inbegriffen.

Vierzehn Tage vor seiner Abreise aus Lissabon, am 24. Juli, hatte Th. von Speyr noch einen letzten Brief aus Portugal an Christoph Merian gerichtet. Außer seinem eigenen Anliegen betr. seine künftige Stellung im Geschäft, verwendete er sich in diesem Briefe zugleich für seinen „Oncle am Heyberg", den Sensal Joh. Conrad von Speyr, der bei ihm vorstellig geworden war, daß die Gebr. Merian ihn „mit ihren Aufträgen zu vergessen scheinen."

Am 28. Juli schrieb er zum letzten Mal von Lissabon aus heim. Es tut ihm „in der Seele weh, nicht mehr schreiben zu können und durch überhäufte Geschäfte, Folgen meiner Abreise von Lissabon" an ausführlicherer Beantwortung der beiden letzten dort erhaltenen Briefe der Eltern, N. 8 vom 23. Mai und N. 9 vom 12./13. Juni 1801, die miteinander angelangt waren, verhindert gewesen zu sein.

Im allerletzten Moment, am Tag seiner Abreise von Lissabon, „in eben dem Augenblick, als ich mich einschiffen wollte", erhielt er „durch ein zweites, aus England angekommenes Paquetboot" drei weitere Briefe der Eltern, N. 10 vom 26. Juni, N. 11 vom 27. Juni und N. 12 vom 4. Juli 1801.

Man sieht daraus, daß die Gelegenheit zur Briefbeförderung nach Lissabon selten genug war. Alles ging offenbar über London, und die Post brauchte anscheinend auch im günstigsten Fall einen Monat für die ganze Reise von Basel

nach Lissabon, während doch nach Th. von Speyrs Schätzung vom 14. August eine 14tägige Überfahrt (vom 14. bis 27. August) offenbar nichts Ungewöhnliches war (s. u. S. 176).

So begleiten wir ihn denn an Bord. Das Leben auf dem Schiff schildert er selbst unterm 14. August wie folgt (S. 10 unten und f.): „Ich verließ Lissabon den 6. August und befinde mich als s u p e r c a r g o an Bord eines amerikanischen Schiffes Nahmens Kingston von Norfolk, welches ich frettierte und mit Waren, welche alle für Unser Haus und Eigene Rechnung (wohin bestimmt, meldete ich Ihnen) geladen ist. —. (Ein preußisches, das ich vorher schon auf neml. Art versandte, ist schon an seinem Bestimmungsorte angekommen. A l l e s d i e s e s j e d o c h u n t e r d e m S i e g e l d e r V e r s c h w i e g e n h e i t.)

Unsere Equipage besteht aus einem Capitain nahmens Coppeshäll, einem jungen Menschen, nur 20 Jahre alt (also jünger als ich), aber ein guter Seemann, einem Steuermann und 8 Matrosen, meistens Schwarze“ [also amerikanische Negersklaven]. „So gut ich es in dem Paquetboote von England nach Portugall hatte, so mittelmäßig, (miserabel kann ich nun eben nicht sagen) habe ich es hier. —. Meine Ruhestätte ist passabel, da ich mir eine neue Matratze, wollene Decken und zwei Leintücher vor meiner Abreise gekauft hatte, (und) worauf ich ruhig und ebensogut, wie in einem Bette schlaffe. —. Von unserer Küche will ich nicht sprechen, denn wir haben keine, sondern nur einen kleinen Ofen auf dem Verdeck, der diesen Platz versieht, und wie es da zugeht, wie da die Hände, Füße sogar eines kleinen Mohren, den sie Koch heißen, arbeiten!!! Doch stille, denn bald ist es Mittag und ich will nicht vorher schon den Luzernerpsalm singen. —. Ich weiß nicht, was der liebe Papa an meinem Platz thun würde. Ich kann der Ursel, deren ich für ihren Gruß danke, bey meiner Zurückkunft a n d e r e Ragouts, Sauces, Hachés etc. etc. machen und zubereiten lehren, wovon einem jeden beim Anblick schon die Lust zum Anbeißen ver-

leidet und Hören und Sehen vergehen wird. —. Das kann ich Ihnen sagen, daß ohngeachtet aller dieser erlangten Kenntnisse meine größte Nahrung, obschon ich einen Vorrat von Hühnern gemacht habe, aus in der Asche gebratenen Herdäpfeln besteht. —. Wir haben viel Lebensmittel und Wasser genug an Bord, auch Wein. Aber bis jetzt schmeckte mir nichts gar gewaltig. Denn wir haben immer contrairen Wind. Jedoch bin ich Gottlob ganz wohl. —." ....„Das Mittagessen ruft, d. h. meine Herdäpfel sind gebraten. Also leben Sie wohl!"

Des beharrlich fortdauernden Nordwinds wegen dauerte die Reise länger als sonst gewöhnlich. Am 14. August schreibt er:

„Obschon es nun schon der neunte Tag ist, seidem wir zur See sind, so haben wir nicht nur nichts gewonnen, sondern eher verloren, indem wir wenn es so fortgeht, eher nach Gibraltar, als an einen andern Ort kommen werden. Heute scheint die Sonne ein wenig günstiger und wills Gott wird es bald andern bessern Wind geben und ich meinen Geburtstag, den 27sten dies, auf vestem Grund und Boden feiern können.—."

Das sollte nun allerdings nicht der Fall sein. Er hat erst am 7. September nach 33tägiger Meerfahrt wieder festen Boden unter den Füßen gespürt, nachdem er das Meer herzlich satt bekommen. Er stellt darüber schon unterm 14. August folgende ziemlich trübselige Betrachtung an:

„Es ist gewiß etwas trauriges, sein Leben auf der See zuzubringen. Es braucht einen besondern gout dazu. Für mich wäre es nichts. —. Nicht nur (nicht) allen Elementen und 1000 andern Gefahren ausgesetzt, sondern ohne Freund, ohne Gesellschaft, seinen eigenen Gedanken überlassen, schwimmt man, so nichts als Himmel und Wasser erblickend, Wochen, Monate herum. —. Halbe Tage sitze ich auf dem nämlichen Flecke auf dem Verdecke und blicke soweit mein Auge sehen kann, in die Fluthen und denke meinem Schicksal nach, überlege meine Angelegenheiten und stelle Betrachtungen

an, denke an Sie, — an — alle, die mir theuer sind, — und wünsche ein jedes mahl heißer im Vaterlande zu seyn. —." Tags darauf konstatiert er nochmals: „Schon wieder ein Tag ins Meer der Ewigkeit gesunken und ein neuer angetreten und noch sitzen wir auf dem alten Flecke. —. Es muß bald anders kommen und dieser Nordwind kann nicht immer blasen." Also eine förmliche Salas y Gomez-Stimmung. In feierlicheren Augenblicken im Beginn seines Schreibens blickt er im Gedanken an seine Eltern „gerührt zum Ewigen" empor, „vor dem ich jetzt auf dem großen Weltmeere, von allem getrennt, umherschwimme." Am letzten Tage seiner datierten Einträge, dem 15. August, heißt es: „Sobald ich in einem Haven, das heißt an meinem Bestimmungsorte gelandet, so zeige es Ihnen sogleich am Fuße des Gegenwärtigen an. Gott wolle, daß es b a l d, b a l d geschehen möge .—."

Und doch denkt er im übrigen vom Reisen, von seinen geselligen Vorteilen und namentlich von seinem Bildungswerte keineswegs gering. Er schreibt unterm 13. August: „Daß das Reisen einem jungen Menschen von Conduite nichts schadet, davon ist kein Mensch mehr überzeugt als Ich. —. Man formiert Bekanntschaften, erwirbt Kenntnisse, welche beide einem jungen Menschen von unglaublichem Nutzen sind. —. Daß das Reisen aber immer für mich taugen würde, davon ist kein Gedanke. —. Es würde sich mit 1000 andern Charaktern vertragen, 1000 andre würden es für ein Glück halten, meinen Platz zu haben, meine Rolle spielen zu können, und davon profitieren. Aber mit m e i n e m Charakter, mit m e i n e n Grundsätzen verträgt es sich unmöglich auf die Länge. —. Ich habe zuviel von der Welt gesehen und mache mir eine ganz andre Idee von der Bestimmung und Glückseligkeit des Menschen. Ich fühle, daß ich auch, wenn es die Vorsehung so lenkt, bei weniger großen Geschäften, bei ganz kleinen, wenn es seyn muß, im Schoße der M e i n i g e n, im Cirkel g e l i e b t e r G e g e n s t ä n d e, glücklich leben kann und daß gerade die Reichsten, die Wohlhabendsten Menschen

öfters die Ärmsten und Unglücklichsten sind. Ich begehre keine Rolle zu spielen, beneide keinen, der dem Glücke tiefer im Schoße sitzt. Ich wünsche nur meinen Gang ruhig fortzugehen, von jedermann geliebt und niemanden gehaßt zu sein, meine Geschäfte zu thun und mein Vergnügen nicht in berauschenden Gesellschaften, sondern in meiner Nähe, an meiner Seite, in mir selbst zu suchen. —. Es wäre betrübt, mehr denn betrübt, wenn ich mit diesen Grundsätzen, mit diesen Gesinnungen meinen Zweck verfehlte." „Ich weiß es, ich werde das Weib, das mit mir den Lebenspfad durchwandern, mit mir Freude und Leid theilen will, beglücken. Ich weiß es, ich werde im Stande und stark genug seyn, ihm alles, alles aufzuopfern, und nur dann, dann erst glücklich seyn, wenn ich Es vergnügt und glücklich sehen werde. —. Aber ich fordere auch, daß dieses Weib meiner würdig sey, daß auch es fühle, daß ich es verdiene und daß auch es sich freue, sein Schicksal an das meinige gekettet zu haben. Und wenn ich denn dieses finde, wenn ich mich nicht in meiner Hoffnung täusche (und ich bin es überzeugt, ich werde es nicht), o wie will ich dann Dem danken, der mich unverdorben erhielt, denen danken, die mir nicht nur das Leben gaben, sondern noch mehr denn dieß, die mir Religion, Tugend und gute Grundsätze beybrachten und denen ich also dieses Glück schuldig bin. O Eltern! theuerste beste Eltern! Es ist nur ein Gefühl, nur ein wahres Vergnügen und das können nur tugendhafte, nur reine Seelen schmecken! ! ! ! — — —"

Auf dem Transportschiff, das ihn nun langsam den wirklicheren Gestaden Mitteleuropas wieder zuführte, vertrieb er sich die Zeit tant bien que mal. Er sagt davon: „Eine meiner größten Zeitvertreibe, wenn mir das Wetter nicht zuläßt, zu schreiben oder etwas zu lesen (der Capitain hat englische Bücher) ist ein kleiner charmanter Affe, der von Maragnan [Marañon = der oberste peruanische Teil des Amazonas] kommt und den ich mir in Portugall verschafte. —. Er ist ganz

wie ein kleiner Mensch geformt und macht sehr artige Sachen.“ Womöglich soll er mit nach Basel kommen. „Er ist mir sehr attachiert und guckt soeben hinter meinem Rücken auf meinen Brief und macht ein Gesicht, wie wenn er alles, was ich schreibe, verstünde. —. Der Heiggy würde lugen, wenn er ein solches Kamerädchen bekäme.“

Mit dem 15. August hören die datierten Einträge auf. Er bemerkt zum Schluß noch recht bezeichnend: „Sie haben viel Mühe alles d a s zu lesen, was ich Ihnen geschrieben habe. Aber es m u ß t e s e y n, ich m u ß t e mir dieses Vergnügen, diese Erleichterung verschaffen.“ Er hatte für einmal wieder sein Herz geleert, und zwar, da ihn keine höhere Pflicht abhielt und nichts dabei störte, gründlich.

Vermutlich hat sich damals auch der widrige Nordwind gelegt, und die Fahrt konnte aus diesem Grunde flotter von statten gehen. Dagegen tauchte in der Folge ein anderes Hemmnis auf, von dem wir nur durch einen undatierten kurzen Nachtrag Kenntnis erhalten. Er lautet: „Ich bin durch die ganze englische [Kriegs-]Flotte, die ungeheuer stark ist, glücklich passirt, nachdem von mehreren Kriegsschiffen und sogar des Admirals, visitiert worden. —.“

So fuhr also das Schiff durch die englischen Spießruten in den Kanal ein, und was nun geschah, das soll uns wiederum Theodor von Speyr selbst erzählen, als der einzige, der überhaupt mit klarem Kopfe dabei war. Er schreibt seinen Eltern aus Fécamp am 9. September 1801:

„Es war vorgestern Nachmittags, daß wir nach einem Auffenthalt von 33 Tagen E n d l i c h die Küste Frankreichs erblickten und uns vornahmen, uns dem ersten besten Seehafen zu nähern und wenn es die Umstände erlaubten, daselbst einzulauffen. —. Ein heftiger Wind beraubte uns bald die Hofnung, uns auf dem festen Lande zu erholen, und verwandelte sich gleich darauf in einen fürchterlichen Sturm, der uns, aller angewandten Mittel ohngeachtet, von einer Seite zur andern schmetterte, und endlich, nachdem wir einen Mast-

baum umgehauen, und über Bord geworfen, nichtsdestoweniger uns an die hiesige Küste warf, wo das Schiff borstete und alles zertrümmerte. Gott ist mein Zeuge, daß ich bis auf den letzten Augenblick und bis mich die Wellen, die höher denn die Mastbäume stürmten, auf den Boden des Verdecks warfen, mit einer Ruhe, mit einer Kaltblütigkeit arbeitete, die die Matrosen, die der Augenblick des Todes erblassen machte, zum Staunen und Verwunderung brachte. —. Obschon mich das Toben der Elemente, das Geprassel der zusammenstürzenden Maste und Segel, der hereindringenden Fluten, die letzte Minute, nicht viel denken ließ, so dachte ich doch an Sie, und einige der mir so nahe ans Herz gehenden Theuren und Geliebten ! ! !, von welchen mir der Abschied, die augenblicklich scheinende Trennung schmerzhaft war.

Aber meine Stunde hatte noch nicht geschlagen. Gott, der allmächtige Vater, wollte mich Ihnen zum Troste, Ihnen und denen, die an meinem Schicksal Anteil nehmen, zur Beruhigung erhalten und rettete mich auf folgende Art.

Der Capitain und alle Matrosen hatten sich, an aller Möglichkeit der Rettung verzweifelnd, über Bord ins Meer geworfen, um vielleicht ihr Leben durch Schwimmen zu retten. Ich war also der Letzte und allein auf dem Schiffe, das noch ein wenig zusammenhielt, und suchte, so viel mir die pechschwarze Nacht und das Zusammenkrachen der herunterstürzenden Balken erlaubte, da ich mich ganz verlassen sah, womöglich zu retten, erblickte einen Mastbaum, der vom Verdeck gebrochen ins Wasser hing und sich meinem Vermuthen nach gegen das Land kehrte, kletterte hinab und sprang, als ich das Ende davon erreichte, mich der Vorsehung empfehlend, ins Meer, arbeitete mich durch die Wellen, und Gott sey es ewig gedankt! kam auf vesten Boden und wurde durch Hülfe meiner jugendlichen Anstrengungen und Kräfte und mehreren braven Männern, die unter der Anzahl von 1000 Einwohnern, die unser Unglück, das sie vorsahen, herbeigebracht hatte, da waren, gerettet. Ich war nicht im gering-

sten beschädigt, und zu meinem Erstaunen und zur großen Verwunderung der ganzen unzählbaren Menge, die mit Fackeln und Lichtern dort waren, ganz beruhigt und dankte mit Wärme für meine Rettung, fragend, in welcher Gegend Frankreichs ich mich befinde.“ [Es war die Reede von Fécamp nordöstlich von Havre.]

„Ich verlohr, während ich mich durch das Wasser arbeitete, meinen Hut, Messer etc. und ein kleines Beutelchen mit ohngefähr 6—7 englischen Guineen eigenes Sackgeld, das ich in dem Gilet, das Reisegeld hingegen in den Pantalons hatte und rettete.“

„Ich wurde, da ich mich der Letzte flüchtete, der Letzte aus dem Wasser gezogen und vernahm zu meiner Freude, daß alle Menschen am Leben waren. —.“

„Ich war nicht zu bewegen, mich zu Bette zu begeben, und blieb solange dort, biß Maaßregeln getroffen waren, womöglich bey ruhiger werdendem Gewässer die nahe an das Land getriebenen Überbleibsel des Schifs und so viel immer möglich von den Waren zu retten. Letztere sind Gottlob gegenwärtig beynahe alle ans Land geworfen und in Sicherheit, sowie auch meine Papiere, so daß meine Herren nichts verlieren, da ich überdies die ganze Ladung verassecurierte.“

„Meine Feder ist zu schwach, Ihnen eine solche Beschreibung eines solchen Augenblicks zu machen. Er läßt sich nur durch Augenzeugen fühlen. Ich hoffe nun bald nach Hause zu kommen und alles dieses Ungemach im Schoße geliebter Eltern und teurer Gegenstände zu vergessen. —.“

„Da ich mir sogleich nach meiner Rettung auf das Vesteste vornahm, zu Bezeigung meiner Erkenntlichkeit und Dankbarkeit gegen Gott ein Opfer zu bringen, so ersuche ich hiemit den lieben Papa auf das Nachdrücklichste, eine solche Summe von meinem in Händen habenden Gelde unter dürftige und würdige Arme auszuteilen, als er gut finden wird, den Geber verschweigend. Auf die richtige Ausführung dieser Bitte zähle ich zuversichtlich.“

„Die Flut schwemmte einige meiner Kleidungsstücke und mehrere andere Dinge meines Eigentums aus der Kajüte, die nicht gerettet werden konnten. Das übrige ist in Sicherheit. — Ich tröste mich, mein Leben davon getragen zu haben, und hoffe, meine Herren Prinzipale, die ich eher als Freunde betrachte, werden als Solche handlen. —."

„Ich überlasse es Ihnen, beste Eltern, diesen Brief unsern nächsten werten Angehörigen und besondren Freunden zu kommunicieren, überall meine besten Empfehlungen verrichtend." — — —

„Es ist tief, tief in der Nacht. Ich bin" — es war erst die zweite Nacht nach dem Schiffbruch — „wie Sie sich leicht vorstellen, ermüdet und gehe zu Bette, Sie nochmals meines gänzlichen Wohlseins versichernd."

Diesen Brief vom 9. Sept. 1801 schrieb Theodor von Speyr „im Hause unsres Korrespondenten" zu Fécamp. Er bemerkt dazu, er könnte nirgends, nur das väterliche Haus ausgenommen, besser besorgt und aufgehoben sein.

Jetzt erst kann er auch den langen Meerbrief vom 11.—15. August beischließen. Und nicht unerwähnt soll nun zum Schluß auch noch der Eingang zu seinem Bericht über den Schiffbruch bleiben, der so anhebt:

„Ich stelle mich an Ihren Platz, theuerste, beste Eltern, und weiß, wie sehr es Sie freuen wird, endlich nach einer langen, langen Zeit beide Briefe von mir zu erhalten. Gottlob, daß Sie meine Lage nicht sahen, Gottlob, daß ich Sie mit meinem Unglücke und mit meiner Rettung, mit meinem Wohlseyn zu gleicher Zeit bekannt machen kann. — Wie nahe stund es Ihnen, einen Sohn — Ihren Sie über alles liebenden und wiedergeliebten Theodor zu verlieren. — Wie nahe, wie vertraut war ich schon mit dem Augenblicke, wo der Mensch vor seinen Schöpfer und zugleich auch für seinen Richter trittet; und bey eben diesem Allmächtigen Schöpfer, bey eben diesem Ewigen Richter sey es zu Ihrem und zu meinem Troste geschworen, war und blieb ich ganz ruhig, behielt meine

völlige Geistesgegenwart und vertraute auf Ihn. Ich will Ihnen, da ich nun ganz gerettet bin, da nicht einmahl, (welches beynahe unglaublich) meine Gesundheit gelitten, eine, so viel es mir die Umstände und die Zeit erlauben, richtige und kurze Beschreibung der traurigen Begebenheit machen; Sie nochmahls ersuchend, Alles mit kaltem Blute und ohne zu starke Theilnahme zu lesen, auch im Voraus meine schlechte Schreibart zu entschuldigen. —"

Dieser authentische Bericht des Nächstbeteiligten, und zugleich des einzigen gebildeten Passagiers des Kingstown wird nun durch die Meldungen des Journal du Commerce Nr. 344 und 348 vom 24. und 28. Fructidor = 12. und 16. September 1801 ergänzt wie folgt: J. d. C. vom 24. Fructidor an 9:

Nouvelles de Mer. — Le navire américain Kingstown, venant de Lisbonne, avec un chargement de coton, cacao, sucre, citrons, etc., s'est présenté le 19 fructidor, au soir devant Fécamp à la marée basse. La mer était grosse et le vent assez violent; il mit à l'ancre jusqu'à ce que le signal ou les pilotes lui indiquassent le moment d'entrer; mais le temps étant devenu excessivement mauvais, les pilotes n'ont pu l'aborder, et on a été longtemps inquiet pour la vie de l'équipage et le salut du navire et de la cargaison; mais ayant eu le bonheur d'échouer le long de la jetée d'orient les hommes ont été sauvés ainsi que la majeure partie du chargement. Le navire aurait même éprouvé peu de dommage, s'il n'eut pas été vieux et de construction américaine. Il est probable, que le capitaine a été trompé sur l'heure de la marée.

In Wirklichkeit war das Schiff lediglich ein Spielball des Sturmes gewesen. Die Piloten hatten versagt, und der Kapitän hatte offenbar gar keine Kenntnis der Platzverhältnisse.

Der zweite Zeitungsbericht, vom 16. September, enthält zunächst das „Détail du chargement du navire naufragé en ce port (à Fécamp): 24 Kisten Brasilzucker, 393 Ballen Rohbaumwolle, 62 Sack Kakao und 30 Kisten Zitronen, und be-

richtet dann weiter, man habe das Schiff sabordiert, d. h. es seitlich angebohrt, um so die Waren aus dem Schiffsbauch herauszunehmen, und habe alle Baumwolle mit Ausnahme von 2 Ballen gerettet. Desgleichen seien vollständig gerettet die 62 Sack Kakao und die Zitronenkisten. Am meisten gelitten hatte der Zucker, da die Kisten im Schiffsboden untergebracht waren und dort vom Meerwasser derart genetzt wurden (submergées), daß $^2/_3$ des Zuckers sich auflöste.

Diese Kaufmannsgüter sind beansprucht worden durch den Bürger Vaquerie, als Consignataire und hiezu bevollmächtigten Vertreter von Herrn Despeyr, subrécargue du chargement, qui était au bord du navire.

Da der Kapitän auf das Schiff verzichtete, wurde der Schiffsrumpf (la coque), sowie das Takelwerk und die Ausrüstung des Schiffes durch den Marinekommissär verkauft.

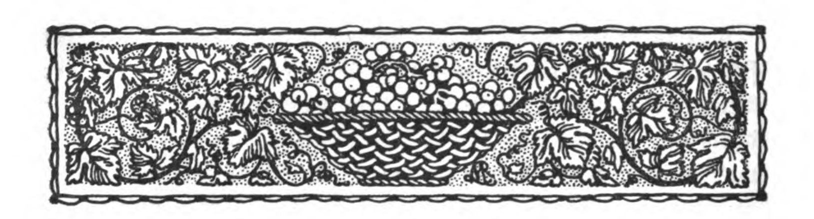
Von Fécamp wandte sich Theodor von Speyr zunächst nach Paris, um dann sobald als möglich nach Basel abzureisen. Seine Pariser Adresse gibt er an wie folgt: M[r] Théodore de Speyr de la maison Merian frères de Basle, chez Monsieur Jâques Récamier, Banquier à Paris.

Mit seiner Heimkehr hört natürlich auch diese Korrespondenz auf und damit zugleich unsre einläßlichere Kunde von seinem weiteren Tun und Lassen. Aus meiner Biographie Chr. Merians ist ersichtlich, daß er das ersehnte, innig verbundene doppelte Ziel seiner Wünsche: die Prokura seiner Firma und die Braut seiner Wahl $1^1/_2$ Jahre darauf wirklich erreicht hat.

Noch ein Jahr später, im August 1804, hat er von seinem Prinzipal und Freunde Christoph Merian das Haus zum grünen Ring erworben und dort mit seiner vorerst noch kleinen Familie und seinem Schwiegervater Leonhard Ryhiner-Battier, dauernd Wohnung genommen. Das Haus ist in der Folge der Sitz seiner Firma geworden und geblieben, und der an seiner Stelle in den letzten Jahren erstandene Palast ist es mutatis mutandis heute noch.

Was weiter von Theodor von Speyr zu sagen ist, findet sich z. T. in gedruckter Form in den späteren Kapiteln der Biographie Chr. Merians, z. T. harrt es noch der Darstellung durch eine eigene Biographie des Mannes, der in seiner Zeit nach den verschiedensten Richtungen, als Geschäftsmann — Begründer einer der hervorragendsten Basler Firmen und Präsident des Handelskollegiums, — als Basler Bürger, Richter und Ratsherr, als eifriger Militär bis zum Oberstlieutenant, überall seinen Mann gestellt hat und durch seine in allen diesen Würden immer wieder bewährte Tüchtigkeit und Tatkraft insonderheit unserm kaufmännischen Nachwuchs als Beispiel eines vollwertigen Menschen vor Augen gestellt zu werden verdient.





ALEXANDRE VINET
en mission politique

par
PAUL ROCHES.

I.

Dès le début des troubles qui éclatèrent dans le canton de Bâle vers la fin de l'année 1830, Alexandre Vinet fut un partisan résolu et un zélé défenseur du gouvernement bâlois. Non seulement il en accepta absolument tous les principes, mais il en approuva aussi les actes.

Un des premiers il répondit à l'appel aux armes. Citoyen paisible, homme de famille et d'intérieur, professeur et pasteur, il n'hésita pas un instant à se faire recevoir dans le corps franc de la ville.

Etrange effet d'une révolution! Le jour, il donne ses leçons au Paedagogium ou à l'Université, le soir il s'exerce au maniement du fusil et fait l'école du soldat; le dimanche matin il prêche à l'église française, l'après-midi il monte la garde, et la nuit, à l'appel du tocsin, s'il le faut, il descend dans la rue.

La crainte d'une agression des paysans fut bientôt dissipée, mais un péril nouveau menaça la ville. Les chefs révolutionnaires, on le sait, dispersés dans les cantons voisins après l'échec d'un premier soulèvement, furent

reçus à bras ouverts par leurs frères radicaux. Une nouvelle campagne, sans fusils ni canons, fut menée contre Bâle. Les journaux «du mouvement» attaquèrent avec violence son gouvernement, les orateurs populaires le ménagèrent moins encore.

Vinet offre aussitôt ses services, et pose le mousquet pour prendre la plume. Une réunion de citoyens l'ayant chargé de rédiger un «Appel des Bâlois à leurs confédérés», il compose un vibrant plaidoyer qui est aussitôt imprimé, puis traduit, et répandu à profusion dans toute la Suisse.[1]

L'activité qu'il déploie pendant ces temps de trouble est vraiment remarquable. Sa correspondance a rarement été plus étendue, et quoiqu'il ne néglige aucune des tâches qu'il s'est imposées, telles que sa collaboration au Semeur[2] de Paris, et l'achèvement de la Chrestomathie, il trouve encore le temps d'écrire à ses amis de longues lettres sur les affaires de Bâle, d'envoyer au Nouvelliste vaudois des notes, des articles personnels, des extraits et des traductions d'autres journaux.

Quelquefois même ses articles sont imprimés en double et distribués par ses soins sous forme de brochures.[3]

Lorsque viennent les revers il ne se décourage pas. S'il reconnaît que «Bâle a commis des fautes» il n'abandonne point pour autant la cause de la ville, et quand ses amis vaudois essayent de le convaincre que le gouvernement de Bâle est intransigeant à l'excès, injuste, tyrannique, sa conscience lui fait un devoir de protester avec plus d'énergie encore. Il aura ses moments de doute, rien de plus naturel, mais E. Rambert, peut-être incomplètement renseigné, se trompe quand il déclare que «Vinet

---

[1]) Les Bâlois à leurs confédérés. Brochure de 8 pages in-12°, imprimée à Bâle, le 1er février 1831.

[2]) Le Semeur, périodique littéraire et religieux, paraissant à Paris.

[3]) Résumé des affaires de Bâle. Article paru dans le Supplément du Nouvelliste vaudois. No 5, 18 janvier 1831.

s'éloigna pour un temps de la scène politique, se demandant si la cause qu'il avait servie était aussi bonne qu'il l'avait cru d'abord.» [4]) Rambert s'appuie sur un passage d'une lettre à Aug. Jaquet, dans laquelle Vinet montre en effet quelque lassitude. Mais la faiblesse, le doute n'étaient point dans son caractère. Bientôt il se ressaisit, il n'hésite plus. Il fait même un pas décisif et unique dans son existence entière: il accepte la responsabilité d'une mission politique.

Les événements de Gelterkinden venaient d'avoir lieu. La conduite de Bâle dans cette affaire avait été généralement blâmée en Suisse. Ses adversaires avaient profité de l'imprudence commise pour l'attaquer avec plus de violence et d'acharnement que jamais.

Le zèle déployé en cette occasion par les radicaux suisses risquait de causer un préjudice considérable à la ville de Bâle. Il fallait y parer, éclairer l'opinion publique. S'il ne pouvait être question de rien obtenir des gouvernements radicaux, il était d'autant plus nécessaire de conserver ou peut-être de regagner l'appui des cantons modérés.

A l'heure où les luttes de partis devenaient plus âpres, les contrastes plus tranchants, les opinions plus irréductibles, à l'heure surtout où les discussions de la Diète paraissaient frappées de stérilité, par suite de la confusion inextricable qui régnait dans ses assemblées, seules les propositions des cantons modérés, de ceux qui avaient conservé leur sang-froid au milieu du désordre général pouvaient avoir quelque chance de succès. Le gouvernement de Bâle le comprit; il envoya dans plusieurs villes de la Suisse des hommes de confiance chargés de défendre ses intérêts. [5])

Parmi les cantons en question, celui de Vaud jouissait dans toute la Suisse d'une excellente renommée. Sa révo-

---

[4]) Al. Vinet. Histoire de sa vie et de ses ouvrages, par E. Rambert. Lausanne 1875. I[re] édition, page 229.

[5]) Archives cantonales de Bâle-Ville. Trennungsakten A. 25, 15. April 1832. Kreditiv und Instruktion an die Abgeordneten.

lution s'était accomplie rapidement, sans effusion de sang, sans excès d'aucune sorte; sa nouvelle constitution, très libérale, avait été adoptée à une majorité imposante; ses hommes d'Etat, les Druey, les Ch. Monnard, les Nicole, les de la Harpe, se faisaient remarquer par la largeur de leurs vues et la fermeté de leurs principes. Le canton de Vaud était donc destiné à jouer un rôle prépondérant à la Diète, et celui d'arbitre semblait lui être réservé dans les affaires de Bâle.

Il est donc naturel que le gouvernement bâlois ait tenu tout particulièrement à gagner ses suffrages; et l'ambassadeur était tout désigné. Alexandre Vinet fut donc chargé une première fois, en avril 1832, d'une mission diplomatique importante.

Voici la lettre de crédit, retrouvée dans les papiers de Vinet, qui lui fut remise avant son départ:

> Wir Bürgermeister und Rath des Kantons Basel beurkunden hiermit, dass Wir den Hochgeehrten Herrn Professor Vinet nach Lausanne und Neuenburg gesandt und demselben über dasjenige, so Er in unserem Nahmen zu verrichten hat, die erforderlichen Aufträge gegeben haben.
>
> Wir empfehlen denselben, wenn er in Fall kommen sollte, sich über diese Sendung irgendwo auszuweisen, allen respectiven Behörden zu wohlwollender Aufnahme und zu gefälliger Handreichung etwa benöthigter Hülfe und Unterstützung mit der Versicherung, solches auf jede mögliche Weise zu erwidern.
>
> Zu Urkund dessen haben Wir gegenwärtiges Creditif allso ausfertigen und mit dem mindern Insiegel verwahren lassen.
>
> Gegeben in Basel den 15ten Aprill 1832
> Der Amtsbürgermeister *Frey.*
> Der Staatsschreiber *Braun.*

Cette pièce était accompagnée d'instructions dont voici également la reproduction:

Pro Nota.

a) Dahin zu wirken, dass die zu besuchenden Stände auch von ihrerseits der beförderlichen Zusammenberufung einer ausserordentlichen Tagsatzung beypflichten und dergestalten dazu behülflich sind, dass auch von ihnen bey dem Vorort auf eine solche angetragen werde, auch bestimmte Instructionen auf dieselbe ertheilen, damit unsere Rechte nicht verletzt und bey der Behandlung den hierseitigen Anträgen, wie sie bereits in der Instruction des grossen Raths enthalten sind, Rechnung getragen werde.

b) Die nöthigen Erläuterungen über unsere Angelegenheiten und über die Ereignisse der letzten Tage zu ertheilen, und überhaupt zu trachten der Wahrheit und dem Recht Eingang zu verschaffen, die Verläumdungen und Entstellungen aber zu widerlegen und zu berichtigen.

c) Über das Verhalten der HH. Repräsentanten und über den Werth ihrer Berichte dasjenige zu bemerken, was der Abgeordnete selbst nach genommener Einsicht der Aktenstücke aus diesen entnommen haben wird und was er nach seiner eigenen Beurtheilung und nach den Umständen zu sagen angemessen finden wird.

d) Zu erklären, dass Wir fest entschlossen sind, an dem bestehenden Bunde zu halten, und nur auf dem Wege, welchen derselbe vorschreibt, Schutz und Hülfe zu suchen und anzuwenden gegen Verletzung Unserer Rechte und der beschworenen Bundespflichten. Falls aber Anrufung fremder Intervention zur Sprache kommen sollte, so wäre zu erklären, dass dieselbe keineswegs in Unserer Gesinnung liege.

e) Unsere Missbilligung auszusprechen über das von den Abgeordneten von 7 Ständen abgeschlossene Concordat, das Wir als einen Eingriff, als eine Verletzung

des bestehenden eidgenössischen Bundes betrachten, so wie Wir auch auf der andern Seite glauben, dass die andern Stände sich vom alten Bunde nicht trennen, sondern vielmehr auf der bevorstehenden Tagsatzung zu Massregeln gegen das Separat-Concordat wirken sollten.

f) Sich zu bemühen, mit Magistratspersonen der betreffenden Stände in Bekanntschaft und Verbindung zu kommen, ihre Ansichten über Unsere Angelegenheiten zu vernehmen, ihnen die nöthigen Aufschlüsse zu geben und sie von der Wahrheit und Gerechtigkeit Unserer Sache zu überzeugen suchen.

g) Endlich über den Erfolg ihrer Bemühungen und Erforschungen und über alles, was in Bezug auf Unsere Angelegenheiten in Erfahrung bringen werden, E. W. M. G. H. H. Amts-Bürgermeister fleissig Bericht zu erstatten.

Vinet partit pour Lausanne vers la fin d'avril 1832. Combien de temps y resta-t-il? Quelles personnes y vit-il? Comment fut-il accueilli? Quelles furent en un mot les circonstances extérieures de son voyage? Autant de points qui restent à élucider.

Vinet avait l'habitude de noter jour par jour ses impressions et les événements principaux de sa vie dans un journal intime qu'on a coutume d'appeler «les agendas». Ces carnets de poche sont précieusement conservés à Lausanne; malheureusement celui de 1832 manque. Il est perdu.

D'autre part les actes officiels, à Lausanne, sont muets sur cette mission. Nous n'avons retrouvé jusqu'ici ni lettres, ni documents d'aucune sorte qui puissent nous fournir des renseignements précis.

Voici seulement deux extraits de sa correspondance, dans lesquels Vinet fait allusion à son voyage: «Il semblait, écrit-il à son ami Ch. Monnard, que tout le monde au pays de Vaud fût ligué avec vous pour me rendre agréable ce court séjour. Il ne dépendait pas de tout le

monde de m'attirer et de me captiver comme vous l'avez fait; mais c'est un fait que je n'ai trouvé partout que le plus bienveillant accueil. Avec tout cela, je n'ai pas remporté du canton de Vaud les plus grandes espérances pour l'objet qui m'amenait, et je n'ose pas même espérer que les considérations que j'ai présentées par écrit aient fait plus d'impression que ce que j'ai pu dire de bouche.» [6])

Quelques jours après il adresse les lignes suivantes à son ami d'enfance, le pasteur Leresche, pour s'excuser de ne lui point avoir fait visite. «Je dois pourtant te dire que ce n'était pas sans raison que je m'étais prescrit la rude abstinence que j'ai observée pendant tout mon séjour dans notre pays; j'avais à voir beaucoup de monde, à correspondre assiduement avec Bâle, et c'est à cette dernière chose que j'ai passé toute la soirée du jour que j'ai passé à Nyon. Je n'ai point été voir mes parents à Veytaux; je ne les ai pas même avertis de ma présence au Canton de Vaud, et j'attends d'eux, dans peu de temps, de sanglants reproches; car ils ne sont pas tout à fait aussi magnamines que toi. Encore une fois, n'attribue ce que j'ai fait qu'à mon idée sans doute exagérée du devoir, à l'extrême préoccupation qui caractérise les premiers moments d'une tâche difficile.

J'ai été bien accueilli dans mon pays, et ma cause elle-même mieux que je ne m'y attendais. J'étais d'ailleurs prêt à tout. Je n'avais accepté qu'à mon corps défendant, et par conscience, cette mission inattendue; j'en avais remis le succès entre les mains de Dieu; et ma confiance n'a pas été trompée; j'ai trouvé quelque accès dans les esprits, et j'ai pu rétablir quelques vérités méconnues. Le jour n'est pourtant pas encore venu où toute la vérité sera mise en évidence; le meilleur avocat d'une cause, c'est

[6]) Passage cité par Rambert, p. 231. La lettre est datée de Bâle, du 3 mai 1832.

l'expérience; et l'expérience n'a pas encore parlé, on saura à quelle idole on a sacrifié la foi des serments et l'honneur national. . . . .

J'étais bien malade avant de partir pour Lausanne; les souffrances qui m'accablaient depuis 3 mois avaient redoublé de vivacité; mais le voyage m'a fait du bien, peut-être aussi le bon air du pays natal. Je suis bien retombé depuis, mais au total je me sens mieux qu'avant mon voyage. Oh! si je dois vivre, que ne puis-je vivre où je suis né!» [7])

Le résultat de cette mission reste problématique. Remarquons d'abord que l'intervention de Vinet ne pouvait avoir aucune influence sur les résolutions du canton de Vaud, car, au moment où il arriva à Lausanne, les débats de l'assemblée législative devaient être clos. Ses lettres de crédit sont datées du 15 avril 1832. En admettant que Vinet fût parti le même jour, il ne pouvait être à Lausanne avant le 16 au soir ou même le 17 au matin. Or le Grand Conseil termine ses débats ce jour même et vote ses instructions aux députés à la Diète telles qu'elles furent proposées par Correvon de Martines dans la séance du 16. Les efforts de Vinet, lors même qu'il serait arrivé à Lausanne avant le vote définitif, n'ont donc eu aucune influence sur celui-ci.

Son voyage aurait-il donc été inutile et sans aucun résultat? Nous ne le croyons pas. Pour s'en rendre compte il faut lire les discours qui furent prononcés dans cette session et les comparer aux comptes-rendus de la session suivante, en juillet 1832. Il faut surtout mettre en regard les instructions aux députés votées en avril avec celles qui furent adoptées en juillet. Mais avant d'en arriver là, jetons d'abord un coup d'œil sur les délibérations du Grand Conseil vaudois dans sa session extraordinaire d'avril.

---

7) 19 mai 1832.

Cette session s'ouvrit le 12 avril 1832. Le gouvernement de Vaud n'avait donc pas attendu l'arrivée d'un envoyé extraordinaire pour accéder au vœu du gouvernement de Bâle qui avait demandé la convocation de la Diète et celle par conséquent des Grands Conseils cantonaux chargés de fixer les instructions à leurs députés.

Les affaires de Bâle devaient constituer l'objet principal de la session. Il s'agissait de décider en particulier si l'occupation du canton de Bâle devait cesser au 15 avril, comme la Diète l'avait décidé précédemment; mais la question essentielle restait celle de la séparation. Etait-elle opportune? était-elle nécessaire?

Le Conseil d'Etat, comme d'usage, déposa son préavis sur le bureau, et le Grand Conseil nomma une commission chargée de l'examiner.

Le 14 avril, on entendit d'abord le rapport du premier député à la Diète, Nicole, puis celui du président de la commission, Rodieux.

«Le canton de Bâle, dit celui-ci,[8]) est dans l'anarchie, la voix de la Confédération n'y est plus écoutée. Il faut donc des mesures nouvelles, toutes celles que l'on a employées jusqu'ici ont été inutiles, et il faut de plus que ces mesures soient énergiques. Deux remèdes se présentent.

L'un proposé par le Conseil d'Etat de livrer cette population à elle-même et de lui laisser terminer une lutte où la majorité l'emportera enfin et fera la loi. La commission n'a pu accepter une telle proposition, car de cette manière, le fort ferait la loi au faible, vu que les forces des deux partis ne sont point du tout égales. D'ailleurs il serait impossible d'empêcher que des personnes étrangères ne s'en mêlassent. La ville, par exemple, pourrait tirer des troupes du Grand-duché de Bade. La guerre civile sur les frontières de la Confédération inspirerait des craintes

---

8) Voir le Nouvelliste vaudois, du 17 avril 1832.

aux souverains du Nord... Et puis, pourrions-nous voir froidement un peuple s'entre-détruire! Vous devez le sentir, Messieurs, un tel moyen est indigne de nous.

Un autre moyen, qui est celui que vous propose votre commission, est que la Diète devrait prendre sur elle-même de terminer ces débats par le déploiement de forces considérables et en se donnant à elle-même un pouvoir directorial. On peut dire que le canton de Bâle n'existe plus comme canton; il a cessé d'être dès le moment où le schisme s'est formé, il est mort par le décret du 22 février, qui prononce la séparation, malgré les protestations de la Diète. Il en résulte que toutes les questions de la garantie sont oiseuses, puisqu'il n'y a, dans le canton de Bâle, aucune constitution cantonale... D'ailleurs, pourquoi le gouvernement de Bâle voudrait-il l'exécution d'un pacte qu'il a lui-même rompu en effectuant la séparation? Il faut donc pour cela remonter à des principes antérieurs au pacte. La Confédération est dans un état de révolte complet contre l'autorité fédérale. La Diète a donc le droit, d'après l'art. 8 du pacte, d'employer la force, puisque toutes les mesures suivies jusqu'ici ont été sans résultat. La commission ne se dissimule pas que la Diète ne pourra régler les affaires que par *une séparation* et elle regrette que la séparation soit le seul remède à tant de maux.»

Cette opinion est combattue par plusieurs orateurs; ils soutiennent le point de vue opposé, qui est celui du gouvernement. La constitution de Bâle, disent-ils, a été garantie. Il faut accepter les conséquences de cette promesse, il faut tenir sa parole, confirmer la garantie et retirer les troupes fédérales. «Une chose me surprend singulièrement, dit l'un d'eux,[9]) je vois les cantons les plus opposés à Bâle, ceux qui retirent cette garantie qu'ils ont donnée, avoir, dans leurs constitutions, les mêmes

[9]) Colonel Monod. Cf. Nouvelliste vaudois 1832, p. 141.

choses qu'ils reprochent à celle de Bâle... Saint-Gall ne pourrait-il pas nous retirer sa garantie, parce que tout en reconnaissant le principe de la souveraineté du peuple, nous ne permettons pas à celui-ci de voter ses lois?»

La majorité cependant n'est pas de cet avis. «Le temps marche, répond Correvon de Martines, les affaires changent, les événements forcent, il faut aller avec... La séparation est prononcée par Bâle même, la campagne l'accepte; il ne s'agit plus que de la régler et c'est là ce notre députation doit demander.»

La plupart des députés se rallient à cette manière de voir et les instructions suivantes, proposées par Correvon, sont adoptées:

«La députation exposera que le canton de Vaud, qui jusqu'à présent s'est constamment référé à la garantie telle qu'il l'avait promise le 19 juillet 1831 se voit maintenant obligé, par les événements survenus dans le canton de Bâle et par suite du décret de séparation prononcé le 22 février par le gouvernement de la ville de Bâle, à abandonner cette garantie et à reconnaître la séparation; qu'en conséquence le canton de Vaud vote pour que la Diète exerce dans le canton de Bâle une médiation armée dans le but: 1° d'y empêcher la continuation de la guerre civile; 2° d'y donner lieu à une réunion si elle était encore possible; 3° si la réunion n'était plus praticable, d'y provoquer et d'y protéger un vote libre des communes, afin de reconnaître celles qui veulent la séparation et celles qui ne la veulent pas; 4° d'y protéger la libre organisation des parties séparées; 5° d'y régler toutes les conséquences de la séparation par des commissaires médiateurs, et si une médiation amiable était infructueuse, de prononcer en dernier ressort sur toutes les questions sur lesquelles les parties n'auraient pu s'entendre».

De retour à Bâle, encore sous l'impression des opinions qu'il avait entendues, Vinet pesa longuement les argu-

ments qu'on lui avait opposés. Ils ne l'ébranlèrent point, au contraire, sa conviction ne fit que s'affermir.

« Les instructions de nos députés, écrit-il à Ch. Monnard, ont été votées par une faible majorité, qui n'a pas même paru bien certaine qu'elle venait de faire de bonne besogne. En effet, elle a pu se demander à la suite de son vote ce que je lui demande aujourd'hui moi-même: A quoi ce vote aboutira-t-il? Ce vote est propre, dit-on, à former une majorité en Diète. J'en doute encore; mais supposé qu'il rallie en effet la majorité, est-ce là tout? C'est à quoi il faut penser. Les meilleures mesures ne sont pas bonnes quand l'exécution en est impossible; et qui oserait se flatter que celles que proposent nos instructions soient réellement exécutables?

Quel est notre dessein? De contraindre les partis à s'entendre. C'est dans ce but que vous voulez qu'une force imposante soit déployée dans le canton de Bâle. Mais de quels éléments se composera cette force? Des mêmes éléments qui la composent actuellement; et faut-il vous apprendre que cette force fédérale n'est plus neutre ni médiatrice, mais qu'elle a pris parti? Votre vote la transformera-t-elle? Je ne le crois pas. Une fois sortis de la ligne du droit, il n'est plus possible ni à vous ni à la Diète d'agir avec impartialité. Toute force déployée dans le canton de Bâle sera ou *pour* ou *contre* le gouvernement.

Et cette force fût-elle vraiment neutre, elle interviendra inutilement. Des deux partis, il en est un du moins qui n'acceptera point cet arbitrage armé. Que tenterez-vous pour l'y faire consentir? Userez-vous de violence? J'ai regret à le dire: ce serait le parti le plus rationnel. Après le refus de droit, la violence doit suivre.

Après tout ce qui a eu lieu, et supposé qu'on persévère dans le système où Vaud vient d'entrer, il n'y a plus que deux solutions possibles: abdication du gouverne-

ment de Bâle ou attaque de la ville où il réside. Ni l'un ni l'autre n'aura lieu; par conséquent les instructions de Vaud, eussent-elles même obtenu la majorité en Diète, demeureront stériles.

Chose singulière, qu'on essaie de tous les partis qui ne terminent rien, et qu'on néglige celui dont l'adoption terminerait tout! Le maintien de la garantie n'est pas seulement de droit, mais de bonne politique. Car, adopté par la majorité du canton, ce vote fait rentrer dans le néant une insurrection sans racines, arrache leur plus chère espérance à ceux dont l'ambition veut corrompre la révolution suisse, enfin enlève à la réaction son arme la plus dangereuse et son plus spécieux prétexte.

C'est au système de la garantie que Vaud doit revenir. Le décret du 22 février (celui de la séparation temporaire) ne doit point nous faire dévier. Qu'est-ce qui a nécessité cet acte? Le refus de la garantie. Eh bien, maintenons la garantie, et l'acte du 22 février, qui n'est qu'une ébauche, une menace de séparation, tombera aussitôt.

Du reste, ce dont ou fait aujourd'hui une question compliquée n'aurait jamais dû devenir une question. Au 23 août 1831 des commissaires de la Diète arrivent dans le canton de Bâle apportant un appui au gouvernement reconnu et voulu par la majorité des citoyens. Le 20 avril 1832, d'autres commissaires fédéraux rendent une ordonnance qui chasse de leur poste les fonctionnaires de ce même gouvernement. Entre ces deux faits, quelle force inconnue a changé l'état de la question, le devoir et le droit? Quelle cause rétroactive a pu invalider nos serments? Je l'ignore, et je crois que personne ne le saurait dire. »

Ce qui frappe tout d'abord à la lecture de cette page admirable, c'est la force entraînante de l'argumentation. Et cependant la thèse de Vinet, il faut le reconnaître aujourd'hui, n'était pas la meilleure. Les événements lui

donnèrent tort; comme le gouvernement qu'il soutenait, il s'était trompé. Nous verrons plus tard pour quelles raisons. Mais quelle éloquence il met à défendre sa cause! quelle chaleur persuasive, quelle vigueur de raisonnement! Ecoutons-le développer sa thèse dans ce rapport qu'il adressa de Bâle, en mai 1832, à quelques hommes d'Etat et députés du canton de Vaud:

Mémoire[10]) sur les affaires du canton de Bâle

I. QUESTIONS GÉNÉRALES

a) Théorie politique.

Je ne ferai que toucher les questions générales que j'ai traitées pendant mon séjour au canton de Vaud, avec la plupart des hommes honorables que j'ai eu le bonheur d'y voir.

Et d'abord la théorie politique est hors de question. Je veux supposer que celle de Bâle soit erronée; que les circonstances toutes particulières de cet Etat n'aient pas réclamé un système tout particulier de représentation; je veux supposer encore que la manière dont la représentation par tête a été réclamée dès le mois de juillet 1831 n'ait pas dû jeter Bâle dans le système qu'il a adopté; et que dès lors la conduite des mécontents n'ait pas mis en lumière leur peu d'aptitude à jouir des droits qu'ils ont revendiqués les armes à la main; je veux supposer que l'insertion de l'article 45 dans la constitution n'ait pas été le résultat de tant de violences; je veux supposer encore, contre tous les principes, qu'un peuple puisse être admis sans aucune préparation à la plus grande somme des droits politiques, dont une civilisation très avancée puisse

10) Manuscrit conservé à la Bibliothèque de la Faculté libre de théologie, à Lausanne.

rendre capable une nation; et contre tous les faits, que la révolution bâloise n'ait pas été importée du dehors, qu'elle ait été spontanée, autochtone pour ainsi dire; eh bien, après toutes ces suppositions, je dis encore que la théorie politique est hors de question. La constitution, telle quelle, a été solennellement garantie; on en connaissait les dispositions avant de la garantir; on n'a pas plus de raison aujourd'hui qu'alors de la juger en contradiction avec le pacte fédéral; jamais même on n'eût vu dans la théorie politique une raison pour revenir en arrière sur la garantie, sans les événements qui sont survenus; la question de théorie n'est, sous un plus beau nom, qu'une question de circonstances; il faut bien se le dire; et cela est tellement vrai qu'on laisse en paix, à l'heure qu'il est, d'autres constitutions tout aussi peu conformes aux théories en faveur que celle de Bâle paraît l'être. Il est à peine nécessaire de présenter ces considérations aux esprits calmes et impartiaux; tout ce qu'ils pourraient dire, c'est que les circonstances commandent. Je ne disputerai pas sur l'autorité des circonstances; je ne chercherai point si les circonstances prescrivent contre le droit: je demanderai seulement *ce que* les circonstances commandent; mais cette question se présentera plus tard.

b) Intervention.

Un autre sujet de controverse est la conduite de Bâle au sujet de l'intervention. On lui a reproché de n'avoir pas demandé la cessation de l'occupation. On lui reprocherait, je crois, avec plus de raison de l'avoir acceptée. Il ne faut pas oublier que l'intervention des premiers commissaires fédéraux fut, au premier abord, tout amicale; que la proclamation dont ils étaient porteurs reconnaissait les insurgés comme insurgés et le gouvernement de Bâle comme le gouvernement légitime; que ce n'est que depuis lors, progressivement, que l'autorité fédérale, par une

étrange dégradation de couleurs, a transformé les insurgés en un parti et le gouvernement de Bâle en un autre parti; mais que, dans le principe, *l'intervention*, bien que spontanée, put être considérée comme *l'aide fédérale* qu'aux termes de l'article 4 il était autorisé à demander: que depuis lors, un pouvoir occulte agissant sur la Suisse presque entière, mais surtout sur les campagnes de Bâle, il donna une force toujours plus grande à l'insurrection et à ses chefs; que Bâle vit avec évidence qu'il avait sur les bras bien d'autres ennemis que ceux que renfermaient les campagnes insurgées, et qu'il avait affaire à un parti répandu dans toute la Suisse. Son seul recours, alors, c'était de faire appel à la loyauté fédérale; c'était de demander à ses confédérés s'ils étaient prêts à maintenir la foi donnée. En d'autres circonstances, il eût dit: *Venez;* ou, même certain de n'avoir point d'ennemis au dehors, il eût dit aux troupes fédérales: *Retirez-vous: je finirai mes affaires moi-même*. L'un et l'autre était devenu impraticable, ou, du moins, ne pouvait se faire qu'après l'assurance formelle que la garantie donnée serait soutenue. Vaud, dans la pureté de ses intentions, a pu s'étonner, se scandaliser qu'on lui dît: « Tiendrez-vous votre parole? » Mais l'événement a prouvé que tous les cantons n'étaient pas en droit de s'étonner de cette question. La réponse de plusieurs n'a-t-elle pas suffisamment justifié la question de Bâle? Leur refus n'a-t-il pas prouvé que Bâle ne pouvait impunément ni renvoyer les troupes de l'occupation, ni en demander pour son compte? Bâle, en demandant *un mot,* demandait véritablement l'aide fédérale qu'on lui reproche de n'avoir pas réclamée; ce mot était vraiment *l'aide* fédérale; pourquoi n'a-t-on pas voulu le dire? pourquoi certains cantons ont-ils dit le mot contraire? De la part de ces derniers du moins, n'y a-t-il pas une vraie dérision à reprocher à Bâle de n'avoir pas réclamé l'appui fédéral?

C'est ainsi que des mois se sont écoulés, pour les uns dans de longues tergiversations, pour Bâle dans la poursuite d'une espérance vaine. Comptant sur ses doigts un à un, les cantons qui adhéraient, qui pourraient adhérer au maintien de la garantie, s'appliquant laborieusement à s'amasser une majorité, ne voyant pas peut-être que l'ascendant révolutionnaire devenait toujours plus fort dans certains cantons depuis le 21 août, Bâle a laissé passer le temps, et se prolonger l'occupation dont il souffrait, l'occupation qui, décrétée d'abord en faveur du gouvernement, neutre ensuite entre le gouvernement et les insurgés, semblait du moins devoir prévenir l'effusion du sang et le bouleversement social — jusqu'au moment où cette interruption prit parti, et s'est déclaré ouvertement, par l'organe de MM. Merk et Schnell, l'ennemie du gouvernement bâlois.

Telle a été la marche des événements. Il suffit de la bien connaître pour comprendre que la prolongation de l'occupation n'est pas le fait de Bâle, et qu'il n'y a eu de sa part dans toute cette affaire ni finesse, ni calcul d'argent comme plusieurs personnes honorables ont paru de croire.[11])

II. MOYENS DE SOLUTION.

Mais ce que Bâle n'a pas fait plus tôt, peut-il le faire maintenant? Peut-il dire maintenant aux troupes fédérales: retirez-vous; nous allons nous arranger nous-mêmes? Au point où les choses sont parvenues, et en considérant le caractère qu'a pris l'affaire bâloise, il serait impossible à Bâle de tenir ce langage. Il ne s'agit plus de dire aux troupes: retirez-vous; car qui nous dit qu'elles se retireraient? intervention amicale, intervention impartiale, ces mots ne sont plus de saison: ces troupes sont là pour un parti. Il ne s'agit plus aussi de dire: nous allons nous

---

[11]) Ch. Monnard en particulier. cf. ce qu'il écrit à Vinet le 7 oct. 1832. Rambert ouvrage cité, p. 234.

arranger nous-mêmes. Oui, cela se pourrait si Bâle n'avait d'autres ennemis que ses insurgés, si ces insurgés n'avaient pas un appui, s'ils ne se sentaient pas l'avant-poste d'une grande insurrection suisse pour qui l'affaire de Bâle est une expérience, un foyer où elle compte s'allumer quand il en sera temps. Bâle, s'il n'en était pas ainsi, trouverait peu de résistance chez les mécontents, qui n'ont point de force en eux-mêmes, et dont l'insurrection est une chose assurément factice. Mais dans l'état des choses, Bâle ne peut songer raisonnablement à reconquérir par la force les populations insurgées. Il n'y a pour lui que trois issues: ou des *concessions,* ou la *séparation,* ou le *maintien de la garantie.*

a) Des concessions? Il ne s'agit plus d'en discuter l'espèce, le nombre, l'étendue. Dans le moment présent, il n'y a pas de milieu entre céder quelque chose et tout céder. Je laisse la question de savoir s'il y a eu un autre moment où Bâle a pu céder, et s'il en viendra un autre où Bâle pourra céder. Je parle de l'époque actuelle; j'envisage la situation de Bâle, celle de la Suisse, et je crois pouvoir affirmer d'un côté, qu'une seule concession renferme toutes les autres et se résout en un acte d'abdication pure et simple, en un suicide politique, d'un autre côté, qu'une telle démarche, bien loin de profiter à la Suisse, ne peut que précipiter un mouvement révolutionnaire qu'il importe de ralentir. Tant que Bâle résiste, le char de la révolution est *enrayé;* Bâle abattu, rien ne peut plus le retenir. La fermeté de cet Etat est, dans le moment actuel, une garantie précieuse pour la Suisse, personne ne peut se dissimuler la force modératrice qu'exerce, dans l'intérêt de la commune patrie, la résistance d'un Etat qui ne résiste ni dans le sens ni dans l'intérêt de la réaction.

b) Seconde issue: la séparation. J'envisagerai plus loin le mérite de l'acte du 22 février. Je ne parle ici que

de la séparation considérée comme moyen de terminer les troubles du canton de Bâle et de délivrer la Suisse d'un fâcheux embarras. Ce moyen ne serait pas inefficace. Les populations s'accorderaient mieux séparées que mêlées; les occasions de frottement soigneusement écartées, la paix extérieure rétablie, on réfléchirait mieux de part et d'autre, la séparation temporaire aurait pour effet de prévenir le divorce. Mais cette mesure est, 1° d'une difficile exécution dans les circonstances actuelles. Elle devrait nécessairement être précédée d'une votation définitive et libre; mais sous quels auspices se fera cette votation? sous les auspices d'une force fédérale qui a pris parti et qui, jusqu'à un certain point, a pu prendre parti, puisque l'autorité qui l'envoie a paru prendre parti elle-même en se refusant au maintien de la garantie. Ce refus, qui rend la séparation nécessaire, est aussi, chose singulière! ce qui la rend impraticable. — Cette mesure est, 2° la consécration d'un dangereux principe, la création d'un dangereux antécédent. Si la loi du 22 février qui n'est qu'une ébauche, une idée de séparation, et qui, bien loin d'être l'application d'un principe, n'a été qu'une œuvre de nécessité, si cette loi n'a pas laissé d'alarmer les amis de la patrie, que ne serait-ce point de la séparation consacrée par l'assentiment fédéral, et pour ainsi dire admise en principe, et quel dissolvant ne jetterait-elle pas dans la confédération où l'on verrait bien plus de 22 individualités nationales?

c) Troisième issue: le maintien de la garantie. Ce système a été jusqu'à ces derniers temps le système du canton de Vaud. Nous avons reconnu notre garantie, sauf une restriction ou un amendement dont je parlerai bientôt; mais enfin nous l'avons reconnue. Ce système est le seul utile; seul il offre l'issue que nous cherchons.

Premièrement, il est le seul conforme au droit. Cette assertion se passe de preuves.

Secondement, il est le seul dans l'intérêt de Bâle, le seul qui puisse couper à la racine la guerre civile qui désole ce canton. On ne saurait trop le répéter: la force de l'insurrection est dans l'appui qu'elle trouve ou qu'elle espère en dehors du canton. L'insurrection, en elle-même vicieuse, s'est de plus en plus viciée; le pouvoir, qui n'a jamais été placé bien haut, est toujours descendu plus bas, et les derniers événements l'ont amené à un point d'où il ne peut plus descendre. L'insurrection pourra afficher des desseins d'organisation: elle n'a et n'aura jamais de force que pour détruire. La garantie, proclamée par la majorité des cantons, soutenue par la totalité, donne le coup de mort au pouvoir anarchique et destructeur qui sévit depuis une année dans les campagnes de ce pays. Alléguer contre cette mesure la possibilité d'une réaction, c'est transposer ses craintes; c'est aller d'abord au moins pressé; le plus pressé est de maintenir la foi donnée et de comprimer l'anarchie; après on pourra veiller, et veiller avec autant plus de force et d'autorité, à ce qu'aucune réaction n'ait lieu. Du reste, je connais assez le gouvernement de Bâle pour être convaincu qu'il opposera à toute tentative de réaction une barrière aussi forte qu'à l'insurrection même.

Troisièmement, le maintien de la garantie est dans l'intérêt de la Suisse. La Suisse est en proie à deux principes pernicieux qui s'agitent dans son sein[12]), le principe révolutionnaire et le principe réactionnaire. Ces deux ennemis intérieurs se nourrissent du poison que distille l'affaire de Bâle. L'oppression de Bâle importe à un parti qui y trouverait la sanction de desseins téméraires, qu'une apparence de libéralisme ne recommande que trop à la foule des esprits irréfléchis. Cette même oppression donne des forces aux partisans d'un ordre de

12) ... et qui se prêtent mutuellement de la force.

choses qui ne doit plus renaître; l'aristocratie déchue mêle adroitement sa cause avec celle d'un gouvernement libéral; elle s'approprie[18]) la justice de la cause de Bâle; elle attire de force dans sa sphère un Etat qui n'y a jamais appartenu; et telle est la force des choses qu'en effet Bâle semble uni au parti réactionnaire, sinon par la communauté des principes, du moins par la communauté des revers et des craintes. En un mot, pour tous les partis, tout le monde, l'affaire bâloise est devenu un symbole; son issue décidera l'issue d'une affaire plus générale; et la question suisse est tout entière dans cette question cantonale. Il n'y a que le maintien de la garantie qui puisse détruire les espérances de toutes les factions, rendre à la révolution son cours naturel, procurer le calme nécessaire pour la solution des grandes questions fédérales qui ont surgi, et faire cesser par toute la Suisse une tension violente qui, dans ce moment, ne peut que porter à l'extrême toutes les idées et toutes les intentions.

Ce système, le seul qui présente à la Suisse des gages assurés d'ordre et de véritable progrès, est celui que le canton de Vaud avait suivi jusqu'ici. Il vient de s'en départir dans les instructions de ses députés à la prochaine diète. Quel motif l'a fait renoncer à un système qu'il avait suivi jusqu'alors, et que lui recommandait encore le préavis du conseil d'Etat? Quel incident survenu dès lors a pu le faire dévier de ses anciens principes?

III. OBJECTIONS.

a) Loi du 22 février 1832.

C'est, dit-on, la loi du 22 février; cet acte qui dissout le canton de Bâle, et qui, en faisant disparaître l'Etat à garantir, annule et fait tomber la garantie elle-même.

Même dans le Grand Conseil de Bâle l'opinion a été

18) ... en quelque sorte.

partagée sur le mérite de cet acte. L'opinion suisse l'a condamné; l'événement semble le condamner davantage. Il est juste pourtant d'observer que, pour porter de bons fruits, cet acte aurait besoin du concours ou tout au moins de l'impartialité de la force fédérale; ce concours, cette impartialité ont manqué. — Bâle ne devait-il pas le prévoir? — Peut-être. Mais il est des positions malheureuses où l'on n'a le choix qu'entre les imprudences. C'était une imprudence de prononcer, même provisoirement, la séparation des communes; mais c'en était aussi une, ou plutôt c'était une impossibilité, d'en conserver longtemps l'administration. Une sorte de nécessité fatale a poussé à cette mesure; mais d'où résultait cette nécessité? qu'est-ce qui lui donnait naissance sinon le refus de la garantie? En prenant les choses de ce point de vue, je crois que Vaud pouvait dire à Bâle: « Peut-être vous vous êtes hâtés; peut-être une mesure grosse des conséquences les plus graves pouvait souffrir encore un délai; mais enfin nous reconnaissons qu'elle n'a été chez vous que le résultat du refus de la garantie; c'est précisément à cause de cela que nous continuons à vous offrir la garantie; c'est à cause de cela que nous presserons nos Confédérés de vous l'offrir, dans la parfaite assurance que, devant cette garantie, la séparation tombera d'elle-même. Pour nous, le canton de Bâle déchiré n'est point dissous; la constitution subsiste, en expectative du moins, pour tout son ensemble: notre garantie a donc encore un objet et une application.

Hors de ce système il n'y a point d'issue; on se cherche sans se rencontrer, on se croise sans se réunir. Entre un Etat qui dit: *nous séparons parce que vous ne garantissez pas,* et un Etat qui dit: *nous ne garantissons pas parce que vous séparez,* il n'y a pas d'arrangement possible. Il faut au moins que l'un des deux *s'abstienne.* Bâle devait-il s'abstenir de séparer! Cela est possible.

Mais s'il sépare, il allègue une nécessité pressante, le salut du pays, la sûreté des personnes, l'ordre social compromis après l'ordre politique. Il est donc excusable. Mais Vaud doit *s'abstenir* (je dis s'abstenir du refus), parce qu'un acte de nécessité, de désespoir en quelque sorte, du côté de Bâle, un acte de pure défense, ne peut porter, par contre-coup, aucune atteinte aux principes que Vaud a défendu jusqu'alors. Vaud peut toujours dire à Bâle: Vous avez dévié, mais nous ne dévierons pas.

b) Deuxième objection: loi du 11 février 1831.

C'est donc au système de la garantie que Vaud doit se tenir, ou plutôt revenir. Mais ici se présente une difficulté. Nous avons garanti, dit le canton de Vaud; cela est vrai; mais nous n'avons garanti que la constitution, et voici qu'on nous demande la garantie d'une loi, celle du 11 février 1831. Expliquons cette singularité.

Jamais l'Etat de Bâle n'avait songé à demander la garantie d'une loi. Mais qu'est-il arrivé? On a d'autre part soulevé cette question. On a demandé si Bâle entendait que la loi du 11 février fût comprise dans la garantie. Question insidieuse, peut-être contre l'intention de ceux qui l'adressaient. De cette question est né un grand embarras. Cette loi, antérieure à l'acceptation de la constitution, avait réglé le mode d'acceptation, et conséquemment déterminé le sens de l'article 45. Combinaison vicieuse sans doute, puisque toute constitution doit porter en elle-même son explication; mais combinaison inattaquable à tout autre égard, puisque le peuple avait connu cette loi, avait voté d'après le mode prescrit par elle, et avait accepté l'article 45 en pleine connaissance de cause. Les cantons à leur tour, avaient instruit sur la garantie ayant sous les yeux cette même loi annexée à la constitution, et présumés instruits du fait consommé en vertu de cette loi; et, ce qui vaut mieux, l'article 45,

même dans le sens que lui donne la loi du 11 février, n'aurait jamais pu être un motif pour les cantons de refuser la garantie à la constitution. La constitution, dès lors, se passait fort bien de la loi du 11 février, échafaudage temporaire; et bien loin que Bâle eût à demander la garantie de cette loi, Bâle pouvait, en quelque sorte, la déchirer, un fait historique et publié en ayant pris la place le 28 février 1831, et servant désormais d'interprétation à l'article 45. Mais quand la question dont j'ai parlé plus haut, fut adressée à Bâle, il dut voir dans cette question tout ce qu'elle renfermait. Cette question ne pouvait que signifier: « Demandez-vous la garantie à l'article 46? » Le prenant dans ce sens, Bâle répondit: oui, quoiqu'il sût fort bien qu'une loi, *en tant que loi,* n'était pas qualifiée pour la garantie. De cette réponse inévitable naquit un singulier conflit, qui s'est prolongé. Bâle a demandé parce qu'on refusait; et l'on a refusé parce que Bâle demandait. Dans le silence on fût resté d'accord. La constitution, dans son ensemble avait été garantie; la loyauté de Vaud n'eût jamais songé à retirer cette garantie, ou, s'il en eût eu la pensée, cette même loyauté lui eût fait une loi de s'attaquer directement à l'article même qu'il désapprouvait; il n'aurait pas attaqué l'article 45 par un détour, on ne doit pas le supposer; et à moins de vouloir faire injure au Grand Conseil de ce canton, il faut admettre qu'en excluant de la garantie la loi du 11 février en tant que loi, il a bien entendu garantir, comme par le passé, tout l'ensemble de la constitution bâloise.

C'est un malheur que la loi du 11 février ait été nommée, et qu'on ait en quelque manière contraint l'Etat de Bâle de réclamer pour cette loi la même garantie que pour la constitution. Mais ce malheur n'est pas sans remède. *Qu'on ne parle plus de cette loi.* Que Vaud revienne à la garantie pure et simple de la constitution, en ajoutant qu'il y met pour condition le rapport de la

loi du 22 février, c'est-à-dire le retrait de l'acte de séparation. Bâle assurément, ne parlera pas de la loi du 11 février si personne n'en parle. Une question politique, impossible à résoudre en ce moment, sera écartée, et le canton de Vaud aura indiqué à la Confédération le seul chemin par où elle peut se flatter d'arriver à une solution qui ne soit ni la violation de la foi donnée, ni la rupture des antiques liens qui lui unissent l'Etat de Bâle, ni une guerre civile, ni l'intervention étrangère.

c) Dernière objection.

Mais c'est ici même que s'élève une dernière objection, qui, pour bien des personnes, sera la plus forte. Vaud doit donner l'exemple; mais le suivra-t-on? Obtiendra-t-il une majorité pour un vote ainsi conçu? Et son devoir n'est-il pas de trouver un parti propre à rallier enfin une majorité?

Il y a ici une question de principe et une question de fait.

En principe on ne saurait dire d'une façon absolue qu'il faut ne prendre parti et ne résoudre un vote qu'après s'être assuré que ce parti ou ce vote ralliera la majorité. Cela est vrai souvent; cela ne peut pas l'être toujours. La morale impose, dans bien des cas, une tout autre loi; la politique également. Et il est des positions où un seul vote, non par sa valeur numérique, mais par son poids, suffit pour déplacer la majorité. Il reste à savoir si le canton de Vaud est dans cette position.

C'est ce que j'ose croire.

Il y a, en Suisse, des cantons que leur état intérieur et le sentiment des réactions qui couvent dans leur sein poussent en avant, même à traverser les précipices.

Il y en a d'autres chez qui l'élément révolutionnaire y est moins actif. Ceux-là sont indécis; le repos et le mouvement les réclament tour à tour.

Il y en a, enfin, qui ne recèlent aucun genre de réaction, qui ont fait leur œuvre sans opposition, qui, bien préparés, ont pu la faire avec plénitude, qui sont forts, non pas précisément parce qu'ils ont tout cédé, mais parce qu'ils ont pu tout céder, qui veulent le progrès, mais qui le veulent avec modération comme veut la force, en un mot, qui sont révolutionnés, mais non pas révolutionnaires.

Ces cantons, à la tête desquels je place le canton de Vaud, sont investis d'un grand ascendant, et doivent s'en prévaloir. Le premier pas de leur œuvre, et qui la décide tout entière, c'est de rattacher à eux les cantons encore indécis.

Le canton de Vaud peut se prononcer pour l'ordre et la légalité parce que la pureté de son libéralisme ne saurait être contestée sans absurdité; ou ne croira pas manquer à la liberté en votant avec ce canton qui lui a rendu de si dignes hommages. On comprendra qu'un tel canton n'est modéré que par conviction; et l'on ne voudra pas craindre plus que lui pour la liberté et se défier plus que lui de l'avenir.

On comparera son vote avec celui des cantons révolutionnaires, et l'on comprendra que, si la peur donne des conseils excessifs et se fait suivre par la violence, sa force amène avec elle la modération, et que, par un juste retour, la modération bientôt produit la force.

Qui sait même si, parmi les cantons révolutionnaires, il n'en est pas *tel* que cette attitude fatigue, qu'un exemple comme celui de Vaud entraînerait dans d'autres voies, et qui aimerait mieux faire route avec le courage et la loyauté qu'avec la violence et l'ambition?

Je m'abstiens de donner à ces idées plus de développement. Je sais à qui je parle. J'ai vu les hommes d'Etat de mon canton, et j'ai espéré pour la Suisse. Je ne puis m'empêcher cependant d'ajouter un mot, mais un seul.

Bâle, coupé d'avec ses communes, et ne pouvant plus les protéger, se replie sur lui-même et se prépare à tout. Qu'on blâme ou qu'on loue cette résolution, elle existe. Du sommet du gouvernement jusqu'aux derniers des citoyens, Bâle ne fait plus qu'un seul homme, qui n'en appelle ni à la réaction, ni à l'intervention étrangère, mais à lui-même. On l'a mis dans cette nécessité! Je le demande encore: Où est l'issue?

II.

La Diète extraordinaire, convoquée sur la demande de Bâle, s'ouvrit à Lucerne le 9 mai 1832. Le Concordat des Sept était le prétexte, les affaires de Bâle le motif véritable de cette mesure inusitée. Tout le monde en reconnaissait d'ailleurs la nécessité. Aussi, contrairement à la coutume, la discussion ne languit point. Le 12 mai déjà, une proposition rallia la majorité; le 18, cette résolution mûrement débattue était définitivement adoptée. Conçue en 4 articles, elle ne renfermait en réalité qu'une idée essentielle, celle d'une dernière et suprême médiation:

1°. Les communes actuellement séparées par la retraite des fonctionnaires bâlois, sont placées sous l'administration et la protection fédérales.

2°. Les autorités existant dans ces communes sont rendues responsables des désordres qui pourraient s'y commettre.

3°. La Diète proclame et garantit le maintien de la paix publique (Landesfrieden) dans le canton de Bâle; elle prendra les mesures nécessaires pour que cette garantie ne soit plus illusoire.

4°. La Diète fera encore une tentative de médiation entre les deux parties du canton de Bâle.

Comme on le voit, cette résolution se rapproche sensiblement des instructions qu'avaient reçues les députés

de Vaud, et prouve une fois de plus l'influence que ce canton avait et pouvait encore avoir.

On peut critiquer l'opportunité de la médiation proposée ; on peut observer que, vu le point où les choses étaient arrivées, toute espérance de réconciliation semblait illusoire ; mais il faut louer sans restriction les sentiments qui l'ont dictée. Un vrai patriotisme l'inspira et c'eût été un devoir élémentaire pour chacun des adversaires de se prêter à cette tentative.

Bâle-Campagne un moment hésita. Des conseils pressants firent taire ses craintes. Mais Bâle-Ville ne se laissait point conseiller.

Nous ne referons pas l'historique de cette lamentable médiation qui échoua piteusement grâce à l'attitude intransigeante du Grand Conseil bâlois.

Vinet essaya de l'excuser. Citons, avant de lui donner la parole, un court article du Nouvelliste, qui est sans doute de la plume de Ch. Monnard :

«La conduite anti-fédérale du gouvernement bâlois dans la conjoncture actuelle révolte même les hommes calmes qui penchaient plus pour le gouvernement établi, tant qu'il s'est tenu sur le terrain de la légalité, que pour la campagne à laquelle ils avaient plus d'un reproche à faire. D'abord le gouvernement bâlois défend la légalité de sa constitution, l'intégrité et l'unité du canton. Au bout de quelque temps il retire aux communes dissidentes son administration et viole ainsi lui-même sa charte ; il quitte ainsi sa position favorable et renonce au bénéfice de la légalité. Alors la Diète se présente pour se charger de l'administration des communes délaissées. Aussitôt Bâle proteste, et déclare n'avoir pas abandonné ses droits sur les communes qu'il a abandonnées à elles-mêmes.

Malgré l'absurdité palpable de cette prétention et les troubles continuant, la Diète use de son droit de ***prendre toutes les mesures nécessaires pour la sûreté intérieure***

(pacte fédéral, § 8), elle interpose sa médiation entre les deux partis; elle nomme même pour administrer la campagne des commissaires connus par leur attachement à la ville; la commission de médiation qu'elle choisit est composée de manière à inspirer la plus grande confiance aux partisans de la modération. La campagne bâloise se soumet à la décision de la Diète. Que fait la ville? Elle met des conditions à sa soumission au pacte fédéral. Elle met le marché à la main à son supérieur et au nôtre à tous.

Ce procédé est une véritable insubordination; dans les circonstances actuelles de la Suisse et de l'Europe, il est doublement antipatriotique; l'opiniâtreté, disons mieux, l'entêtement ne saurait se jouer d'une façon plus choquante des intérêts les plus essentiels de la commune patrie[14]."

La réponse ne se fit pas attendre. Ch. Monnard, quand il écrivait ces lignes, siégeait à la Diète en qualité de premier député du canton de Vaud. Mieux qu'aucun de ses concitoyens il était donc à même de juger des affaires de Bâle. Vinet le savait, mais en même temps il voyait avec chagrin son ami subir peu à peu l'influence de son entourage, influence néfaste, pensait-il, et qu'il tâchait de combattre de tout son pouvoir. Toute politique a ses nécessités d'ordre pratique et utilitaire... Vinet ne s'en rend pas toujours compte; il n'aime pas à traiter les questions de bas; il ne peut s'empêcher de les élever à la hauteur de sa grande âme et rien ne l'attriste plus que de voir ses meilleurs amis l'abandonner dans cette voie. „Il est inutile que je vous le cache, je suis inquiet, écrit-il à Ch. Monnard. L'affaire bâloise, malgré tout l'intérêt que j'y porte, n'est pas le sujet, mais l'occasion de mon inquiétude. Elle m'a fait observer avec plus d'attention que je ne l'aurais fait sans cela, la marche des événements et des esprits en Suisse, et cette observation ne m'a point rassuré.

14) Nouvelliste vaudois 1832, 12 juin, p. 213.

Je ne veux pas broyer du noir ; mais je ne puis m'abstenir de dire que là où il n'y a pas de moralité, il n'y a pas de vraie liberté possible. Si je ne le savais pas, je l'aurais appris de vous, qui depuis plus longtemps que moi interrogez l'histoire, et mieux que moi, mais, d'accord sur le principe, le sommes-nous sur le fait auquel j'en fais l'application ? Votre droiture et la pureté de votre patriotisme ne vous ont-ils point empêché d'accorder à certaines gens la défiance qu'ils méritent ? Pardonnez-moi de supposer que vous les jugez avec bienveillance, jugeant de leurs intentions par les vôtres. Or un grand nombre n'ont de commun avec vous que le mot de ralliement.[15])

Je crois que Bâle a fait des fautes ; je crois, comme chrétien, que Bâle souffre pour ses péchés ; mais l'iniquité fédérale, à son égard, a passé toute mesure. Il reste comme fait historique et indélébile, que les serments qu'on lui avait prêtés n'ont point été tenus ; que la rébellion a été attisée dans son intérieur ; que, en dernier lieu, des troupes fédérales, qui pouvaient, qui devaient prévenir l'effusion du sang, qui l'auraient *dû* encore, lorsqu'elles ne l'auraient pas *pu,* se sont retirées au moment de la nécessité, au moment du danger, et, chose à jamais mémorable, ont quitté non seulement le lieu du combat, mais le canton même, tandis que le brave de la Harpe restait exposé aux balles des insurgés. C'est encore un fait que cette action a trouvé des éloges officiels ; qu'on n'a pas réclamé contre ces éloges, et que la Suisse en a accepté l'opprobre. Tout a été empreint du même cachet. Pendant une grande effervescence publique, et aussi longtemps qu'elle dure, toutes ces vérités se cachent ; elles attendent leur jour ; mais leur jour viendra, et les faits prouveront s'il était sage de sacrifier à la nécessité de théorie la nécessité morale.

---

[15]) Je descends sans hésiter à la question des personnes, dans les affaires où il y a trois choses à considérer : les principes, les moyens et les personnes. A. V.

Puisque je me suis laissé entraîner à parler de Bâle, je dois vous dire que le Nouvelliste a manqué d'informations sur le refus de Bâle d'envoyer des commissaires à Zofingen. Les réserves étaient toutes naturelles, de rigueur même ; le Grand Conseil n'est pas le souverain, et ne pouvait par conséquent modifier la constitution que de l'aveu de ceux dont la sanction lui a donné force de loi. D'un autre côté, il n'est pas vrai que la campagne ait donné en cette occasion l'exemple de la docilité ; elle a fait le contraire : c'est de la ville qu'est venu cet exemple, puisque la ville, sur l'invitation des commissaires, a désarmé à l'instant même. Vous avez, je crois, ignoré aussi, que la campagne, en décrétant l'envoi de commissaires, l'a rendu illusoire par les instructions qu'elle leur a données, instructions qui maintiennent dans leur entier toutes les prétentions du parti insurgé. Autant valait n'envoyer personne. Au reste, j'ai attendu peu de chose, dans l'état de la Suisse, et vu le personnel des députés campagnards des conférences de Zofingen ; et la séparation vaut mieux. J'ajoute que l'article fort imprudent, *communiqué* par un particulier à la Gazette de Bâle, article où l'on parle obscurément de l'appui de l'étranger, a été réfuté le surlendemain avec vigueur et dans un esprit fédéral, dans la même Gazette.

Je reviens, et je dis que la manière dont l'affaire de Bâle a été traitée, m'inquiète sur les questions générales. La révolution *suisse*, du moins dans les cantons du centre, est fondée sur le *poids des masses*. Il y a là un gage de puissance pour les intrigants, et c'est bien vraiment eux que la révolution a inaugurés. Quand vous aurez vu de près certains cantons, vous n'en douterez pas. Or, où des masses mal éclairées sont maîtresses, la liberté est en grand péril ; parce qu'elles se déchargent bien vite de leur puissance dans les mains de leurs flatteurs ; espèce d'hommes dont la Suisse abonde en ce moment. Par une pente

nécessaire, la meilleure constitution farcie de garanties, mène insensiblement à l'oligarchie là où le peuple n'a pas de principes. Les Grands Conseils ont d'abord l'apparence de la toute-puissance; mais, comme en Argovie, ils tombent dans la main de quelques meneurs, qui, poussés en haut, dominent d'en haut comme ils domineraient de plein-pied; et l'ancien régime renaît sous d'autres noms. Et que dirai-je encore de cette indifférence ou de cette apathie si grande, qu'immédiatement après une révolution passionnée, enthousiaste, les collèges électoraux sont déserts, les bancs des Grands Conseils vides, et l'arène livrée à un petit nombre où les intéressés forment le grand nombre? Ce que je vous dis là sont des faits. Tout, en Suisse, n'est pas Vaud et Genève, et dans ces deux cantons, même, n'y a-t-il rien à dire? Je crois qu'un élément modérateur est nécessaire à la Suisse, que les efforts de tous les citoyens doivent tendre à le créer; que lui seul peut suppléer, en attendant mieux, les *mœurs,* qui viendront avec la vérité chrétienne; mais je vois avec inquiétude que le vent souffle de l'autre côté. Je me soulage en écrivant tout ceci, sans me soucier assez si vous avez le temps de le lire; ce sera, si voulez, en roulant dans votre voiture officielle de Lausanne à Lucerne, que vous pourrez, sans trop d'inconvénients, en savourer l'ennui; en attendant cela me soulage. Ecrire cela dans un journal, ce serait me faire taxer de rétrograde; et cependant j'aurais bien ce petit courage; combien plus celui de vous l'écrire, à vous qui me connaissez, et qui me comprenez! J'ai le sentiment de plaider la cause de la liberté même, qui me sera éternellement chère, mais que je vois ailleurs que dans un nivellement imprudent.

C'est entre ces idées et les idées contraires que sera tout le débat. Car sur d'autres questions, il y a au fond beaucoup plus d'accord en Suisse qu'on ne pense. Les idées de révision du pacte et de réforme fédérale sont à

Bâle aussi anciennes que dans tout autre canton. Jusqu'à quel point de déni de justice dont Bâle se plaint aura-t-il rendu une partie de la population *abhold* à ces mêmes idées, à ces mêmes projets, c'est ce que je ne puis déterminer. Nos hommes d'état n'ont sans doute pas changé de vues; la révision leur paraît une bonne chose, reste à savoir dans quelle sauce elle leur sera présentée.

La diète sera orageuse, je le prévois, et vous le prévoyez sans doute aussi. Lorsque la délibération en sera venue à sa plus grande complication, quand le nœud sera le plus serré, qui est-ce qui le dénouera? Sera-ce l'épée? Très possible. Je crois qu'il faut que la révolution suisse avance ou recule, si les chefs de la nation ne s'entendent pas, ne se réunissent pas dans des vues de modération, de contrepoids, que je crois si importantes. Mais la préface obligée de décisions dans ce sens, serait une autre direction, imprimée à l'affaire de Bâle, et toutes choses, à cet égard restant dans l'état actuel, j'espère peu.

Je ne connais point encore vos instructions, je prévois qu'un espace en blanc sera réservé aux éventualités, ce blanc-seing pourra être d'une haute importance, et votre rôle également. Je sens donc doublement le besoin de prier pour vous. Dans un moment comme celui-ci surtout, les plus grandes lumières et la plus haute capacité n'excluent pas ce besoin de la prière; la hauteur des circonstances dépasse toute sagesse humaine.»

III.

Après l'échec de sa tentative de réconciliation, la Diète fédérale en fut réduite à admettre le principe de la séparation. Mais celle-ci serait-elle totale, comme le demandait la Campagne, ou partielle, selon le vœu de la Ville? Une fois de plus on ne réussit pas à s'entendre. La décision dut être renvoyée à la session ordinaire de juillet.

Les députés se séparèrent, peu satisfaits, et surtout peu fiers de leur besogne, et ils retournèrent dans leurs cantons respectifs pour y recevoir de nouvelles instructions.

Nous sommes donc arrivés à un moment très important de la révolution bâloise, nous pourrions même dire au moment psychologique. La lutte décisive va se livrer. La Ville fera un suprême effort. En Diète, 12 Etats ont voté pour la séparation; les députés du centre balancent, hésitent, attendent. Mais les petits cantons et avec eux Valais et Neuchâtel s'en tiennent opiniâtrement à leur vote primitif, à la garantie. Ils ne désarment pas. Ils comptent bien que la perspective d'un démembrement, la menace d'une intervention étrangère, celle peut-être plus grande d'une scission de la Suisse, car l'idée d'une ligue opposée au concordat des Sept est déjà dans l'air, vont faire réfléchir les esprits modérés. Bâle elle-même n'a point désespéré de sa cause. Toujours plus isolée en Suisse, elle semble ne pas se rendre compte des sentiments qui règnent dans la Confédération à son égard. Ses députés à la Diète ont beau l'avertir que ses plus fidèles alliés eux-mêmes, les cantons primitifs, sont irrités de voir qu'elle est incapable d'accorder la plus légère concession [16], elle continue à réclamer avec une aveugle opiniâtreté la garantie de sa constitution et la soumission de la campagne.

Or, en 1832, A. Vinet, envoyé extraordinaire du gouvernement de Bâle, accepte résolument, au nom de celui-ci, le principe de la séparation. Se doute-t-il qu'il ne s'agit que d'une manœuvre politique, que d'une tactique inspirée par les besoins du moment?

La ville se résigne donc, en apparence, à user de ce remède: la séparation, mais au moins veut-elle en adoucir autant que possible l'amertume; et, si le canton doit être

[16] Dr. Karl Weber. Die Revolution im Kanton Basel, p. 158.

divisé, que la part des insurgés soit aussi réduite que faire se peut.

Elle exige la séparation partielle, la votation par communes. Après tant d'expériences faites, elle ne peut ignorer les conséquences d'un pareil procédé: les enclaves multiples, les complications sans nombre, causes véritables de tous les conflits futurs; elle doit prévoir la confusion qui en découlera: cette anarchie qu'elle a préparée, et qui tournera à son désavantage en favorisant plus que jamais les entreprises les plus condamnables des fanatiques et des politiciens de village.

La ville s'en tient à son droit strict, ce droit qu'elle a créé elle-même par la loi du 22 février, origine de tout le mal.

Vinet accepte cette manière de voir. Mais si ses conclusions sont les mêmes que celles du gouvernement bâlois, son point de départ est bien différent.

Il ne connaît point les dessous de la politique. Il en ignore également les nécessités. Il vit au sein même du pays en révolution, et pourtant il le connaît moins bien que ses amis du canton de Vaud, et que Ch. Monnard en particulier.

Il assiste aux événements, il voit les hommes, il touche les choses, et pourtant il en est fort éloigné. Il les domine du haut de sa grande âme. Il plane dans le monde de l'idéal, tandis que ses concitoyens sont aux prises avec les plus dures réalités terrestres.

Mais il y a autre chose encore. Vinet, sans s'en douter le plus souvent, se laisse influencer par son entourage. L'atmosphère qu'il respire est toute chargée d'électricité, de passions et de haines. Les hommes les plus graves, les plus modérés, les plus paisibles sont entraînés par le courant. Ils épousent avec ferveur des querelles qu'ils ne sont pas à même de juger exactement, et deviennent ainsi injustes sans le savoir.

Qu'on relise les lettres que Vinet écrivit pendant cette époque de troubles pour s'en faire une idée! Son récit de l'échauffourée de Gelterkinden, par exemple, est une page unique dans son œuvre. Toute frémissante d'indignation, elle se distingue par une chaleur inusitée du style et une vigueur des épithètes tout à fait inattendues.

Il est sans doute intéressant de se demander comment Vinet, dans ces circonstances, expliquera les faits, quelles conclusions il en tirera, et comment enfin il servira une cause si épineuse et surtout si compromise.

Le gouvernement de Bâle n'ignorait pas complètement l'orage qui grondait autour de lui. Plus que jamais il sentit le besoin de s'assurer l'appui de ses anciens partisans, de défendre ses intérêts autrement que par la voix de ses représentants à la Diète.

Bâle, qui s'est mise sur le pied d'un Etat indépendant, qui refuse de se soumettre aux ordres de la Diète, qui ne veut point écouter les conseils des représentants ni reconnaître leur autorité, et qui ferme ses portes aux troupes fédérales, Bâle doit user aussi de moyens exceptionnels pour faire valoir ses droits. Elle adresse directement ses plaintes et ses vœux aux gouvernements cantonaux et, quand le danger est pressant, elle leur envoie des ambassadeurs extraordinaires.

C'est ainsi que Vinet, pour la seconde fois, fut chargé par le gouvernement de Bâle d'une mission politique dans le canton de Vaud [17]).

La Diète ordinaire s'ouvrit le 2 juillet 1832. Plus tôt

[17]) Nous avons eu le bonheur de retrouver dans des archives particulières les lettres que Vinet adressa de Lausanne au chef du gouvernement pour lui rendre compte de ses démarches. Nous adressons nos vifs remerciements à la famille Burckhardt-Sarasin, de Bâle, parente du bourgmestre Burckhardt, qui a eu l'obligeance de nous confier cette correspondance avec l'autorisation de la publier. P. R.

qu'on ne s'y attendait, elle aborda la discussion des affaires de Bâle. Les députés de Vaud étaient encore sans instructions précises sur ce sujet. Ils en demandèrent d'urgence. De leur côté les gouvernements de Bâle-Ville et de Bâle-Campagne rivalisaient d'ardeur et d'efforts pour obtenir des votes préalables en leur faveur. Le Conseil d'Etat de Vaud reçut d'eux coup sur coup plusieurs circulaires. Une session extraordinaire du Grand Conseil fut aussitôt convoquée.

Le 11 juillet, dès la première séance, le Conseil d'Etat déposa son préavis sur le bureau de la chambre qui nomma sans tarder une commission chargée de faire son rapport.

Cette fois Vinet arriva à temps. Il avait fait ses premières armes dans la carrière diplomatique, et il ne lui avait pas fallu longtemps pour acquérir certaines qualités que réclament ces fonctions délicates. Il faut admirer la clarté de ses rapports, le zèle et l'exactitude qu'il met à exécuter les instructions reçues.

Mais laissons lui la parole:

A S. E. Monsieur le Bourgmestre Burckhardt, à Bâle.

Lausanne, 10 juillet 1832.

Très honoré Monsieur le Bourgmestre,

Je suis arrivé à Lausanne ce matin à 2 heures, après un voyage dont j'ai mis à profit la durée pour réfléchir sur l'objet de ma mission; en arrivant, je me sentais assez maître de mon sujet. Je me suis présenté chez monsieur le président du Conseil d'Etat à 7 heures, une heure avant la séance de la commission chargée de présenter au Conseil d'Etat un *projet de préavis;* assez tôt par conséquent pour fournir à ce magistrat des renseignements, dont il a pris note avec intérêt, pour en faire usage une heure plus tard. Il m'a engagé à voir encore avant la séance M. le conseiller Jaquet, membre de la commission. Je m'y suis rendu, et j'ai pu l'entretenir des choses les plus essen-

tielles. Les événements d'Alschweill et d'Aesch n'étaient point connus; ils ont frappé ces messieurs, et feront partie du rapport qui sera présenté demain au Grand Conseil. Du reste les bases de ce rapport et du préavis sont absolument telles que le gouvernement de Bâle peut les désirer. La justice d'une séparation *partielle* après votation *par communes* paraît évidente à ces messieurs, l'injustice d'une votation qui sacrifierait le vœu des communes fidèles aux prétentions des communes insurgées, les frappe vivement. Seulement on a peur des enclaves, et on n'est pas loin de l'idée de donner pouvoir aux députés de voter pour l'adjonction de telle commune dont la dissidence dans un sens ou dans un autre morcellerait trop le tout. J'ai fait observer qu'il y aurait là, quoiqu'en petit, abandon du principe de justice et de liberté auquel on veut rendre hommage, que d'ailleurs le cas n'est pas probable au-delà de ce qui existe déjà et est déjà connu. On est convenu expressément que la première nécessité est d'être juste; qu'il ne faut reculer que devant l'impossibilité; et que les difficultés matérielles qui vont résulter de la séparation, ne sont que peu de chose en comparaison de l'impossibilité morale de faire cohabiter les communes fidèles avec un gouvernement qui leur est odieux à si juste titre. En général, je trouve *la porte ouverte,* et j'ai l'espérance que j'aurai fait un voyage à peu près inutile. — J'ai regretté de ne m'être pas muni d'une carte du canton où la séparation soit figurée. En revanche, j'ai été heureux de pouvoir mettre sous les yeux du Conseil les deux tabelles de votation, que vous avez eu la bonté de me remettre. J'en ai fait usage, non seulement pour faire sentir la nécessité d'une nouvelle votation, mais pour montrer qu'au mois de novembre comme au mois de février, le vœu authentique de la majorité de la campagne était pour la constitution. — Le seul point sur lequel il faudra que je revienne, c'est celui que j'ai indiqué, relativement aux

enclaves. Du reste, on ne paraît pas douter que le Grand Conseil n'adopte l'ensemble du préavis. — J'écris ceci à $10^1/_2$ heures du matin; je dois dîner à 2 heures avec M. Jaquet, et probablement avec quelques hommes politiques; si j'apprends quelque chose de nouveau, j'aurai l'honneur, Monsieur le Bourgmestre, de l'ajouter à cette lettre, qui partira ce soir.

Mardi, à 5 h. du soir.

J'ai vu ce matin M. le professeur Pidou, l'un des membres les plus influents du Grand Conseil. Dans le long entretien qu'il m'a permis d'avoir avec lui, j'ai eu l'occasion de traiter à fond la question du refus de la médiation, et j'espère avoir produit quelque impression en représentant l'importance et la beauté du rôle que le canton de Vaud peut être appelé à prendre dans les affaires de Bâle et de la Suisse en général. M. Pidou croit que ce qui a tout tourné à mal dans les affaires de Bâle ce sont les passions qui règnent au sein de la Diète; j'ai cru pouvoir lui dire que Vaud en se prononçant pour la légalité, influerait sur l'esprit même de la Confédération, et emmusellerait la révolution. M. Pidou votera sans doute pour le préavis du Conseil d'Etat; or, voici ce préavis (en substance) qu'on vient de me communiquer:

«Le Canton de Vaud prendra part à tout ce qui pourra être fait, soit avant soit après, pour amener une conciliation entre les parties.

«Il votera pour la séparation partielle, après votation par commune, dans tout le canton (la campagne).

«Si quelque commune, *où les voix auraient été à peu près égales* pour et contre, faisait enclave, et coupait trop le territoire, les députés de Vaud auront pouvoir de voter pour que cette commune soit adjointe à la partie politique dont elle est entourée.

«Non seulement Vaud demande que la votation se fasse sous l'inspection sévère des commissaires fédéraux,

mais avec l'emploi de la force fédérale pour qu'elle soit parfaitement libre.»

Vous voyez, Monsieur le Bourgmestre, que le 3me article seul gâte cette instruction. C'est sur ce point que je tournerai mes efforts. Le Grand Conseil s'assemble demain; mais il ne fait qu'entendre les rapports et le préavis, et nommer une commission, qui sans doute rendra compte le lendemain. Je ferai mon possible pour voir et entretenir les plus influents des membres de cette commission; si je ne le puis, je leur adresserai une note. Je tâcherai en tout cas que le jour de demain ne soit pas perdu.

Veuillez agréer, Monsieur le Bourgmestre, l'hommage de mon respect.

Vinet.

Lausanne, 11 juillet 1832.

Monsieur le Bourgmestre,

La première séance du Grand Conseil a eu lieu ce matin. J'y ai assisté. Le Conseil d'Etat a donné lecture d'un rapport très bien fait, destiné à motiver l'adoption du préavis dont je vous ai communiqué la substance dans ma lettre d'hier. L'exposé des motifs a fait ressortir avec une grande force les principes de justice qui recommandent la séparation partielle après votation par commune. Une commission de 5 membres, MM. Nicole, Pidou, Correvon, Colonel de la Harpe et Rodieux a été nommée pour examiner le préavis. J'ai vu à loisir tous ces messieurs, à l'exception du quatrième, et d'autres membres du Grand Conseil. J'ai eu l'occasion de parler à plusieurs d'entre eux de l'adjonction qui me déplaît dans le préavis. La plupart paraissent la juger comme moi. L'auteur même de cette adjonction m'a dit qu'il n'y tenait point, et qu'il trouverait bon qu'on la retranchât. Je crois la commission, à l'exception d'un membre avec qui j'ai longtemps discuté, disposée à admettre le préavis sans modification.

On me fait espérer que le Grand Conseil l'accueillera. Cependant les esprits ont pu recevoir une légère secousse en sens opposé de la communication qui a été faite, à la fin du rapport, d'une lettre de la députation vaudoise en date du 8. Cette lettre propose d'autoriser les députés à se joindre, dans le besoin d'une majorité, au vote de Berne. A la vérité le Conseil d'Etat a déclaré que cette lettre ne l'avait point engagé à rien changer ni à rien ajouter à son préavis, et les principaux membres de la commission sont convenus avec moi que charger la députation de deux instructions contradictoires, l'autoriser à voter, selon l'occurence, la justice ou l'injustice, témoignait d'un manque de principes et d'un indifférentisme dont le Canton de Vaud ne doit pas donner l'exemple. Je crois donc que la commission se rangera, sur ce point, à l'opinion du Conseil d'Etat ; mais, comme je l'ai dit, la lettre de la députation est venue un peu mal à propos. J'ai pourtant encore bonne espérance.

Je ne puis pas me flatter d'exercer beaucoup d'influence sur les opinions ; mais ce qu'il y a de sûr, c'est que je suis accueilli avec beaucoup de bienveillance, et que les circonstances me favorisent singulièrement. J'ai vu en ces deux jours à peine écoulés beaucoup plus de monde que dans tout mon premier séjour, et justement les hommes qu'il importe de voir. Et je n'ai pas laissé d'avoir quelques renseignements intéressants à fournir.

En nous livrant à quelque espérance, n'oublions pas que c'est de Dieu que dépend l'issue heureuse de cette affaire.

Veuillez agréer, Monsieur le Bourgmestre, l'hommage de mon respect.

Vinet.

Il est probable que tout se terminera dans la séance de demain. J'ai adressé à M. le professeur Pidou un petit mémoire au sujet de l'adjonction sur les enclaves.

Lausanne, 12 juillet 1832.

Très honoré Monsieur le Bourgmestre,

Le Grand Conseil, dans sa séance d'aujourd'hui, a résolu, à peu près à l'unanimité, d'adopter le préavis du Conseil d'Etat, sauf les modifications suivantes:

1°. La députation sera non *chargée*, mais simplement *autorisée* à concourir à toutes les mesures de réunion.

2°. Sur l'article des enclaves, on a rédigé comme suit:

«La députation pourra, dans quelques cas de nécessité absolue, voter les exceptions indispensables à l'existence indépendante des deux parties du canton.»

De plus, sur une motion individuelle, l'assemblée a modifié ainsi que suit l'article relatif à l'admission en Diète des députés du canton-campagne :

«Lorsque la séparation totale ou partielle aura été consommée par le vote des communes, la partie séparée aura des députés en Diète. Elle aura une demi-voix, et le canton-ville autant.»

L'alternative proposée par la députation a été repoussée à la presque unanimité.

Veuillez agréer, Monsieur le Bourgmestre, l'hommage de mon respect.

Vinet.

N° 2 du 12 juillet.

Très honoré Monsieur le Bourgmestre,

Il semble que je ne doive plus avoir de communication à vous faire; mais j'ai pensé qu'outre le résultat positif de la discussion d'aujourd'hui, vous seriez bien aise de connaître quelques détails que le temps ne m'a pas permis de vous écrire, et qui sont propres à donner une idée de l'esprit qui anime notre Grand Conseil en politique générale.

Le peu d'accueil qu'on a fait aux arguments opposés à ceux du Conseil d'Etat, le puissant écho que les paroles

de justice et d'humanité de M. Nicole ont trouvé dans toutes les âmes, l'unanimité avec laquelle le préavis du gouvernement a été accueilli par une assemblée très indépendante, enfin l'attitude même de cette assemblée, tout m'a prouvé que le canton de Vaud ne marchera ni à la suite, ni en compagnie des cantons du mouvement. Plusieurs paroles, dans la discussion, m'ont fait juger que le canton sentait la beauté de sa position et la possibilité d'influer sur l'esprit même de la Confédération. Le mot même de *canton modérateur* a été prononcé. Cela n'empêche pas que le canton ne soit très décidé et très entier sur le point de l'égalité politique. C'est un axiome pour tout le monde. Il est peu opportun, avec certaines personnes, d'aborder cette question générale. Je ne sais si l'idée du *contrat* (Vertrag) trouverait plus d'accès. J'ai eu peu d'occasions et le temps m'a manqué pour discuter ces questions ; il fallait aller au plus pressé. Je crois qu'à loisir il y faudra revenir, et tâcher d'apprivoiser nos Confédérés avec des points de vue et des faits qui leur sont très peu familiers. J'y ferai mon possible pendant les quelques jours que je compte passer en différents lieux du pays. Dès ce moment, la question pourra se discuter beaucoup plus tranquillement, conséquemment avec plus de fruit. Quelques germes déposés çà et là pourront fructifier.

Dans l'assemblée même, je n'ai rien entendu dire sur l'esprit qui anime les chefs du parti du mouvement en Suisse. Mais j'ai vu les hommes les plus considérables pleins de défiance et disposés à des précautions assidues. Je serais étonné si le Conseil d'Etat ne s'appliquait à mettre sur leurs gardes les députés vaudois, trop exposés à une certaine influence, peut-être même à cause de la pureté de leur patriotisme

Je ne sais, Monsieur le Bourgmestre, ce que vous jugerez de la modification subie par l'article relatif aux enclaves. Je sais que les membres de la Commission ont

cru le modifier dans le sens que je désirais. Je souhaite vivement que cette restriction ne paraisse pas au Gouvernement de Bâle une raison de ne point accepter l'ensemble des mesures proposées par celui de Vaud ; d'un côté, aucune mauvaise intention n'a dicté cette restriction ; d'un autre côté l'occasion de l'appliquer ne se présentera probablement pas ; enfin il me paraît important de conserver le canton de Vaud dans les vraiment bonnes dispositions qu'il vient de montrer.

Il y a, dans le public et dans le Grand Conseil même, bien des erreurs sur les faits ; il importe extrêmement de les dissiper. L'affaire de Gelterkinden est très mal jugée ; et c'est ce que je supporte le moins. Je me flatte de l'éclaircir au moins pour quelques personnes.

La solidité de l'assemblée a paru surtout dans sa résistance aux suggestions des orateurs qui voulaient l'admission immédiate au sein de la Diète des députés de la Campagne. C'est là que s'est portée toute la force de la discussion ; et ce sujet a rempli la moitié de la séance. J'ai été étonné seulement que l'amendement de M. Jaquet (qui voulait renvoyer cette admission au moment où la la Diète aurait jugé le nouveau canton ou demi-canton définitivement et régulièrement constitué), que cet amendement, dis-je, n'ait pas été accueilli.

Le Conseil d'Etat a communiqué une lettre du 10 des députés vaudois, insistant sur un prompt envoi des instructions, attendu que le commissaire fédéral écrit que la guerre civile est de nouveau imminente. N'ayant pas reçu la Gazette de Bâle, que j'attendais ce matin, je n'ai pu juger jusqu'à quel point cette nouvelle était fondée.

J'aurais besoin de savoir quand et par quels commissaires fédéraux la première votation a été reconnue bonne et valable.

J'aurais grand besoin aussi d'une carte de Bâle où la séparation soit figurée et des tableaux des deux votations,

tableaux que j'ai remis à M. le président du Conseil d'Etat. Auriez-vous la bonté, Monsieur le Bourgmestre, de me faire parvenir ces différentes pièces, ainsi que le renseignement sus-mentionné.

J'espère que vous voudrez bien pardonner l'extrême désordre de cette lettre, que j'écris à la hâte au premier moment où je me trouve libre.

Veuillez agréer, Monsieur le Bourgmestre, l'hommage de mon respect.

Vinet.

Ces lettres se passent de commentaire. On sait quelle fut la suite des événements, et comment Bâle, qui n'avait pas voulu accepter les décisions de la Diète, dut enfin subir la loi impitoyable du vainqueur. Malheureux dénouement d'un conflit plus malheureux encore et qu'il eût été si facile, en d'autres temps, d'aplanir sans de pareilles violences ! Il ne nous appartient pas de décider dans quelle mesure la ville avait mérité cette infortune.

Livrons à la méditation du lecteur, en manière de conclusion, cette page que Vinet écrivit à un ami après la catastrophe du 3 août 1833, page émue, douloureusement éloquente, et qui fait autant d'honneur à son talent qu'à son cœur.

« J'ai le cœur plein[18]). Notre avenir m'inquiète peu, j'admets que les choses en resteront là ; j'accepte autant qu'il est en moi, ce qui est commencé, et que je vois accepter bien plus courageusement par d'autres qui en souffrent réellement et gravement. Mais ce que je ne puis encore accepter, c'est la lumière, oui la lumière que trois ans d'expérience et les derniers événements m'ont donnée malgré moi, sur la nature humaine qui est ma nature. J'ai vu, pendant trois ans la calomnie s'acharner sur une

---

18) Lettre inédite à M. A. Forel à Morges, commencée le 27 août, terminée plusieurs jours plus tard.

malheureuse ville, empoisonner tous ses actes, toutes ses intentions, lui créer audacieusement des crimes, jeter dans le public des faits matériels à sa charge, trouver toutes les oreilles ouvertes, les occuper, les remplir, et les fermer à toutes les paroles de vérité; j'ai vu le manteau de la charité la plus inconcevable jeté sur les plus scandaleux excès d'un parti, une vive lumière appelée sur toutes les fautes de l'autre ; un parti pris, un plan formé de perdre et de détruire, et la crédulité du grand nombre, la connivence de plusieurs, aidant la perversité de quelques-uns. Une puissance inouïe a été décernée au mensonge, afin que l'injustice des hommes accomplît la justice de Dieu, et que cette ville reçût le châtiment que, de la part du Seigneur, elle avait mérité. Si quelque voix impartiale s'élevait en faveur de ces malheureux Albigeois de la Confédération, on cherchait ce qui la faisait parler, on la supposait prévenue, on la récusait. Et nous, je parle des étrangers, mes collègues, établis comme moi depuis des années dans cette ville, nous, assistant à tous les actes d'un gouvernement percé à jour, de qui rien n'est secret, et qui agit au milieu de ses subordonnés comme un père dans sa famille, nous témoins de sa fière droiture et de son impertubable candeur, nous avons le chagrin de voir que ces qualités étaient trop rares maintenant pour qu'on crût à leur réalité; que plus il y avait de sincérité, plus on soupçonnait de ruse, parce qu'une telle austérité était inconcevable; que les démarches les plus droites et les plus nobles devenaient par là-même les plus suspectes; que le calcul, la ***banque en matière politique,*** mot favori de mon ami Monnard, étaient toujours supposés; que ce gouvernement aurait beau faire; que le siècle avait voulu qu'il pérît, qu'il périrait! »

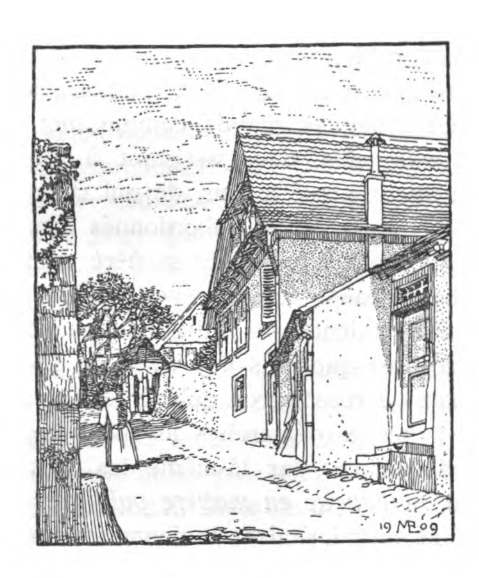
---

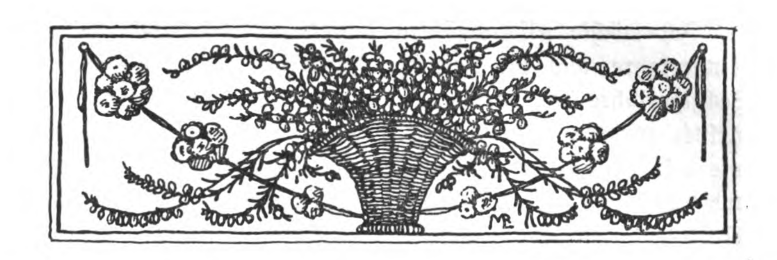
[19]) A l'exception de quatre lettres adressées au bourgmestre Burckhardt, la plupart des documents que nous publions aujourd'hui sont la propriété de la

Bibliothèque de la Faculté libre de théologie, à Lausanne, dont la commission a mis très obligeamment à notre disposition les papiers inédits de Vinet qu'elle possède Nous lui en exprimons ici notre profonde gratitude.

La Faculté de théologie libre (Chemin des Cèdres, Lausanne) a entrepris de recueillir la correspondance complète de Vinet, ainsi que tous les ouvrages qui ont trait à cet auteur. Sa collection est déjà fort riche. Elle est, et sera toujours ouverte libéralement aux travailleurs. Il serait donc très désirable que les personnes qui possèdent des lettres de Vinet ou d'autres documents le concernant s'en dessaisissent en faveur de cette excellente institution, ou, pour le moins, voulussent procurer à son bibliothécaire le moyen d'en prendre copie.

D'autre part, l'auteur du présent travail prépare une étude plus complète qui aura pour titre « Vinet et la Révolution dans le canton de Bâle ». Il sera infiniment reconnaissant envers ses lecteurs qui pourront lui fournir quelques renseignements sur ce sujet. P. R.





Kleinbasler Erinnerungen.

Eines der letzten Kleinbasler-Originale, Herrn August A., hörte ich im Blick auf die Zustände der neuen Zeit einmal sagen: „Nächstens wird man ein kleines Züglein von Männern gesenkten Hauptes unter Trommelschlag über die mittlere Brücke ins Großbasel ziehen sehen, die letzten Kleinbasler!“ Und ein ander Mal machte sich seine unmutige Stimmung über die Neugestaltung der Dinge, besonders über die Massen-Einwanderung reichsdeutscher Elemente in den Worten Luft: „Man trägt sich in Kleinbasel allen Ernstes mit dem Gedanken, einen Schweizerverein zu gründen.“ Wenn wir nun auch die humoristische Übertreibung, die in diesen Aussprüchen liegt, ohne weiteres zugeben, so ist doch auch die Tatsache nicht in Abrede zu stellen, daß die Stimmung, welcher sie entsprungen sind, gewiß begreiflich ist, da zweifellos die alt-Baslerische und speziell auch alt-Kleinbaslerische Art im Äußern und Innern sichtlich zurückgetreten ist und neuen Verhältnissen Platz gemacht hat. Es möge darum einem „Alten“, der die entschwundenen Zeiten noch miterlebt hat, gestattet sein, eine Anzahl von Zügen aus der Erinnerung hervorzuholen und in Umriß-Zeichnungen der jüngeren Generation vorzulegen.

Ich möchte also erzählen aus dem Kleinbasel meiner Kinderjahre, aus der Zeit der Fünfziger- und beginnenden Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts. Die Ausdehnung meiner engeren Vaterstadt war damals noch genau dieselbe, wie wir sie auf dem Merian'schen Stadtplane von 1615 und auf dem nach denselben Grundsätzen ausgeführten Mähly'schen Plane von 1842 finden, in der Länge von der St. Theodorskirche („vo ze-d-Joodere") bis zum Klingental und in der Tiefe von der Rheinbrücke bis zur Klarakirche („bis zuer Gloore") reichend. Die Stadtmauer war noch lückenlos vorhanden. Die beiden Tore, das Riehentor und das Bläsitor, wurden durch die Standeskompagnie (die Stänzler) wohl behütet und abends rechtzeitig geschlossen. Wer aber als verspäteter Gast noch in die Stadt hineingelangen wollte, mußte sich das mit einem Strafgeld von 30 Rappen erkaufen. Man nannte das „Sperr zahlen"; erst nach Erlegung dieser Gebühr wurde der Eintritt durch das in einem der großen eichenen Torflügel angebrachte „Törlein" gestattet.

Der Name „Sperrstraße", der eine Zeitlang verschwunden war, weil er nach der Erbauung der ersten Hans Franz Sarasin'schen Seidenbandfabrik dem Namen Fabrikstraße hatte weichen müssen, rührt von dieser Einrichtung des „Sperr"-zahlens her, indem in früherer Zeit die äußere Befestigung des Stadteingangs beim Bläsitor genau bis dorthin gereicht hat, wo jetzt die Sperrstraße beginnt, und man also bei dem äußeren Tor „Sperr" zahlen mußte. In dieser Gegend, nämlich zwischen der äußeren und inneren Stadtbefestigung am Bläsitor, befand sich noch bis vor wenigen Jahrzehnten im Ritter'schen Gute einer der großen Weingärten, die früher auf allen Seiten unsere Stadt umgaben, und deren letzter noch bis unlängst am Klingelberg zu sehen gewesen ist. In dem kleinen Reststück des ehemaligen Ritter'schen Gutes war bis vor kurzem auf einem Postamentlein mit der Inschrift: „Gruß von General Barbanègre"

eine Bombe zu sehen, als Erinnerung an jene Tage, da unsere Vaterstadt so ernstlich von den Geschützen der nahen Festung Hüningen bedroht war.

Die Teichöffnungen in den Stadtmauern waren durch starke Pallisaden (sog. Stempfel) verwahrt. Eine dieser Örtlichkeiten, da wo jetzt das Teichgäßlein, beiderseits begrenzt von den Schetty'schen Liegenschaften, auf den Klaragraben ausmündet, war ein beliebter offener Badeplatz meiner Kindheit. Gegen den Rumpel (jetzt Rappoltshof) hin und mit diesem durch ein schmales Gäßlein verbunden, schloß sich die Braun-Geßler'sche Gerberei an, und auf deren Areal befand sich eine bescheidene, in einzelne Gemächer abgeteilte geschlossene Teich-Badeanstalt, in die man über einen lohbestreuten Vorplatz hinter der Stadtmauer eintrat. Daß hier das Baden nach unsern jetzigen Begriffen besonders appetitlich gewesen wäre, möchte ich nicht behaupten, mündeten doch eine Anzahl hölzerner Röhren in nächster Nähe in den Teich; die durch sie bedingte zeitweilige Bereicherung des Wassers machte aber auf uns badende Buben keinen besonderen Eindruck. Doch auch sonst spielte der Teich in unserm Leben eine ziemlich große Rolle, speziell in der Zeit, wo er abgestellt war. Dieser Anlaß wurde nämlich regelmäßig zu Wanderungen im leeren Teichbett benützt, und wir kamen dabei in Gegenden, die man zu andern Zeiten nie sah, und Hinterhausherrlichkeiten kamen zum Vorschein, die sonst dem Auge immer verborgen waren. Wegen der vielen Tümpel (Lachen) waren diese Forschungsreisen oft sehr mühsam, und man nahm darum manchen „Schuh-voll" heraus; gut roch's dabei auch nicht, und daß wir beim Heimkommen die Hände, mit denen wir in der trüben Brühe nach lebendigen und toten Schätzen gefischt hatten, jeweilen gewaschen hätten, erlaube ich mir nicht zu behaupten. Nahm man's doch in jener Zeit mit der körperlichen Reinlichkeit überhaupt nicht zu genau, sondern betrachtete es als eine Hauptsache, daß jeden Samstagabend die Fußböden und die abwaschbaren Tische und Bänke mit weißem

Sand und Seife gehörig gereinigt wurden. Das dazu nötige Wasser konnte man dem Teich oder dem „Bächlein" entnehmen. Für die Waschungen von Gesicht und Händen aber brauchte man, wenn man nicht zu den wenigen Glücklichen gehörte, die einen laufenden Brunnen oder einen guten Sod im Hofe hatten, von dem Wasser, das die Magd im kupfernen Zuber von dem oft ziemlich weit entlegenen Straßenbrunnen holen mußte; und mit diesem köstlichen Naß mußte gespart werden. Während darum in unserer Zeit besonders vor dem Essen gar häufig der Ruf durchs Haus erschallt: „Kinder, händ er au d'Händ gwäsche?", so hieß es damals viel öfters: „Kinder, vergaitsche mer kai Wasser!"

Der Stadtgraben mit seinen wohlgepflegten Gärtlein, in die man durch eine bei den Toren angebrachte Treppe oder auch direkt von einzelnen Liegenschaften aus hinuntergelangen konnte, bot, besonders im Frühling, wenn die Obstbäume blühten, einen überaus freundlichen Anblick. An einigen Stellen des Stadtmauerteils zwischen Riehentor und Klarabollwerk waren moderne Fenster herausgebrochen, und diesen entsprachen Gartenhäuschen („Cabinetli" nannte man sie damals), die innen an die Stadtmauer angebaut waren. Zwei derselben gehörten zu den Rebgassehäusern, die jetzt die Nummern 19 und 21 tragen; das erstere war Eigentum des Herrn Ratsherrn Bernhard Socin; es wird unserer Phantasie nicht schwer, sich diesen würdigen Magistraten vorzustellen, wie er an dem friedlichen Plätzlein an der Stadtmauer gar eifrig über die „Einkommens- und Erwerbssteuer" nachdenkt, die er dem Rate als Gesetzesentwurf zu unterbreiten beabsichtigt; und es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß der daselbst hausende Elias seinen Prophetenmantel dem bald nach ihm dort wohnenden Elisa, dem jetzigen hochgeschätzten Basler Finanzminister hinterlassen hat. Später freilich ging diese Gabe in dem betreffenden Hause spurlos verloren. Das Haus Nr. 21 gehörte Herrn Kaspar Sieber-Lotz, dem stattlichen Bannherrn

von St. Theodor. Von den beiden Cabinetli aus sah man in den Richter-Linder'schen Garten mit seinem Wettsteinhäuslein hinüber.

Der längs des jetzigen Klaragrabens, nach außen vom Teich begrenzte Weg hieß der Drahtzug. Im besonderen aber faßte man unter diesem Namen eine Häusergruppe zusammen, die in ein Vorwerk der Kleinbasler Stadtbefestigung eingebaut war. In diesem befand sich vor ungefähr hundert Jahren die Sarasin-Heusler'sche Seidenbandfabrik und später dann die Hetzel-Wunderlin'sche Floretspinnerei. Das Haus Nr. 86 des jetzigen Klaragrabens, das seine Giebelseite gegen die Straße kehrt, ist noch ein Überrest der genannten Fabrikanlage. In der Zeit unserer Schilderung verband ein gewölbter Gang, der durch eines der Drahtzughäuser hindurchführte, die zwei Teile dieses Ringweges. An der Ecke, wo dieser gegen das Bläsitor umbog, stand der Ketzerturm.

Über die Bedeutung dieses Namens gibt uns Fechter im „Erdbebenbuch“ auf Seite 135 folgende Auskunft:

„Ketzerthürme gab es in manchen Städten im Mittelalter, z. B. auch in Zürich. Man würde irren, wenn man diese Thürme als die Verließe ansehen würde, in welche etwa die von den Dominicanern verfolgten Ketzer, d. i. die mit der Lehre der Kirche in Widerspruch Stehenden gelegt wurden; in denselben wurden diejenigen Sünder vor ihrer Verurtheilung zum Tode aufbewahrt, welche die thierische Lust sogar zu Vergehen mit dem lieben Vieh verleitet hatte, dergleichen Sünder wurden Ketzer genannt.“

Der Ketzerturm sowohl als auch ein großer Teil der sich beidseitig an ihn anlehnenden Stadtmauer mußte dem Neubau der Ryhiner'schen Fabrik weichen. Die Fassade des Eckhauses des Rappoltshofes, das sich unmittelbar an diese anlehnt, stellt noch ein Stück der alten Stadtmauer dar, aus welcher Fenster sind herausgebrochen worden. Der Stadtmauerteil nächst dem Bläsitor stand noch bis 1889. Im ge-

nannten Jahre fiel er aber eines schönen Tages ohne besondere Veranlassung als kompakte Masse in den Weber-Engelschen Garten hinein; doch kamen zum Glück bei diesem Einsturz nur einige Hühner ums Leben.

Auf dem gegen das Riehentor hinführenden Teil des Drahtzuges betrieb ein Seilermeister sein friedliches Handwerk und war nicht selten daran schuld, daß wir gaffenden Buben zu spät in die Schule kamen.

Neben der Klarakirche — abwärts — erhob sich das Klara-Bollwerk, und an dieses knüpfen sich meine frühesten Erinnerungen an das Schlitteln. (Der Warnruf der hinuntersausenden Schlittenlenker lautete damals: Schällehaup!; unsere jetzige Jugend läßt den gebildeter klingenden Ruf „Achtung" erschallen.) An dieser Stelle beginnt jetzt die Klarastraße; die durch deren Anlage entstandene Lücke in der Stadtbefestigung wurde durch das Klaratör ausgefüllt, einen hohen Pallisadenzaun mit großem und kleinem Gatter und einem Wachthäuslein für die Stänzler. Das erste Haus, das an der Klarastraße erstellt wurde, war das jetzige Nr. 13; Bauherr war Herr Emanuel Bernoulli-Oswald, als zweites folgte die Wohnlich'sche Bierbrauerei (jetzt Klarabrauerei) und als drittes die (schon längst wieder abgerissene und durch Mietkasernen ersetzte) Villa des Herrn Oswald-Linder.

Zwischen dem Bläsitor und der ehemaligen äußeren Stadtbefestigung finden wir rheinwärts das große Areal des früheren Klingentalklosters; dieses hat seit seiner Aufhebung gar verschiedenen Zwecken gedient; in meiner Kinderzeit wurde es, wie jetzt noch, als Kaserne und Exerzierplatz verwendet. Auf einem Teil des großen Hofes befanden sich Werkschopf und Arbeitsplatz der sprichwörtlich langsam arbeitenden „Lohnämtler"; längs der Mauer waren Balken aufgeschichtet, die der Jugend die schönste Spielgelegenheit boten. Wenn exerziert wurde (noch klingen mir die energischen, oft von derben Zwischenrufen begleiteten Kommandoworte des

allbeliebten Herrn Oberst Hans Wieland in den Ohren!), so mußte zuerst die spielende Jugend aus dem großen Hofe hinausbefördert werden; das war aber keine leichte Sache, da erstens gar viel Schlupfwinkel mußten abgesucht werden, und zweitens den zu diesem Zweck herumspringenden Soldaten gar häufig der schräg über die „Schwalbenschwänze“ herunterbaumelnde Säbel zwischen die Beine geriet.

Der Stadtgraben, der an Stelle des jetzigen Klingentalgrabens sich rheinwärts erstreckte, war schon damals ausgefüllt; er trug den Namen „Schindgraben“, da er längere Zeit als Schindanger gedient hatte. Innerhalb der sich längs des Rheins hinziehenden Klingental-Stadtmauer befand sich der älteste Turnplatz unserer Stadt. Von denen, die dort fleißig geturnt haben, leben wohl nur noch wenige. Desto mehr freut es mich, zu berichten, daß ich als Knabe Zeuge davon war, daß einer aus jener Generation, der gesund und wohl, als eines der verdientesten Mitglieder der Historischen Gesellschaft noch unter uns weilt, bei einem Turnfest auf diesem Platz einen Preis errang, ich meine Herrn Dr. Theophil Burckhardt-Biedermann. Lang, lang ist's her!

Wenn man vom Drahtzug herkommend durchs Riehentor in die Stadt einbog, so erblickte man linker Hand unter zwei gewaltigen Platanen den großen zweiröhrigen Riehentorbrunnen und an ihm angebracht die Einrichtung für die Faßsinnerei; von da ging's in die Kirchgasse. An deren linker Seite standen die zwei Knabenschulhäuser. Abgesehen von einer verschwindend kleinen Zahl, welche der Armenschule im kleinen Klingental zugeteilt war und schon aus ziemlich großer Entfernung sich durch ihre reistenfarbigen Schülertuchkleider vor andern kenntlich machte, fanden die sämtlichen Knaben Kleinbasels in den zwei Schulstuben der Kirchgasse Platz; diese waren durchgehende Erdgeschoßzimmer, eines davon, das obere, etwas unter dem Straßenniveau gelegen; die Fenster der Hinterseite schauten nach dem Stadtgraben und darüber hinweg auf die Stadtmauer und den Weg, der

sich zwischen ihr und dem Graben hinzog. Noch ist es mir sehr eindrücklich, daß wenn einer unserer Lehrer in warnender oder strafender Weise den Ausdruck „näbe d' Schuel laufe" brauchte, ich jeweilen unwillkürlich auf diesen Weg hinaussah und darüber verwundert war, doch nie einen solchen „Danebenläufer" auf demselben zu erblicken. — Die beiden untern Klassen waren als Simultanklassen in der geräumigen Stube vereinigt, in welcher Herr Philipp Hindermann, als strenger, aber guter Lehrer, das Szepter führte und nach damaligem Gebrauche es auch vortrefflich verstand, uns bei ungenügenden Leistungen energisch auf das „Schandbänklein" zu setzen, oder uns bei ernstlicheren Vergehen „die Hosen zu spannen" und gehörig „durchzuknepflen".

In diese Schule wurde ich im Jahre 1853 verbracht, bevor ich noch das fünfte Lebensjahr ganz zurückgelegt hatte. Dementsprechend ist mir auch von der Art, wie damals der Unterricht erteilt wurde, nicht mehr gar viel im Gedächtnis geblieben; das weiß ich aber noch deutlich, daß das Schönschreiben mit Griffel und Kielfeder von unserem Lehrer mit großem Geschicke gelehrt wurde. Gesungen wurde in den beiden untern Klassen nicht oft. Immerhin setzte sich von Zeit zu Zeit Herr Hindermann mit einer Guitarre auf die vorderste Bank und gab uns eine Singstunde. Das erste Lied, das wir lernten, hatte den geistreichen Text:

Höret die Drescher, auch sie halten Takt,
Tiktaktak, tiktaktak, tiktaktak, tak,

und wurde unermüdlich wiederholt. Das zweite, wie ich später erfuhr, eine Dichtung Augustin Kellers, aus dem damals bei uns gebräuchlichen Aargauer-Lesebuch, handelte von einem ungehorsamen Kinde, das sich beim Seerosenpflücken zu weit ins Wasser hinausgewagt hatte und dabei ertrank. Die erste Zeile lautete:

„Es spielte ein Knäblein am blumigen See",

und die letzte:

„.....und fand in den Wellen sein schauriges Grab".

Das machte uns einen recht bedauerlichen Eindruck. In jedem Falle war die Nutzanwendung verständlicher, als wenn wir einige Jahre später bei Herrn Dr. Hauschild im Gymnasium — unseligen Angedenkens — singen mußten:

Himmlische Tugend,
Schön ist dein Bild,
Du bist der Jugend
Heiliger Schild.

Als ich jüngst in einer Zeitung die Notiz fand, der Erziehungsrat eines ostschweizerischen Kantons habe einem Schulratspräsidenten, der einen Tag lang für den abwesenden Lehrer geschulmeistert hatte, einen Verweis zukommen lassen, mußte ich unwillkürlich an unsere patriarchalischen Schulverhältnisse im Kleinbasel der 1850er Jahre denken, wo es niemandem auffiel, wenn bei Krankheitsverhinderung des Lehrers dessen Frau, ja sogar einmal die Magd mit dem Bakel in der Hand auf dem Katheder erschien. Zu den schönsten Stunden unseres Schullebens gehörten diejenigen, wo der Wellenwagen vor dem Hause erschien, der Unterricht unterbrochen wurde, und wir Schüler den ganzen Inhalt des Wagens auf den Estrich tragen durften. Aber auch sonst gab es manche gemütliche Situation: Direkt oberhalb des Schulhauses befand sich, in den Kirchplatz hineinragend, die Wohnung des Siegristen. Inhaber des genannten Amtes war damals der Küfermeister und Weinhändler H i e r o n y m u s B u l a c h e r. Alle Morgen nun trat dieser zwischen 8 und 9 Uhr seinen amtlichen Gang zu den Herren Pfarrern an; dabei gab es aber immer zwei Stationen: Zuerst klopfte er beim Oberlehrer S c h a f f n e r ans Fenster; dieses öffnete sich, die Schnupftabaksdose des Herrn Siegrists wurde hineingereicht, und nun entspann sich unter fleißigem Schnupfen ein längeres Gespräch über die Stadtneuigkeiten, und wenn's während desselben in der Schulstube gar zu laut wurde, so schwirrte die lange Haselrute des Herrn Magisters aufs Geratewohl über die Lärmer und Schwätzer hin. Ein

Haus weiter, bei dem Fenster des Herrn Hindermann, wiederholte sich dann dieselbe Szene. Die Gerechtigkeit verlangt aber die ausdrückliche Betonung der Tatsache, daß man trotz diesen Gemütlichkeiten in diesen Schulen etwas Rechtes lernte, wenngleich damals die Wörter „Methode“ und „Lehrziel“ noch nicht so zudringlich in der Luft herumflogen, wie jetzt.

In der obersten Klasse war das Singen obligatorisch; es wurde gelehrt durch Herrn Honesta, den Vater des jüngst verstorbenen Tenoristen und Vorsängers. Er war mit seinem lebhaft geröteten Gesicht und mit seiner in einem grünen Säcklein geborgenen, in den auf dem Rücken vereinigten Händen getragenen Geige eine Erscheinung, welche des Pinsels eines Franz Feyerabend würdig gewesen wäre. Die Texte der unter seiner Leitung gesungenen Lieder waren dem kindlichen Verständnis wenig angemessen; wir haben uns wenigstens nichts Besonderes dabei gedacht, wenn wir singen mußten:

Was ist das Göttlichste auf dieser Welt?
Was hält uns aufrecht im Gewand von Staube?.

oder:

Warum sind der Tränen
Unterm Mond so viel?
Und so manches Sehnen,
Das nicht laut sein will?

Die vortrefflichen „Lieder für Jung und Alt“ von Schäublin, an deren Redaktion auch mein sel. Vater, als Gesanglehrer an der Töchterschule, lebhaft beteiligt war, hatten eben damals das Licht der Welt noch nicht erblickt.

Zur Neujahrszeit war es Sitte, daß die Schüler aus den besseren Bürgerfamilien dem Lehrer ein kleines Geschenk in Geld bringen durften. Dieses wurde dann jeweilen von seiten des Empfängers mit einem bunten Griffel oder Bleistift vergolten, und die welche nichts gebracht, hatten das Nachsehen.

Bei der Neuanstellung von Lehrern, die Anfangs der Sechzigerjahre infolge der wachsenden Schülerzahl notwendig

wurde, nahm man's in betreff des Fähigkeitsausweises nicht gar zu streng, sondern ließ sich auch etwa durch Beweggründe der Barmherzigkeit leiten. So erinnere ich mich, daß damals der bisherige Inhaber der Torschreiberstelle am Riehentor, ein Herr Gysin, infolge Aufhebung dieser Beamtung brotlos geworden war. Um dieser Fatalität abzuhelfen, wurde ihm eine neu errichtete Parallelklasse an der St. Theodorsgemeindeschule anvertraut. Das Haupterziehungsmittel dieses Biedermanns war der ausgiebige Gebrauch des Stockes. Infolge davon hatte mein Vater, der inzwischen Gemeindepfarrer geworden war und kraft seines Amtes auch Schulinspektor, gar manchen Streit zwischen dem Lehrer und den Eltern eines durchgeprügelten Kindes, dessen Haut in allen Farben des Regenbogens prangte, zu schlichten und ernstlich zum Frieden zu reden, wenn von seiten des erzürnten Vaters die Drohung laut wurde, an dem Lehrer Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen. Beim Examen erschien jeweilen die würdige Gestalt des Herrn Pfarrer Bischoff auf dem Katheder, um einige Worte der Ermahnung an die Klasse zu richten und den bessern Schülern Prämien auszuteilen; ich gehörte aber nie zu der Zahl dieser Glücklichen.

Von Schulgesundheitspflege wußte man damals noch nichts. Schmutzige und zerrissene Kleider erregten noch kein Aufsehen. Nicht einmal war dies der Fall bei einem Mitschüler, der einen Bachiskopf (Grind) hatte und, vom Ungeziefer übel geplagt, mitten unter uns saß. Damit sein Leiden nicht gar zu deutlich sichtbar wurde, trug er auch während des Unterrichts eine große Tellerkappe auf seinem kranken Haupte. Man verfuhr eben im kleinen mit einem solchen Kopfe, wie im großen mit dem Birsig, bei dem man an all den Stellen, wo man seine unbeschreibliche Schönheit hätte erblicken können, möglichst hohe Mauern errichtete, so am Barfüßerplatz, am Pfluggäßlein und an der Brotlaube.

Doch ich habe ja gar nichts im Großbasel zu tun, kehre darum schleunigst an die Kleinbasler Kirchgasse zurück und

bitte meine geneigten Leser, mit mir den St. Theodorskirchplatz zu betreten. Dieser stellte damals, wenn nicht gerade die Freizeit der Schüler oder die Kirchgänger ihn belebten, eine recht einsame Gegend dar; noch steht es mir in deutlicher Erinnerung, wie die Schritte des ihn Begehenden an der Stadtmauer, die ihn im Norden und Osten einschloß, einen deutlichen, fast metallisch klingenden Widerhall hervorriefen. Die Kleinbasler Frauen pflegten mit Vorliebe an diesem stillen und sichern Ort, wenn sie große „Buuchi" (Wäsche) hatten, ihr „Plunder" (Weißzeug) zum Trocknen aufzuhängen. Ein schmaler, gewöhnlich durch ein hölzernes Gitter abgeschlossener Weg führte zwischen dem Chor und der Stadtmauer zu dem ehemaligen hintern Gottesacker, der seit der Eröffnung des neuen Begräbnisplatzes vor dem Riehentor vom Siegristen als Gemüsegarten benützt und durch die alte, würdige Jakobee, die noch eine Baselbieter Begine trug, besorgt wurde. Gegen das Waisenhaus hin grenzte er an die Allerheiligenkapelle, einen schönen zweischiffigen, gotischen Bau, der damals von den drei E. E. Gesellschaften zur Bergung des Spendeholzes benützt wurde; er fiel leider troß dem Widerspruch kunstverständiger Bürger dem Bau der Wettsteinbrücke zum Opfer. Links vom Chor erhob sich eine hohe Beige von Faßdaugen, die dem Herrn Siegristen das Material für die Küferarbeiten liefern mußten, denen er in der zur Werkstätte degradierten schöngewölbten Sakristei oblag; uns Buben diente sie als willkommenes, wenn auch nicht ungefährliches Klettergerüste.

Die Hinterseite der Kirche schmückten zahlreiche Grabdenkmäler; die zu Ende der achtziger Jahre durchgeführte Restauration der Theodorskirche hat zum Glück die interessantesten derselben geschont, und es lohnt sich wirklich, einige genauer ins Auge zu fassen: Da lesen wir z. B. auf einem der ältesten Steine den Namen Friedrich Merian, des Gr. Rathes † 1662, mit dem interessanten Beisatz: „Der war ein Bruder Matthaei Merians, weltberühmten Kupfer=

stechers zu Franckforth". — Auf einem anderen Denkmal finden wir den Namen des Herrn Staatsrat Joh. Jak. Minder; er lebte von 1755—1830 und war der Vater des vielgenannten Ratsherrn Samuel Minder, einer überaus charakteristischen Kleinbasler Persönlichkeit; unter des letzteren Anführung besuchten die Basler Feuerschützen zum ersten Male nach den Baselbieter Wirren wieder ein eidgenössisches Schützenfest. Seinem „Steckkopf" (der Ausdruck möge mir erlaubt sein) verdankt Kleinbasel die Errichtung des so unharmonisch in seine Nachbarschaft hineingebauten neuen Gesellschaftshauses „jenseits" (wie man offiziell sich ausdrückte), das schon während seiner Erbauung durch Stadtrat Amadeus Merian einzustürzen drohte und nur durch besondere künstliche Nachhilfe vor diesem Schicksal konnte bewahrt werden. Ratsherr Minder hatte u. a. auch die Marotte, daß er jedesmal in großen Ärger geriet, wenn ein Gesellschaftsbruder den Namen „Spitz" brauchte, statt „Gesellschaftshaus". Diese seine Eigentümlichkeit verspottete einmal Philipp Hindermann am „Gryfenmäli" in einem Gedicht, das ich mir nicht versagen kann, ganz wiederzugeben:

Z' Basel an der Rhibruck a
Stoht e Hus grad nebedra;
S' isch e Hus, das Jedes kennt,
Wenn me's scho verschiede nennt;
S' kleini Basel het's im B'sitz;
Sit der Gründung heißt's zuem Sp — Gsellschaftshus.

Schön isch d' Usficht in däm Hus,
D' Basler gehnd dert i und us.
D' Häre und der Gryf und Leu,
Die verbrüederete Drei
Hend dert ihr Vergnügungssitz,
Dorum heißt me's au zuem Sp — Gsellschaftshus.

Und e neie Wirt isch do,
Dä het's Ganzi iberno,
Leitet's wie-n-e General
Mit sim Schnaizli brun und schmal,
Flink und grüehrig wie der Blitz;
Dä isch jetze Wirt im Sp — Gsellschaftshus.

Dä schänkt z'Immis 's Kaffi i,
Git e Glesli Cognac dri,
Git eim Wasser für der Lohn,
Und e Zuckerportion,
Und au Ys in großer Hitz
So serviert der Wirt im Sp — Gsellschaftshus.

Er git au de Herre d' Kost,
Suppe, Gmies und Wi statt Most,
Rippli, Brotis und Surkrut,
Und die Herre riehme 's lut:
Nai, s'isch wohr, kai Bessere git's,
As der neii Wirt im Sp — Gsellschaftshus.

Wenn er großi Esse het,
So wird gemordet do in 's Gwett,
Unbarmherzig, ohni Gnad
Köpft und gwürgt und gstoche, grad
Wie am Tag vo Austerlitz,
So goht's zue in unserem Sp — Gsellschaftshus.

Het me-n-erst Cunzert und Baal,
Do strahlt's Gas im große Saal!
No-n-em Danz wird d' Eßlust gweckt,
D' Tisch sind appetitlig deckt.
Tartestick und Epfel-Schnitz
Stehnd do z'erst parat im Sp — Gsellschaftshus.

Und im scheene Monet Mai,
O wie frait si Groß und Klai!
Denn do breitet vor däm Hus
Sich e scheene Garte-n-us,
Uff der neue Bruck demitz,
Und dä Garte ghert zuem Sp — Gsellschaftshus.

Drum kehrt in dem Hus am Rhi
Alles gern und freudig i.
Jedi Dame und ihr Herr,
Civiliste, Militär.
Au der Schitzematte-Schitz —
Alli finde Fraid im Sp — Gsellschaftshus.

Z' Basel an der Rhibruck a
Stoht das Hus grad nebedra;
S' het e Thirnli und e Saal,
Z' underst no-n-e Hiener-Staal,
Mänge Riß und vieli Gritz,
Und me haißt's scho lang zuem Sp — Gsellschaftshus.

In was für eine Aufregung würde der gute Ratsherr geraten, wenn es ihm möglich wäre, zu einem kurzen Besuch in das jetzige Kleinbasel zurückzukehren, zu seinem vielgeliebten „Gesellschaftshaus“ hinaufzusehen und aus dessen Inschrift zu merken, daß sein Kampf gegen den Namen „Spitz“ erfolglos war, ja daß dieser jetzt sogar als offiziell ist erklärt worden.

Ratsherr Minders letzte politische Aktion, die viel Staub aufwarf, war sein im Großen Rate gestellter Antrag auf Wiedervereinigung mit Baselland. Die Antwort aus dem Landratssaal Liestal war aber ein höhnisches: Niemals. Ein Sohn des Herrn Sam. Minder war Herr J. J. Minder-Zäslin, der Müller in Kl. Klingental (der jetzigen Portmann'schen Mühle); er leistete der Vaterstadt als Präsident des Stadtrates treue Dienste.

Im Weitergehen erblicken wir das Grabdenkmal des Herrn Abraham Eglin, des Rats, weitberühmten Zimmermanns, geb. 1713, gest. 1788 und seiner Frau Anna Katharina Freyburger. Beide Familien, die Eglin und die Freyburger, sind ausgestorben. Die letzte Vertreterin der zweitgenannten, eine Jungfrau Freyburger, wohnte gegenüber dem Bläserhof, neben der Masaray'schen Färberei, sie starb in den 50er Jahren. Der letzte Kleinbasler-Eglin, Herr Christoph Eglin, lange Jahre in Havre als Kaufmann tätig, starb anno 1901; er wohnte am Schaffhauserrheinweg; an seinem Rock war das Bändchen der Ehrenlegion zu sehen, das er sich seinerzeit erworben hatte, als er mit andern Havreser Feuerwehrleuten der unglücklichen Stadt Paris zu Hilfe eilte, welche durch die Unholde der Commune war in Brand gesteckt worden. Die Gattin des Herrn Abraham Eglin, Sohn, der 1755—1825 lebte, war eine geb. Rosenburger; diese alte Basler Familie hat gegenwärtig, soviel ich weiß, nur noch einen einzigen Stammhalter. Von Geschlechtern, die jetzt gleich den Freyburger und Eglin ausgestorben sind, wären aus jener Zeit noch an-

zuführen die Bleyenstein (Frau Zäslin-Bleyenstein vor dem Bläsitor war die letzte Trägerin dieses Namens) und die Pack, deren letzter männlicher Vertreter Herr Georg Pack war, eine stadtbekannte, harmlose Persönlichkeit, die man täglich, vor sich hinlächelnd, reichlich schnupfend und Täfeli lullend, einige Schritte hinter dem treuen Mentor, Herrn Lehrer Friedrich Fäsch drein, durch die Gassen Kleinbasels wandeln sah. Auch die Mitz, Asal, Lämmlin, Wolleb sind Kleinbasler Geschlechter, die seither ausgestorben sind.

Und wiederum lesen wir: „Hier ruht in Gott von seiner Arbeit der ehrenwerte und mannhafte Meister Joh. Friedr. Wohnlich, älter, der Kunstbeck. Was für eine Spezialität des ehrsamen Bäckerhandwerks damals mit dem Namen „Kunstbeck“ bezeichnet wurde, kann ich nicht angeben; ich vermute aber, daß solche Meister diesen Namen trugen, die außer dem täglichen Brot und den Sonntagswecklein noch allerlei „Mürbes“ fabrizierten.

Dann sei noch eine breite Marmortafel am Chor erwähnt, die geschmückt ist mit den prosaischen Emblemen der Mediationszeit, einer Pyramide auf einem Sockel, auf dem ein Schwert, ein Lorbeerkranz und eine Wage zu sehen sind; links davon eine antike Lampe und rechts eine Totenurne auf kleineren Postamenten. Die Inschrift lautet: „Ihrem und des Vaterlandes Vater, dem Bürgermeister Andreas Merian, geb. 1742, Landammann der Schweiz 1806, gest. 1811, setzten dieses Denkmal die Brüder Andreas, Johann, Lucas, David.“ Und zum Schluß wäre noch zu erwähnen die Grabschrift einer früher viel genannten und sehr verschiedenartig eingeschätzten Basler Persönlichkeit, die des Professors Spreng, ebenfalls einer seither ausgestorbenen Familie angehörig. Sie lautet: „Hier ruht in Gott, an Seite seiner theuern Gattin Herr Joh. Jak. Spreng, D. G. W. (Diener göttlichen Wortes?), Kaiserlich königlich gekrönter Dichter, Pro-

fessor der griechischen Sprache, der deutschen Beredsamkeit und Dichtkunst in Basel 1699—1768."

Das vierstimmige Geläute der St. Theodorskirche galt bis vor wenigen Jahrzehnten als das schönste weit und breit. Es hat die Töne d e g cis und klingt recht kräftig. Wir sind aber durch die großen Fortschritte der Glockengießerei an Besseres gewöhnt worden und empfinden jetzt größere Befriedigung, wenn die harmonischen und besonders die melodischen Klänge der modernen Geläute an unser Ohr tönen, als wenn wir das vergebliche Streben der großen Septime zu St. Theodor, in die Oktave hinaufzugelangen, mitanhören müssen. Dem Gesamtgeläute ging vor dem Morgengottesdienste früher ein viertelstündiges Läuten mit der kleinsten Glocke, dem „Fyr=Gleckli", voran; das nannte man „Glänken". Mit der Abschaffung dieser Einrichtung verschwand auch dieses Wort aus unserem baseldeutschen Sprachschatz. Im Baselbiet wird aber, wenn ich mich nicht ganz irre, vor der 9 Uhr=Kirche noch „geglänkt". Das Innere der Theodorskirche bot damals noch einen stimmungsvolleren Anblick dar als jetzt, indem wie früher im Münster und zu Barfüßern und jetzt noch zu St. Peter und zu St. Leonhard ein schöner Querlettner bestand. Er trug die seinerzeit von dem berühmten Orgelbauer Silbermann erbaute Orgel, über sie hinschauend erblickte man das schöne Chorgewölbe; mit ihrem charakteristischen Vorbau, dem sog. „Positiv", präsentierte sie sich viel besser als jetzt, wo sie ohne das letztere, wie eine große Baßgeige vor das Hauptfenster hingestellt ist. Von diesem leuchteten früher drei Glasgemälde herunter, in der Mitte Maria mit dem Jesuskinde, deren lebendige Zeichnung nach den Untersuchungen von A. Lotz auf Holbein zurückzuführen sein dürfte, und zwei Apostelgestalten. Jetzt sind diese drei Scheiben in ganz unpassender, schwächlich=moderner Umgebung und viel zu niedrig über der Eingangstür des Chors angebracht.

Die erste Sitzreihe hinter dem Altar war für die Mit=

glieder des E. E. Bannes bestimmt. Noch stehen mir die Herren, welche damals diese erhöhten, weithin sichtbaren Ehrenplätze zierten, in lebendiger Erinnerung, die Herren Elias Kern-de Crousaz, Ratsherr Leonhard Heusler, Kaspar Sieber-Lotz, Oberst Meyenrock, Schweizer-Isenegger und Krauer-Treu u. a. m. In der Mitte ihrer Plätze war mit weißer Farbe die Inschrift angemalt: Bahn-Stühle. Man sprach das Wort so aus, warum hätte man es nicht auch so schreiben sollen, trotzdem das Wort „phonetisch" damals noch nicht erfunden war? An den aufgeklappten Sitzen der meisten Männerstühle waren in der Mitte derbe Klötzchen zu sehen, zum Teil in hübscher Schnitzarbeit; sie boten für die Dauer der langen liturgischen Gebete eine unsichtbare, vortreffliche Sitzgelegenheit dar. Links und rechts von der Orgel waren verschiebbare hölzerne Gitter, hinter denen man, ohne der Gemeinde Ärgernis zu geben, ein prächtiges Schläflein machen konnte. Der Querlettner reichte ziemlich weit ins Chor hinein; er trug dort die Blasebälge, und auf ihm befand sich der Eingang in den Turm. Die Wände dieser Gegend waren reichlich mit Namen und Verslein bedeckt, und diese wurden von uns Buben gar eifrig studiert. Der Sinn einer dieser in flotter alter Basler Handschrift ausgeführten Skripturen ist mir erst nach Jahrzehnten aufgegangen; sie lautete:

Freyheit, Blendwerk bist auch du,
Drum flick' ich lieber meine Schuh'.
J. Meyer, Schuhmacher und obrigkeitlicher Windmacher.

Der Verfasser dieser Verse war der Blasebalgzieher Meyer, und sein poetischer Stoßseufzer bezog sich auf die Errungenschaften der Helvetik.

Auf der ersten Bank des rechten Seitenschiffes stand die Aufschrift: Kleinhüninger-Roost, als Erinnerung an die Zeit, da Kleinhüningen noch keine eigene Kirche besaß, sondern zu St. Theodor eingepfarrt war. An der Wand

dieser Seite hingen die Totenschilder des alten Rittergeschlechtes der Kilchmann, deren Wappen jetzt noch an der Kanzel und außerdem an ihrer ehemaligen Hofstatt an der oberen Rheingasse (Andreas Geßler'sches Haus) zu sehen ist.

Kirchenheizungen gab es damals noch nicht; um aber, wenn es gar grimmig kalt war, die Luft doch ein wenig in Bewegung zu bringen, wurden in den Stunden vor dem Morgengottesdienst in zwei großen eisernen Pfannen auf dem Platz vor dem Altar Feuer aus Reckolderholz angezündet, die einen angenehmen, aromatischen Duft verbreiteten und ihren bläulichen Rauch gegen die Kirchendecke emporsandten. Das Jahr 1863 brachte dann die erste Kirchenheizung. Beleuchtet wurde die Kirche durch Leuchter mit Stearinkerzen, die an Schnüren vom Kirchenestrich herunterhingen und nach dem Anzünden noch längere Zeit hin- und herschwangen, was uns einen gar feierlichen Eindruck machte. Am schönsten war die Beleuchtung beim Sylvester- (oder wie man damals sagte: Altjahr-Abend-) Gottesdienst. Da wurden auch den Wänden nach in eisernen Haltern eine größere Zahl von Kerzen aufgesteckt; sie tropften aber jämmerlich und setzten große „Zelggen" an, da es der schlecht verbleiten Scheiben wegen beständig zog.

Der St. Theodorskirchturm war jahrelang unser Lieblingsaufenthalt, denn die Glocken waren schon damals meines älteren Bruders besondere Freude und sind es bekanntlich bis zur heutigen Stunde geblieben. Jahrelang haben wir beim Läuten an Sonn- und Werktagen mitgeholfen, und wenn ich jener Zeit gedenke, so tritt mir jedesmal wieder die charakteristische Gestalt des Grabmachers und Läuters Keller vor die Augen, mit seinem aufrechten, militärischen Gang, den er sich in der Jugend angewöhnt hatte, als er bei den „Rothen Schweizern" in Frankreich diente und mit seiner wohl derselben Quelle entstammenden rötlich angelaufenen Nasenspitze. Nicht nur erzählte uns dieser von uns sehr geschätzte Mann gar

manches aus seinen Erlebnissen, sondern wenn er bei guter Laune war, so tanzte er uns auf dem zweiten Turmboden das „Greifentänzlein“ vor; war er doch einer der drei Auserlesenen, welche seit vielen Jahren beim Umzug der drei Ehrenzeichen mithelfen durften, und ihm war das Gewand des Greifen mit seinem schweren, kupfergetriebenen Kopfstück anvertraut. Die genannte Feierlichkeit verlief in meiner Kindheit schmuckloser als jetzt, wo die jungen Bürgersöhne es sich zur Ehre anrechnen, sich in die Gewandung des Greifen, des Löwen oder des Wilden Mannes einkleiden zu lassen, um deren Tänze mit großer Virtuosität auszuführen. Damals übertrug man sowohl letzteres, als auch das Trommeln und das Tragen der Fahnen bezahltem Personal; die Trommler und Fähndriche hatten keine Uniform wie jetzt, sondern bewegten sich in denselben altehrwürdigen Fräcken in Kleinbasels Straßen herum, in welchen sie an den hohen Festtagen als „Kistlihalter“ an den Kirchentüren von St. Theodor standen und das Almosen in Empfang nahmen; noch sehe ich sie so in der Erinnerung vor mir, den langen Jäck, den Schwobach u. a. m.

Die Gottesdienste waren an den gewöhnlichen Sonntagen sehr bescheiden besucht, nur wenn Herr Diakon Vonbrunn mit seiner imponierenden Prophetengestalt, seiner gewaltigen Stimme und seiner eindringlichen Predigtweise auf dem „Kirchen-Zettel“ stand, war die Kirche mit Besuchern aus der ganzen Stadt angefüllt, und zwar trotz der Nachmittagsstunde (denn die Helfer durften am Vormittag nur ausnahmsweise predigen). Er war aber nicht nur ein origineller Prediger, sondern vor allem auch ein eifriger Seelsorger, ein vorbildlicher Tröster der Armen und Kranken, und als im Jahre 1855 in Basel die Cholera wütete — es wird später noch die Rede von ihr sein — eilte er wie ein Held, furchtlos und unermüdlich, von Bett zu Bett, überall Trost und Hilfe spendend. Im Gegensatze zu jetzt waren damals an den Festtagen die Kirchen gedrängt voll und ganz speziell am Eidg. Bettage; an diesem machte es einen ganz besonderen Ein-

druck auf uns, wenn beim Verlesen der Gebete, die jeder Kirchenbesucher in dem zu sieben Rappen käuflichen „Bettags-Büchlein" vor sich hatte, durch das gleichzeitige Umwenden der Blätter ein Geräusch, ähnlich dem Rauschen großer Flügel, durch die Kirche schallte. Es mag hier auch die Bemerkung eingeschaltet werden, daß noch zu Anfange des 19. Jahrhunderts der Bettag den offiziellen Namen Buß-, Fast- und Bettag hatte, und daß der zweiten Bezeichnung „Fasttag" entsprechend die ganz braven Kirchgänger (es waren vor allem Frauen und Kinder) von vormittags 8 Uhr bis nachmittags 3 Uhr ununterbrochen in der Kirche saßen. Für die geistigen Bedürfnisse sorgten während der Zeit zwischen den Predigten Bibellektionen, die durch Studenten der Theologie gehalten wurden, und für die leiblichen der süße Inhalt eines mitgebrachten, umfangreichen „Strickseckels". —

Als charakteristisch für jene Zeit darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß ein Teil des Nimbus, der den obenerwähnten Pfarrer B. umgab, darauf beruhte, daß er als gewaltiger Geisterseher und Geisterbanner in hohem Ansehen stand. Damals „gespenstete" es eben auch im Kleinbasel noch in verschiedenen Häusern, besonders in recht alten, und wenn es auch keine so berühmten Geister waren, wie der David Joris in Spießhof, oder die, welche im „Neubau in der Sandihans" (dem Formonterhof) spukten, Geister waren es doch, besonders Poltergeister, und die meisten Leute glaubten „steif und fest" an sie. Vor allem Geizhälse ließ in jener Zeit der Volksglaube gerne nach ihrem Tode in den Häusern „umgehen". Einer der Geister, welcher damals eines der Kleinbasler Pfarrhäuser unsicher machen sollte, hieß „Gredi Beck", und die Leute fragten uns, als mein Vater Anfangs der Sechzigerjahre das genannte Haus als Amtswohnung bezogen hatte, gar oft in allem Ernste, ob wir dasselbe noch nie gesehen hätten, mit dem Beifügen, es sitze gewöhnlich auf der Treppe. Die originelle Art des Herrn Pfarrer B. möchte ich noch durch einige charakteristische Beispiele illustrieren: Einmal

rief er während der Predigt von der Kanzel aus dem Siegrist zu: „Herr Bulacher, mache Sie doch die hinderi Thüre zue; me ka's jo nit ushalte vor Durzug.“ Ein anderes Mal — es war in der Kinderlehre in der Waisenhauskirche — hatte der Vorsinger Honesta mit einer Anzahl von Kindern ein gar schönes Lied eingeübt und mit dessen Vortrag begonnen. Das kam aber dem temperamentvollen Herrn Pfarrer zu lang vor; darum fing er plötzlich an, mitten in den Gesang hinein, mit Löwenstimme das Gebet zu lesen, und das brachte natürlich die jugendlichen Sänger rasch zum Verstummen. — Die bekannte Stelle im Kinderlehrgebet „die deine Knechte und Mägde sind“ änderte er gar oft ab in „die deine Knechte und Mägde sein sollten, aber nicht sind.“

An die Mitteilung über das „Geisten“ mag passend der Bericht angeschlossen werden, daß von gewissen, vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte angehörigen Menschen behauptet wurde, sie hätten den „bösen Blick“ und könnten einem damit alle möglichen Krankheiten anhängen; in diesem Rufe stand z. B. eine Frau B. an der unteren Rebgasse; man wich ihr darum sorgfältig aus und warnte ernstlich die Kinder vor ihr. Würde nun aber der geneigte Leser glauben, das seien jetzt überwundene Dinge, so dürfte er sich gröblich irren. Diese häßliche Art des Aberglaubens existiert noch immer; man redet zwar nicht mehr laut und offen von solchen Dingen, aber nur um nicht als ungebildet zu gelten und um nicht mit dem Strafgesetz in Widerspruch zu geraten. Im stillen glauben's aber noch gar manche und teilen es unter dem Siegel der Verschwiegenheit der vertrauten Nachbarin oder Freundin mit.

Daß aber auch der Glaube an Dr. Fausts Goldmacherkunst noch nicht ganz verschwunden ist, hatte ich zu einer Zeit, die über den Rahmen meiner Kindererinnerungen hinausgreift, nämlich Ende der Siebzigerjahre, zu beobachten Gelegenheit: Da klagte mir eine alte Jungfer am Schafgäßlein, sie sei von einem gewissen B. an der Utengasse um 600 Franken betrogen

worden. Dieser hatte sich nämlich der Betreffenden als „Goldmacher“ vorgestellt und ihr seine Kunst so einleuchtend geschildert, daß sie ihm zur Anschaffung neuer Materialien zur Goldbereitung 300 Franken lieh. Als aber Woche um Woche verstrich, ohne daß der Mann mit seinem kostbaren Fabrikat anrückte, wurde sie unruhig und wünschte dringend, nun endlich einmal Gold zu sehen. Was geschah nun? Der also Gedrängte erschien eines schönen Tages mit einem großen „Mocken“ goldglänzenden Schwefelkieses und sagte: Da sei nun das Gold, das Fatale an der Sache sei aber der Umstand, daß es im Handel keinen Wert habe, wenn es nicht den Stempel der eidgenössischen Münzstätte in Bern trage, dieser koste aber 300 Franken. Da konnte nun freilich die gute Jungfer nichts anderes machen, als noch einmal in die Tasche zu langen und noch einmal 300 Franken zu bezahlen. Damit hatte natürlich die Goldmacherei ihre Endschaft erreicht: der Dr. Faust Nr. 2 hatte was er wollte, und die geprellte Jungfer schämte sich zu klagen.

Wenn wir durch das Kilchgäßli (später Kartausgäßli genannt) uns von dem stillen Kirchplatz wegbegeben, so kommen wir an die Straße, die damals die obere Rebgasse hieß und jetzt den Namen Riehentorstraße trägt. An der Ecke des genannten Gäßleins stand eines der Magazine der Firma Leonhard Bernoulli. Wie manche Stunde standen wir Knaben vor dem geöffneten Eingangstor, aus dem es so verheißungsvoll herausroch, bis endlich einer der Angestellten unseren „glustigen“ Gesichtern nicht mehr länger widerstehen konnte und uns ein Stängelein Süßholz oder „Bärendreck“ in den Mund steckte! Einmal entstand daselbst ein großer Auflauf, indem ein Strupfaß beim Abladen aus den Fugen ging und seinen Inhalt aufs Straßenpflaster entleerte. Da kamen denn die Leute aus allen Häusern mit Geschirren herbeigerannt, um mit Löffeln oder der Hohlhand eine möglichst große Portion von der herrlichen Flüssigkeit zu erbeuten; und die liebe Jugend machte es sich noch bequemer: sie leckte das

süße Zeug direkt vom Boden auf Auf der andern Seite war der Spezereiladen des Herrn Wall; von ihm und den Seinigen sagte einmal mein alter Freund, Herr Friedrich Melchior Grunauer, der den 3. August 1833 mitgemacht hatte: „'s isch e-n-ungattigi Familie gsi, e Reveluzzerfamilie."

Am Hause Nr. 21 am Lindenberg interessierte uns schon früh die Inschrift über der Tür: „Zum stillen Wind". Wohl fast alle Vorübergehenden begnügen sich damit, beim Lesen derselben ihre mehr oder weniger übelriechenden Bemerkungen zu machen; sie denken eben nicht daran, daß dieser Inschrift das „stille, sanfte Säuseln", in welchem Jehovah dem Elias am Berg Horeb erschienen ist, zugrunde liegt. Nicht ganz genau verbürgter Nachricht zufolge gehörte das (gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erbaute) Haus in früherer Zeit einem sog. „Stillen im Lande", und es fanden darin religiöse Privatversammlungen statt.

Gleich wie das Frutigtal im Berneroberland, so hatte auch das Kleinbasel jener Zeit seinen „Blauen See", und zwar an der Utengasse vor der Müller-Geßler'schen Seidenfärberei (später Häring); dort wurde nämlich das Abwasser in eine nur mit losen Brettern bedeckte, längs des Hauses sich hinziehende Rinne geleitet, und da diese gewöhnlich überlief, so war die Straße fast immer mit einer blauen Brühe überschwemmt; zum Glück konnte ein Teil davon in das auf der andern Seite der Straße befindliche „Bächlein" abfließen. Etwas weiter oben zog rechterseits am Eglin'schen Hause ein am Fenster über der Haustür angebrachtes zierlich geschnitztes „Guggehyrli" (ein Erker en miniature) unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich; es ist jetzt eine Zierde unseres historischen Museums.

Das große Areal des Hattstätterhofes war schon damals im Besitze der katholischen Gemeinde. Leider muß ich berichten, daß in jener Zeit gar häufig unrühmliche Bubenhändel kulturkämpferischen Charakters stattfanden. Die

Schlachtrufe, die dabei ertönten, lassen sich ihrer Derbheit wegen nicht gut wiedergeben.

Die Rheingasse war in ihrem obersten Teile so eng, daß zwei Lastwagen kaum an einander vorbeifahren konnten; sie trug darum den Namen „Meerenge“. In sie mündete von der Utengasse her das „Reverenzgäßlein“ ein, das seinen Namen der starken Beschmutzung durch menschlichen und tierischen Unrat verdankte. Im Volksmunde hatte es darum einen andern Namen. Gegen solche Insalubritäten war man damals machtlos, die Behörden glaubten ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie an solchen Örtlichkeiten, deren es in unserer lieben Vaterstadt gar viele gab, Verbottafeln mit wortreichen Strafandrohungen anbringen ließen. Außerordentlich unsauber war auch der obere Rheinweg. Von weitem sah er zwar ganz freundlich aus mit seinen Akazienbäumen, zwischen denen die aufgehängte Wäsche flatterte, und mit seinen gemütlichen Bänklein. Das eigentliche Rheinbord aber, zum Teil als Holzlagerplatz benützt, war durchzogen von braunen Schmutzbächlein, dem direkten Abfluß aus Abtritten und Wassersteinen. (Eine ganze Anzahl von Rheingaßhäusern hatte übrigens gar keine Abtritte, sondern der nicht flüssige Unrat wurde den Tag über aufgespeichert und nachts in den Rhein getragen.) Darum roch es aber auch gar gut am Rheinweg, besonders bei niedrigem Wasserstand. „'s wuerelet“ nannte der alte Basler diese Luftspezialität; und es wird diese wohl schuld daran gewesen sein, daß unsere Vorfahren die „Rheinluft“ so sehr fürchteten und alle möglichen Krankheiten mit ihr in Zusammenhang brachten. Auf Abhilfe war man aber nicht bedacht, bis im Sommer 1855 die Cholera ihren grellen Weckruf durch die sorglose Stadt erschallen ließ. Damals zeigte es sich mit fürchterlicher Deutlichkeit, daß diese Seuche an den schmutzigsten Orten die meisten Opfer forderte. Es war ein arges Sterben, speziell in den rheinwärts gelegenen Kleinbasler Häusern, und aus nicht wenigen derselben wurde im Laufe der Wochen die Großzahl der Bewohner als

Tote hinausgetragen. Wenn von dieser Heimsuchungszeit die Rede ist, so erfordert es das Gebot der Dankbarkeit, daß dreier unserer Mitbürger im besonderen gedacht werde, die damals in so erfolgreicher Weise — als engere Cholera-Kommission — dem Feinde gegenübergetreten sind und damit wesentlich dazu beigetragen haben, daß die Seuche in verhältnismäßig kurzer Zeit erloschen ist. Es sind die Herren Physicus de Wette, Polizeidirektor Dr. Gottlieb Bischoff und Dr. Heimlicher. Von besonders gutem Erfolge war die durch sie ins Werk gesetzte Ausquartierung (Evacuation würde man jetzt sagen) der von der Seuche noch nicht ergriffenen Bewohner der infizierten Häuser in Unterkunftsräume im Klingental; sodann die Einrichtung der regelmäßigen Kehrichtabfuhr durch die „Glöcklimagen." Auch über „Speis' und Trank" wurden Vorschriften veröffentlicht: so wurde ernstlich vor dem Genuß von Gurken und ungekochtem Obst gewarnt; speziell die ersteren waren unter dem Namen „Cholerafutter" verpönt, und Beispiele von solchen, die freventlich gegen diese Warnung gesündigt hatten und nach wenigen Stunden der Seuche erlegen waren, gingen von Mund zu Munde. Die Bierhäuser standen leer, dagegen war der Genuß von Rotwein in großem Ansehen, man erblickte sogar in ihm ein Vorbeugungsmittel gegen die Krankheit. Die Redensart, die man früher bei recht kalter, nasser Witterung nicht selten hörte, „bi däm Wätter sott me-n-allewil e halbe Zoll hoch rote Wi im Mage ha", mochte wohl aus der Cholerazeit herstammen. Das gewöhnliche Wasser war verboten, und noch haftet lebhaft in mir die Geschmackserinnerung an das damals übliche Reiswasser, das im Elternhause an der Webergasse Nr. 294 in der Küche zum Löschen des Durstes stets bereitstand. Auch der Pfeffermünztee war in hohem Ansehen. Eine seinerzeit in Kleinbasel hochangesehene Persönlichkeit pflegte noch mehrere Jahrzehnte später nachts beim Aufbrechen aus der „Gesellschaft" gar häufig zu sagen: „So, jetz gang i no mi Tee goge drinke", und wenn man ihn um nähere Erklärung bat, hinzuzufügen: „Sit der Cholera drinke mir, mi Frau

und i, alle Obe vor em ins Bett goh, e Dasse Pfäfferminztee; sie stellt mer als mi Portion ins Zwischen-Eefeli." In der richtigen Ahnung, daß der Ansteckungsstoff durch die Abtrittgruben weiterverbreitet werde, wurde von Obrigkeits wegen in diese Chlorkalk oder Eisenvitriol hineingeschüttet, aber natürlich nicht mit besserem Erfolg, als wenn man versuchen würde, mit einem Ohrenspritzchen ein brennendes Haus zu löschen. Recht eigentümliche Vorbeugungsmittel wurden angepriesen, z. B. winzig kleine Tabakpfeifchen, die aber keinen Tabak enthielten, sondern Kampher; die hatte man nun möglichst häufig im Munde und zog von Zeit zu Zeit daran. Unser Lehrer Schaffner hatte während des Schulhaltens oft ein solches im Munde. Wer konnte, ging zu längerem Aufenthalt aufs Land, mußte es aber freilich da und dort mit Schrecken erleben, daß die Seuche auch in gesund gelegene Baselbieter Dörfer hinaufzog und dort in gleicher Weise wütete, wie in der Stadt; als Beispiel dafür nenne ich das Dorf Ramlinsburg bei Bubendorf. Die öffentliche Stimmung war eine ernste und gedrückte und wurde es noch in höherem Grade, als auch ab und zu sich Erdstöße bemerklich machten. Unsere Familie verbrachte die Sommerferien jenes Jahres im Reigoldswyler Pfarrhause, und mit Angst blickten wir, wenn die Erde bebte, zu dem „Güllen-Flühli" hinauf, dessen zerklüftete Felsen drohend auf das Dorf herniedersahen.

Noch für einen kurzen Augenblick möchte ich zum Rheinbord zurückkehren und von den Färberschifflein berichten, die nach dem jeweiligen Wasserstande mehr oder weniger weit ins Flußbett hinein verankert und durch Laufstege mit dem Land in Verbindung waren. Sie dienten zum „Schwenken" der Seide. Zu der Zeit, als General Barbanègre von Zeit zu Zeit von Hüningen aus in die Stadt hineinschoß, wurde meine Großmutter Lotz-Heußler, die als junge Frau im Färberschifflein Windeln wusch, durch eine in ihrer Nähe einschlagende Bombe arg erschreckt. Das könnte freilich einer modernen Frau nicht passieren, denn sie wascht ihre Windeln

nicht mehr selbst. Als bezeichnend für das Verhältnis zwischen Bandfabrikant und Seidenfärber in der nämlichen Zeit mag die folgende Mitteilung dienen: „Als einst mein Großvater als junger Färbermeister in Geschäften ins „Weiße Haus“ kam, führte ihn Herr Bachofen ans Fenster, deutete ins Kleinbasel hinüber und sagte: „Meister Lotz, lueg er, sini Bappele nämme mer d' Usficht ins Wiesetal ewägg; dieng er sie um!“ Solcher Aufforderung gegenüber gab es damals noch keinen Widerspruch, und die Bäume fielen. Pappelreihen waren in jener Zeit eine beliebte Gartenzierde; es fanden sich z. B. solche im Christ'schen Gute an der Grenzacherstraße in dem Teil, der ans „Herrenmätteli“ stieß, ferner rheinseits im Zäslin-Bleyenstein'schen (später Minder-Zäslin'schen) Gute an der Klybeckstraße; und noch ist es nicht lange her, seit die schönen Pappeln im Gärtlein hinter der Engelmannschen Apotheke gefallen sind.

Zu Anfang der sechziger Jahre war unsere Vaterstadt mit einer Anzahl größerer Feste gesegnet, an denen das Kleinbasel natürlich lebhaften Anteil nahm: Säkularfeier der Universität, Musikfest, Turnfest, Pompierfest. Das letztgenannte fiel in das Jahr 1863 und zeichnete sich u. a. durch die unfreiwillige Komik mancher seiner Guirlandeninschriften aus; einige davon verdienen es, für einen Augenblick aus der Vergangenheit hervorgezogen zu werden:

1. Was kommt dort von der Höh'?
   Es ist der Pompiö.

2. Rumpedibum, es trommelt schon,
   Wach' auf du wack'rer Pompier-Sohn!

3. Heute ist das Fest,
   Zwanzig Jahre jetzt,
   Daß durch Basels Söhne Mark
   Pompier erdaure stark.

4. Wenn das Feuer brennt,
   Schnell der Pompier rennt,
   Und kein Unstern trennt.

5. Aufgeschwungen,
Stäts gerungen,
Ist der Flamme
Tod gelungen.

6. Schwarze Wolken türmen,
Turmes-Glocken stürmen,
Feuerwehr sei stäts bereit!

7. Vive Huningue et ses pompiers!
Die Himmelsakkernundidie!

Ein falscher Prophet war ein Gerbergäßler, der das Pompierfest zu folgender Inschrift benützte, die an der Gerbernzunft zu lesen war:

Der Gerber-Leu, das stolze Tier,
Es schabet immer, für und für,
An einem bunten Felle.
Die Gerbergaß' der Stadt 'ne Zier
Wird nimmer breit und helle.

Vom eidgen. Turnfest steht mir noch folgende Inschrift in Erinnerung, die über dem Laden des Spenglermeisters Fritz Heußler an der untern Rheingasse zu lesen war; sie lautete:

Willkommen, edle Turnerschaaren,
Kauft hier für eure Frauen Spenglerwaaren!

Am Universitätsjubiläum war der Empfangsabend im Café Spitz. Natürlich ließen es sich die Kleinbasler Honoratioren nicht nehmen, bei dieser Gelegenheit den fremden Gästen auch ihre Ehrenzeichen (NB. wer „Ehrentiere", oder gar „Ehrenviecher" sagte, der wurde gehauen!), den Greifen, den Löwen und den Wilden Mann mit ihren originellen Tänzen vorzuführen. Kurz vor dieser Produktion wußte sich nun einer der Basler den Löwenkopf zu verschaffen und setzte sich, mit demselben angetan, auf einen gewissen Ort und unterließ das Riegeln der Türe. Was er damit bezweckt hatte, geschah auch: Ein Professor aus Greifswalde, der ahnungslos diese Lokalität betrat, fiel fast in Ohnmacht, da er sie mit einem solchen Ungetüm besetzt sah, und rannte schreckensbleich in den Saal

zurück. Die bald darauf zur Aufführung kommenden Tänze gaben dann die nötige Aufklärung.

Bei den anstrengenden Arbeiten, welche die Vorbereitung all dieser Feste erforderte, war besonders Herr Polizeidirektor G. Bischoff in erfolgreichster Weise im Vordergrund gestanden. Der Dank, den er — gut baslerisch — dafür einärndtete, war der, daß er von nun an der „Jubelgotti" hieß.

Darf ich nun einiges von der Rebgasse erzählen? Im Hause „zum Klösterlein" (obere Rebgasse Nr. 20) wohnte einsam der Wirt Hieronymus Huber; der Teil des Hauses, in dem gewirtet wurde, bestand aus einem durchgehenden Erdgeschoßzimmer mit auffallend schmaler Eingangstür; durch die Fenster sah man in einen freundlichen Garten hinein. Hier kehrten die stattlichen Schwarzwälder Kohlenbrenner ein, im Sammetwams, mit dem roten, bis gegen die Kniee hinunterreichenden Brusttuch und den hohen dunkelfarbigen Strohhüten; ihre weitbauchigen „Kohlenbännen" stellten sie auf der Straße auf. Als aber die neue Zeit diesen Industriezweig vertrieb, da steckte Huber das Wirten auf, schloß alle Fensterläden gegen die Straße dauernd zu und lebte noch lange Jahre als Einsiedler, von niemandem gesehen, da er nie ausging, und nur noch von wenigen gekannt. Nähere Angehörige besaß er nicht. Als er darum starb, fiel seine nicht unbeträchtliche Hinterlassenschaft an Leute, die nur noch „us siebe Suppe-n-e Dinkli" mit ihm in verwandtschaftlichem Zusammenhang waren.

Oben an Herrn Huber wohnte der „Aurikeli-Schnider"; er verdankte seinen freundlichen Übernamen dem wohlgepflegten Blumenflor seines Gartens, dessen Spezialität die Aurikelzucht war.

Der oberste Teil der Rebgasse, der direkt gegen die Wettsteinbrücke hinführt, existierte damals noch nicht, sondern es stand an der Stelle ihres jetzigen Beginns das stattliche Haus des Säger-Iseli; er galt als sehr reicher, aber

nicht gerade sehr freigebiger Mann; seinen Namen hatte er von der Säge vor dem Riehentor, die er vom Staat in Pacht hatte. Er war von gewaltigem Leibesumfang und darum schwer beweglich; stundenlang saß er auf dem Bänklein, das zwischen Haustür und Scheunentor angebracht war. Auf seinem Grabstein im jetzt nicht mehr benützten St. Theodors-Gottesacker steht zu lesen, daß seine Gattin eine Edle aus dem jetzt ausgestorbenen Geschlecht der Reichenstein war, Franziska von Reichenstein. Als ich im Sommer des Jahres 1869 zum ersten Male — und mit welcher Wonne! — Scheffels Ekkehart las, mußte ich bei der Schilderung der Gestalt des „Alten in der Heidenhöhle“ unwillkürlich an den Säger-Iseli denken, und die Vorstellung, daß der abgesetzte Kaiser Karl der Dicke diesem aufs Haar müsse geglichen haben, hat sich seither in meinem Gedächtnis unauslöschlich erhalten.

Bevor wir durchs Bläsitor hindurchgehen, möchte ich noch einen Augenblick bei der Häusergruppe stehen bleiben, die linkerseits den Raum zwischen Webergaßecke und Tor einnahm, beim Bläserhof; er gehörte zu den ältesten Liegenschaften der Stadt, existiert doch — laut den Mitteilungen von R. Wackernagel — jetzt noch über dieselbe eine Urkunde vom Jahre 1256, also aus der Zeit 100 Jahre vor dem großen Erdbeben. Der Name Bläserhof rührt daher, daß diese Besitzung mehrere Jahrhunderte hindurch dem Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwald angehört hat. Eine alte Steintafel, die in den Eckneubau eingefügt war, der durch die Niederlegung des Tors im Jahre 1867 nötig wurde, gab Kunde von einem Abt Kaspar, der im 16. Jahrhundert lebte, und auch die zwei gegenüberstehenden Häuser zeigten über den Haustüren solche Abtswappen und wiesen sich dadurch als ehemaliges Klostereigentum aus. Jetzt sind die sämtlichen Gebäude der alten Hofstatt niedergelegt, moderne stillose Bauten werden deren Stelle einnehmen, und die Erinnerung an den alten St. Blasischen Klosterbesitz wird äußerlich nur

noch in dem Namen: Bläsiquartier und Bläsiring weiterleben. Die Schlagglocke des Bläsitors wurde nach dessen Abbruch in das Türmlein der Klarakirche versetzt und mahnt den alten Kleinbasler durch ihre wohlbekannten Töne an die alte Zeit.

Und nun wollen wir nach guter alter Bürgersitte noch ein wenig „vors Tor" gehen. Wie heimelig war damals die Klybeckstraße mit ihren lebendigen Hecken und den gewaltigen Nußbäumen! Da reihte sich Landgut an Landgut, linker Hand das schon erwähnte Zäslin-Bleyenstein'sche (die Florastraße führt jetzt durch dessen ehemaliges Gebiet hindurch), das Bachofen'sche, das Ryhiner'sche, das Vonder-Mühll'sche und an dieses sich anschließend die Idylle des Ratsherr Leonhard Heusler'schen Gutes, gegenüber den Drei Rosen. Zwischen ihnen lagen die vielen bescheidenen „Gütlein" einfacher Bürger mit ihren einstöckigen Häuschen, in deren gegen die Straße hin fensterlosem Erdgeschoß die Gartenwerkzeuge, etwa auch eine kleine Trotte und während des Winters die Gartenbänke und -tische aufbewahrt wurden. An der hintern Seite führte eine Treppe zu einer Laube hinauf, von der aus man das ganze Gütlein mit seinen Gemüsebeeten, Obstbäumen und Reben überblicken konnte, und von da trat man in den einzigen Wohnraum hinein, den Zeugen so vieler gemütlicher Familienvereinigungen und Kindervisiten, wie uns diese unser Theodor Meyer-Merian in seinen „Bildern aus dem Tagesleben einer alten Stadt" so warm und lebendig geschildert hat. Auf der rechten Seite war das Landgut des Herrn Peter Raillard mit seiner vom Besitzer selbst tadellos glatt geschnittenen Taxushecke. Weiter abwärts gelangte man zum Landgut meines Großvaters Friedrich Lotz-Heußler. Wenn dieser bei besonders guter Laune war, so pflegte er etwa zu erzählen, welche Umstände ihn dazu geführt hatten, dieses Gut zu erwerben: Es war die Zeit der Belagerung von Hüningen im Jahre 1815. Damals saß eines schönen Tages der bisherige

Inhaber des Gutes, ein Herr Brand, unter den Linden hinter seinem Hause und nahm gegen sein Podagra ein Fußbad („e Fueßwasser", sagte man früher). Plötzlich pfiff's durch die Luft, und ganz nahe bei ihm schlug eine Bombe ein. Zum Glück platzte sie nicht; immerhin stieg ein sehr unheimliches Räuchlein von ihr auf. Da vergaß Herr Brand die Schmerzen seines Zipperleins und humpelte mit großer Beschleunigung ins Haus hinein. Ganz zufällig betrat in diesem Augenblick von der Straße her mein Großvater das Gut. Er hatte nämlich in Kleinhüningen einen alten Freund, der dort als eidgenössischer Zuzüger im Felde lag, den Artillerie-Lieutenant Nüscheler besucht und dem Batteriebau der Zürcher Kanoniere zugeschaut, bis wegen des beginnenden Schießens aus der Festung die Situation ungemütlich wurde. Als er nun auf dem Heimweg noch bei Herrn Brand ankehrte, fand er diesen in einer sehr desperaten Stimmung. „Das Gut sei ihm gründlich verleidet", erklärte er meinem Großvater und bot es ihm darum zu einer auch für jene Zeit bescheidenen Summe zum Kauf an, und der Handel kam augenblicklich zu Stande. Die Bombe aber, welche den Anlaß dazu gegeben hatte, wurde noch jahrzehntelang in einem kleinen Wasch- und Holzhause, dem sog. Bläsi-Hisli aufbewahrt, und ich erinnere mich ihrer noch sehr deutlich.

Als des guten Großvaters Kinder herangewachsen waren und ihre eigenen Familien gegründet hatten, durften sie abwechslungsweise während der Sommermonate das Landgut bewohnen. Was war das für eine ununterbrochen festliche Zeit, wenn die Reihe an unsere Familie kam! War man doch in dem „Gute vor dem Tore" noch vollständig auf dem Lande! Das Auge schweifte unter dem Laubdach der Lindenallee hervor noch ungehindert über die obstbaumbesäten Matten hin und sah am frühen Morgen die Sonne hinter dem Chrischonaberg aufgehen. Die Nächte boten die köstlichste Stille, und nur ab und zu hörte man aus der Ferne das Rauschen des Rheines.

Jetzt ist von der ganzen Herrlichkeit schon längst nichts mehr zu sehen: die schönen Matten wurden von neuangelegten Straßen durchzogen, und die langweiligen modernen Häuser-Vierecke, die das große Gebiet von der Ötlinger- bis zur Amerbachstraße und hinauf bis zur Hammerstraße ausfüllen, sind an die Stelle des untergegangenen Kinderparadieses getreten.





Zur Erinnerung an zwei Basler Schulmänner und Historiker.

Von Alb. Burckhardt-Finsler.

Seitdem in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Lokalgeschichte größerer Wert beigelegt und die Forschung auf diesem Gebiete mit nachdrücklichem Eifer betrieben wurde, waren es in erster Linie die Männer der Schule, die ihre freie Zeit diesen Studien gewidmet haben. Sie haben dadurch sich geistig frisch erhalten, ihrem Unterricht stets neues Leben zugeführt und ihrer Vaterstadt mehr als ein bleibendes Denkmal gesetzt. Unter der großen Anzahl der Männer, die einst unsere Lehrer gewesen sind, seien nur als typische Beispiele Remigius Meyer und Daniel Albert Fechter hervorgehoben. Viele andere sind in ihren Fußstapfen gewandelt, und bis auf den heutigen Tag sind ihrer nicht wenige, denen immer wieder das Arbeiten auf dem Boden der vaterländischen Vergangenheit eine edle Freude und eine erfolgreiche Erholung ist. Freilich ist in den letzten Jahrzehnten der Zug der Zeit ein anderer geworden, und es müssen die historischen Studien zurücktreten hinter dem Interesse, das der Naturwissenschaft oder sozialen und pädagogischen Fragen gezollt wird. Einseitigkeit ist auch in dieser Hinsicht nicht vom Guten, und so wäre es sehr erwünscht, wenn auch auf dem geistigen

Interessengebiete der jungen Pädagogen wieder etwelches Gleichgewicht hergestellt würde.

An dieser Stelle möchten wir in aufrichtiger Dankbarkeit zweier Schulmänner gedenken, die neben ihrem arbeitsreichen Schulamt immer wieder auf dem Gebiet der Historie mit Erfolg tätig gewesen sind, und die auch dem Jahrbuche gegenüber sich als wohlwollende Freunde stets erwiesen haben. Es sind dies die beiden Schulinspektoren Johann Wahrmund Heß und Franz Fäh. Dem ersteren war es vergönnt, ein hohes Alter in geistiger Frische zu erreichen und für seine historischen Arbeiten die nötige Muße zu finden, während der andere in verhältnismäßig jungen Jahren mitten aus seiner Amtstätigkeit, die ihm nur wenig Zeit für seine Lieblingsstudien übrig ließ, durch den Tod abberufen wurde. Beide haben das gleiche Schulamt bekleidet, ihre Anschauungen gingen vielfach auseinander, aber beide waren beseelt von der gleichen Liebe zur vaterländischen Geschichte.

Johann Wahrmund Heß wurde im Jahre 1826 geboren. An historischer Anregung hat es ihm im väterlichen Hause jedenfalls nicht gefehlt; auch mögen die Ereignisse der dreißiger Jahre nicht ohne Einfluß auf sein empfängliches Gemüt gewesen sein. Auch später im Zofingerverein wurde mit Eifer vaterländische Geschichte gepflegt, es war das in einer Zeit, da in der Schweiz wichtige Wandlungen sich vollzogen, aus denen dann der neue Bund von 1848 hervorging. Nach bestandenem Kandidatenexamen begab sich der junge Theologe nach Berlin, um pädagogischen und historischen Studien obzuliegen. An Stelle der Theologie und des Kirchendienstes traten Geschichte, Geographie und das Schulamt. Tiefe Gründlichkeit, die sich zu etwelcher Umständlichkeit steigern konnte, zeichnen die historischen Arbeiten des bald sehr angesehenen Schulmannes aus. Auch ein wohltuender Humor begegnet uns mancherorts. Heß versteht es, seine Quellen wohl zu benützen, ihre Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit auf den Leser wirken zu lassen und im ruhigen Erzählerton den Faden

seiner Darstellung weiterzuspinnen. In der historischen Gesellschaft war Johann Wahrmund Heß bald ein hervorragendes und sehr tätiges Mitglied. Seine hauptsächlichsten historischen Arbeiten sind in den „Beiträgen“ dieser Gesellschaft veröffentlicht worden. Später ist es besonders das Basler Jahrbuch gewesen, dem Heß seine Arbeiten anvertraut hat. Es ist bezeichnend, daß seine erste Abhandlung eine Biographie des im Jahre 1850 verstorbenen Paters Gregor Girard ist. Die sympathische Gestalt des Freiburger Pädagogen mochte auch den Biographen besonders ansprechen. Er fand hier jene Hingebung zur Schule und jene milde Frömmigkeit, die auch seinem Wesen und Streben den Grundcharakter verliehen haben.

Die vierte Jubelfeier der Universität im Jahre 1860 veranlaßte eine Reihe gelehrter Abhandlungen. Die historische Gesellschaft widmete der Jubilarin einen Band der Beiträge, in den Johann Wahrmund Heß eine Lebensbeschreibung des Kaspar Bauhin stiftete. Man wird es nur billigen können, wenn der Verfasser in der Einleitung erklärt, „er überlasse denen, welche durch Stand und Beruf besser dazu befähigt sind, die Darstellung von Bauhins Verdiensten um die Wissenschaft und die Erörterung seines Verhältnisses zu seinen Fachgenossen der Vor-, Mit- und Nachwelt.“ Er gibt in erster Linie Bauhins Leben und Charakter wieder und entwirft so ein höchst ansprechendes Bild eines Lehrers der Basler Hochschule, aus einer Zeit, da diese als evangelische Anstalt unter dem Einfluß welscher zugewanderter Lehrer einer zweiten Glanzperiode sich erfreut hat. Wir tun einen tiefen Blick in das häusliche Leben des Gelehrten, erhalten aber auch genauen Aufschluß über seine wissenschaftliche Tätigkeit, seine Sektionen, seine Vorlesungen und seine Tätigkeit als Rektor. Auch seine Beziehungen zu mehr als einem Fürsten des deutschen Reiches werden uns erzählt, ebenso seine Freundschaften mit den angesehensten Medizinern und Botanikern der Zeit. In einem letzten Abschnitt seiner Abhandlung spricht Heß über das Ende Bauhins im Winter

des Jahres 1624, und faßt dann dessen Charakter und Persönlichkeit nochmals kurz zusammen, indem er als deren Grundzug eine tiefe, aufrichtige Religiosität hervorhebt.

Diese Biographie ist übrigens nicht die einzige Leistung gewesen, die Johann Wahrmund Heß anläßlich des Universitätsjubiläums übernommen hat. Er war auch der zuverlässige Chronist der Feier und hat ferner die Entwicklung der historischen Gesellschaft von ihrer Gründung bis zum Jahre 1860 einläßlich dargestellt.

In der Folgezeit nahm die Pädagogik, die er einst in Berlin zum Gegenstand des eifrigsten Studiums gemacht hatte, den anregenden und strebsamen Lehrer immer mehr in Anspruch. Er verfaßte ein Lehrbuch der Geographie, das mit gutem Erfolg an den Basler Schulen gebraucht wurde. Im Jahre 1870 wurde Johann Wahrmund Heß zum Inspektor der Primarschulen ernannt, welches Amt wiederum seine Arbeitskraft in hohem Grade in Anspruch nahm. Dennoch hört seine historische Tätigkeit nicht auf, und eine Reihe von Abhandlungen, welche die Basler Schulgeschichte zu Stadt und Land behandeln, verdanken dieser Periode ihre Entstehung. So erschien im 14. Bande der Beiträge eine ausführliche Geschichte des Schulwesens der Landschaft Basel bis 1830. Es ist dies eine Abhandlung, die auf dem Studium eines umfangreichen, meist ungedruckten Quellenmaterials beruht. Mehrere Jahre lang hat Heß dieser Arbeit „mit liebevollem Interesse“ seine freie Zeit gewidmet. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und mustergültiger Sorgfalt hat er die vielen Bausteine zusammengetragen und zu einem Ganzen zusammengefügt, das den Leser durch seine Quellenmäßigkeit wie durch seine Reichhaltigkeit gleich angenehm berührt. Hauptsächlich das Kirchenarchiv mit seinen Akten und Visitationen wurde auf das ausgiebigste benützt. Diese Schulgeschichte der Landschaft ist wohl die wichtigste und umfangreichste, aber nicht die einzige Forschung von Heß auf diesem Gebiete. Auch die Gemeindeschulen der Stadt wurden von ihm beschrieben in

Darstellungen, die im Basler Jahrbuch von 1884 und 1889 veröffentlicht wurden. Auch diese Arbeiten beruhen auf genauer Quellenforschung, dazu kommen persönliche Erinnerungen und Erlebnisse, die ihnen einen besonderen Reiz verleihen. Wir lernen die lobenswerten, später vielfach verkannten Anstrengungen der Basler Behörden kennen, die im Sinne Pestalozzis die Schule gestalten wollten. Seine Schulgeschichte schließt Heß mit den auch heute noch zu beherzigenden schönen Worten ab: „Möge in allen diesen Gebäuden eine wohlgezogene lernbegierige Jugend, eine ihre Pflicht gewissenhaft erfüllende, strebsame und in kollegialischer Eintracht fest zusammenhaltende Lehrerschaft und die wohlwollende Fürsorge der leitenden Behörden zusammenwirken, damit die auf die allseitige Hebung und Förderung der geistigen Güter des Volkes gerichteten wohltätigen Absichten des Staates in allgemein befriedigender Weise in Erfüllung gehen."

Auf den Oktober 1896, nach vollendetem 70. Lebensjahr und 46jährigem Schuldienst, legte J. W. Heß, der die Beschwerden des Alters herannahen fühlte, seine Inspektorenstelle nieder. Um diese Zeit hat auch die philosophische Fakultät dem erprobten Pädagogen und Geschichtsforscher den Doktortitel honoris causa übertragen, eine Ehrung, der Heß in den ihm noch geschenkten zwölf Jahreu seines Lebens durch vermehrte historische Tätigkeit gerecht zu werden bestrebt war. Die Sitzungen der historischen Gesellschaft erfreuten sich mehr als eines Vortrages, und das Basler Jahrbuch durfte noch mehrere Arbeiten veröffentlichen. So errichtete J. W. Heß dem Pfarrer Sebastian Spörlin, der zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sich um die Landschulen und die Lehrerschaft große Verdienste erworben hatte, ein Denkmal durch eine Biographie, die 1897 im Basler Jahrbuch erschienen ist. Wir begreifen die Sympathien, die der Verfasser für Spörlin besaß, war doch der letztere Theologe und Pädagoge zugleich, und suchte mit allem Eifer als Schulinspektor und Geistlicher das Erziehungswesen

auf der Landschaft zu heben und den modernen Grundsätzen nach Kräften Eingang zu verschaffen.

Im Jahre 1904 feierte J. W. Heß im Kreise seiner Familie die goldene Hochzeit, es war ein gemütvolles Fest, das Jubelpaar erfreute sich guter Gesundheit, und eine dankbare Stimmung des Friedens und der Zufriedenheit war der herrschende Grundton bei allen Anwesenden. Freilich hörte auch jetzt noch nicht die Tätigkeit des niemals Rastenden auf. Wenn auch allmählich seine Kräfte abnahmen, so konnte er sich doch nicht zum Nichtstun entschließen. Seine letzte Arbeit war die Behandlung einer Reisebeschreibung, die ein Basler im Jahre 1791 als Resultat seiner Wanderung auf den Gotthard und den Rigi verfaßt hat. Sie enthält eine Menge köstlicher Züge und gibt uns in behaglicher Breite ein Bild von dem damaligen Reisen in der Schweiz. Bei Zeiten, da man ja nie wissen könne, übergab Heß das sorgfältig geschriebene Manuskript dem Herausgeber. Er hatte die Freude, den Jahrgang 1909 mit dieser Arbeit bei verhältnismäßigem Wohlbefinden in Empfang zu nehmen. Dann aber verschlimmerte sich sein Zustand zusehends, und am 27. Februar 1909 trat auch Johann Wahrmund Heß die große Reise an, von der es keine Rückkehr auf Erden gibt.

Dankbar blicken wir auf dieses lange und inhaltsreiche Leben zurück, dankbar ganz besonders als Freund der vaterländischen Geschichte, deren Kenntnis durch die Arbeiten des verehrten Schulinspektors so sehr gefördert worden ist.

Haben wir soeben mit einigen Strichen ein Leben geschildert, das in harmonischer Entwicklung zu hohem Greisenalter gelangt ist und dem wir eine große Anzahl historischer Arbeiten zu danken haben, so bietet uns der Lebensgang des jüngern Schulmannes, des Schulinspektors Dr. Franz Fäh, ein ganz anderes Bild. Hier handelt es sich um einen Mann, der, aus dem Sarganserland stammend, in Basel eine zweite Heimat gefunden, eine Heimat, die ihm nicht minder lieb

geworden und der er sein historisches Interesse in vollem Maße geschenkt hat. Leider ist der Tod unerbittlich und viel zu früh dazwischengetreten und hat mehr als einen Plan mit rauher Hand vernichtet, was aber für unsere Basler Geschichte geleistet worden ist, hat seinen bleibenden Wert und gehört zu den besten Forschungen auf lokalhistorischem Gebiete. Franz Fäh wurde 1857 in Wallenstadt geboren. Einfache bäuerliche Verhältnisse herrschten im elterlichen Hause, wo er eine glückliche Jugend verlebte. Er ist seiner Heimat zeitlebens anhänglich geblieben, hat ihre Geschichte mit der gleichen Sorgfalt erforscht, wie er später diejenige seiner neuen Heimat Basel geschildert hat. Ein paar allgemeine Bemerkungen möchten wir vorausschicken. Sie sollen dazu dienen, die Stellung des Forschers in ein helleres Licht zu rücken und mehr als eine Eigenart in seinem spätern Werdegang zu erklären.

Franz Fäh war ein Mann, der sich mit eigener Kraft durch manche äußere Schwierigkeit durchgearbeitet, und der auch nicht ohne innern Kampf zu seiner gereiften freien Lebensanschauung sich durchgerungen hat. Was er sich so angeeignet hatte, an dem hat er mit Entschiedenheit festgehalten und ist dazu gestanden, aber stets mit derjenigen Schonung andern Anschauungen gegenüber, die nun einmal seinem ganzen Wesen eigen war. Er war keiner von jenen Charakterprotzen, die ihren Mitmenschen durch Grobheit und Unbelehrbarkeit zu imponieren suchen. Er besaß auch nicht den widerwärtigen Fanatismus der Apostaten, die ihre frühere Umgebung nicht mehr begreifen wollen, sondern er war gefestigt in und für sich und duldsam gegen andere. Es will uns scheinen, als ob etwas von dem Wesen seiner heimatlichen Landschaft, wo Rose und Rebe sich an die Alpenhalde anschmiegen und wo ein Hauch des Südens den Ernst des Hochgebirges mildert, auch auf sein Inneres übergegangen sei. Er stammte aus einem Lande, in dem germanische Art durch romanische Einflüsse seit alter Zeit beeinflußt wurde, und deshalb war ihm auch eine größere Beweglichkeit und ein

leichteres Verständnis gegeben für seine zweite Heimat, wo ja ein ähnlicher Werdegang, wenn auch unter andern begleitenden Umständen, sich je und je vollzogen hat. Damit hatte Franz Fäh einen gewissen Vorsprung vor manchem seiner Kollegen, die, aus rein alemannischen Landschaften stammend, als deren Erbe auch jene Herbheit und Derbheit mit sich bringen, die ihm durchaus fremd waren.

Dem Verstorbenen stellten sich auf seinem Lebenswege vielfache Hindernisse entgegen, er war keines jener glücklichen Sonntagskinder, denen sich alle Tore von selbst öffnen, und denen alle Steine von vornherein aus dem Wege geräumt werden. Franz Fäh mußte sich seine Stellung im Leben erringen, aber gerade dieser Ernst des Lebens und dieses Kämpfen, um vorwärts zu gelangen, verliehen ihm eine Festigkeit und eine Energie, die sich bei seiner empfindsamen Anlage durchaus nicht von selbst verstanden. Und dann hatte er noch ein ganz besonderes Glück, er durfte Männer seine Lehrer nennen, die in ethischer wie in wissenschaftlicher Hinsicht gleich hoch stehen, und die, ohne den Sinn für die Weltgeschichte zu verlieren, doch in erster Linie ihre Kraft der nationalen Forschung widmen.

In St. Gallen wurde Franz Fäh der Schüler von Johannes Dierauer. Er hat diesem seinem Lehrer bis an sein Lebensende die treueste Anhänglichkeit bewahrt. Wir gehen wohl nicht fehl mit der Annahme, daß unter diesem Einflusse Franz Fäh den Entschluß gefaßt hat, dem Romanismus für immer den Rücken zu kehren.

An die Gymnasialzeit reihte sich, freilich nicht unmittelbar, die Studienzeit in Zürich. Es war eine Freude, an der Zürcher Hochschule Geschichte und im besonderen nationale Geschichte zu studieren. Stand doch damals noch Georg von Wyß, selbst eine historische Gestalt, in seiner vollen Kraft. Alle, die bei ihm hörten, stimmten darin überein, daß man es mit einem Manne zu tun hatte, der Helvetiens Geschichte nicht wie ein gewöhnlicher Gelehrter dozierte, sondern sie immer

wieder von neuem in sich verarbeitete und das Erlebte seinen Schülern mitteilte. Welch eine Fülle von Weisheit und Wohlwollen lag nicht in dem unvergeßlichen grau-blauen Auge des Lehrers, der als Mensch und Bürger seinen Schülern nicht minder groß erschien denn als Gelehrter.

So der Meister, und neben ihm die beiden Männer, die, einst seine Schüler, nun als jüngere Kollegen in gleichem Geiste Geschichte und Kunstgeschichte lehren. Damals erschien Rahns Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, die Grundlage für die Kenntnis der mittelalterlichen Kunst unseres Landes, und damals gab Gerold Meyer von Knonau die Casus Sancti Galli Ekkehardi IV. heraus und erschloß so einen Einblick in eine Episode unseres Landes, die man vorher mehr geahnt als gekannt hatte. An allen diesen Dingen hat der junge eifrige Franz Fäh den regsten Anteil genommen. Vorlesungen, Übungen und Seminarien wurden von ihm mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit besucht, und den Abschluß der Universitätsstudien bildete im Sommer 1883 das Doktorexamen. Die Dissertation, die der Verfasser seinen hochverehrten Lehrern Georg von Wyß, Gerold Meyer von Knonau und Johannes Dierauer in herzlicher Dankbarkeit zugeeignet hat, behandelt eine Episode der vaterländischen Geschichte, die bisher fast unbekannt war, den Kluser Handel und seine Folgen 1632/3. Es ist bezeichnend, daß Franz Fäh einen Stoff auswählte, der die konfessionellen Gegensätze der alten Eidgenossenschaft in grellster Beleuchtung zeigt. Ein Religionskrieg, der das Land in den Strudel des dreißigjährigen Krieges unfehlbar hineingerissen hätte, schien unvermeidlich zu sein. Schließlich siegte aber doch der praktische Schweizersinn, und das Bewußtsein eidgenössischer Brüderlichkeit war mächtiger als die konfessionellen Leidenschaften. „Es gibt denn doch Momente in dieser sonst so dunklen Zeit, die uns in erfreulicher Weise zeigen, daß der Eidgenosse den engherzig-konfessionellen Gesichtspunkt einem höhern, dem des gemeinsamen Vaterlandes, nachzustellen vermochte.“ Von

diesem Gedanken sind auch seine späteren Arbeiten, die er nach seiner Übersiedelung nach Basel veröffentlicht hat, erfüllt.

Im Jahre 1883 wurde Franz Fäh an die hiesige Realschule als Lehrer für Deutsch und Geschichte gewählt. 1896, nach dem Rücktritt des Schulinspektors Dr. J. W. Heß, übertrugen ihm die Behörden das Amt eines Schulinspektors der Knabenprimarschulen, nachdem er schon vorher das Inspektorat der Schulen von Riehen und Bettingen bekleidet hatte. Was Franz Fäh als Lehrer und Inspektor alles gewirkt und erreicht hat, das braucht hier nicht besonders hervorgehoben zu werden. Fachgenossen haben es an passendem Orte ausführlich getan. Was er aber als Historiker geleistet hat, das soll hier noch einmal im Zusammenhang gewürdigt sein.

Der Verfasser des Kluser Handels hat auch in spätern Jahren dem 17. Jahrhundert seine volle Aufmerksamkeit geschenkt. Einmal war es die Persönlichkeit des Solothurner Schultheißen Jakob vom Staal, die ihn in Anspruch nahm, bald aber wandte er sich dem hervorragendsten Politiker der damaligen Zeit zu, dem Basler Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein. Seine umfassenden Studien über diesen Mann hat Franz Fäh zusammengefaßt und niedergelegt in zwei Basler Neujahrsblättern. Hier hat er seiner neuen Heimat den besten Dank abgestattet für all das Gute und Schöne, das ihm Basel im öffentlichen und häuslichen Leben geboten hat. Im Rahmen seiner Zeit, die Franz Fäh wie kaum einem andern Forscher bis in alle Einzelheiten vertraut war, wird uns der Bürgermeister geschildert. Licht- und Schattenseiten in diesem bewegten Leben lernen wir genau kennen. Wettsteins große Erfolge, seine Klugheit und die Schlichtheit des Auftretens werden uns an Hand der unmittelbaren Berichte geschildert, seine vermittelnde Politik in dem durch konfessionellen Haß geteilten Vaterlande tritt uns lebendig vor die Augen, und das alles wird uns erzählt in einer Form, die den Leser sofort fesselt und ihm auch die verwickelten diplomatischen Verhältnisse verständlich macht.

Auch des Saganserlandes hat ob der Basler Forschungen der stets tätige Historiker nicht vergessen. So erschien im Jahrbuch der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft Bd. 19 und 20 eine eingehende Darstellung der Reformation in der ehemaligen gemeinen Herrschaft. Im Basler Jahrbuch von 1890 dagegen schilderte Fäh den Durchmarsch der Kaiserlichen von 1632, eine Gebietsverletzung, die unsere Stadt in große Verlegenheit gebracht hat.

Gegen Ende der neunziger Jahre rüstete man sich in Basel auf die bevorstehende Bundesfeier. Franz Fäh nahm an diesen Vorbereitungen den lebhaftesten Anteil. Er wurde Mitglied des Organisationskomitees und Präsident der Regiekommission. Als solcher hat er durch seine Umsicht und sein organisatorisches Talent vieles zum Gelingen des großartigen Festes vom 13. Juli 1901 beigetragen. Jene unvergeßlichen Tage waren auch für ihn Glanz- und Höhepunkte seines Lebens. Dazu kam als bleibende Leistung seine Abhandlung in der offiziellen Festschrift. Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges und des Absolutismus wurde Franz Fäh übertragen. Er verstand es, in präziser Weise die Stellung Basels diesen beiden Erscheinungen gegenüber zu schildern, wobei natürlich wiederum Johann Rudolf Wettstein der Mittelpunkt der Darstellung wurde. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erreichte die Beeinflussung durch Frankreich ihren Höhepunkt. Die Erbauung der Festung Hüningen und die Wirren von 1691 waren nicht zum geringsten die Frucht dieses Abhängigkeitsverhältnisses. Am Schluß dieser Periode aber konnte sich der Darsteller wieder freuen an der Gestalt des Bürgermeisters Hans Balthasar Burckhardt, der den Frieden zwischen den Eidgenossen nach dem zweiten Vilmerger Krieg vermittelte. Auch diese Arbeit Fähs zeigt uns Blatt für Blatt, wie sehr er sich in die Vergangenheit Basels hineingelebt hatte und welch feines Verständnis er den nicht immer ganz erfreulichen Zuständen entgegenbrachte.

Es sind dies die hauptsächlichsten historischen Arbeiten, die

Franz Fäh uns geschenkt hat. Dazu kommt noch eine kleinere Abhandlung über die Beziehungen Heinrich Pestalozzis zu Basel und einige Arbeiten, die der Schulgeschichte und der Gemeinnützigkeit angehören.

Wir hofften noch manches von ihm zu erhalten, wenn ihm etwas mehr Muße zuteil würde. Allein es sollte anders bestimmt sein. Seine große Arbeitskraft und Arbeitslust brachen zu früh zusammen. Die Arbeitslast, die er auf seine Schultern geladen hate, war auf die Dauer zu mächtig. Vergeblich waren die Mahnungen und Warnungen der besorgten Gattin; es trat eine merkliche Abspannung der körperlichen und geistigen Kräfte ein. Die gesuchte Erholung auf dem Lande brachte nur vorübergehende Besserung. Die Krankheit nahm in erschreckender Weise ihren Fortgang. Umschattet und düster waren die letzten Zeiten des Mannes, der stets so freundlich und klar, so umsichtig und so tätig gewesen war. Der Tod trat als Erlöser von schweren Leiden am 11. Mai 1907 ein.

Basel aber wird Franz Fäh stets dankbar sein für das viele, das er als Schulmann angestrebt und erreicht hat, für seine Tätigkeit auf dem Gebiet der Gemeinnützigkeit und des Volkswohles; ganz besonders aber ist ihm der Freund historischer Studien verpflichtet für alles, was er hier gewirkt hat. Er hat uns durch seine Darstellung unsern berühmten Staatsmann nahegebracht, hat uns mehr als einmal gezeigt, wie das Studium der Lokalgeschichte seinen innern Wert gewinnt, wenn der Forscher stets den Blick auf das Ganze gerichtet hat.





Das künstlerische Leben in Basel.

Vom 1. November 1908 bis zum 31. Oktober 1909.

Ein Rückblick auf Theater, Musik und bildende Kunst.

Von

Albert Geßler, Ernst Th. Markees und Robert Grüninger.

A. Theater.

Wir haben wieder ein Theater. Das Jahrbuch auf 1905 hatte von dem Brande berichten müssen, der in der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober 1904 unser Schauspiel- und Opernhaus in Asche legte. Endlich ist es wieder da, auf dem alten Platz, um einen Anbau vergrößert, sonst unser altes liebes Theater, aber mit allen neuzeitlichen Einrichtungen. Herr Architekt Fritz Stehlin-von Bavier hat uns diesen Um- und Neubau hingestellt, und Herr Direktor Leo Melitz, der in den fünf Jahren der theaterlosen Zeit in der Stille den neuen Fundus vorbereitete und schuf, hat ihm getreu zur Seite gestanden. Am 20. September 1909 ist das neue Theater eingeweiht worden; den obligaten Prolog hatte Dominik Müller (Pseudonym für Dr. Paul Schmitz) verfaßt; dann folgte als Festvorstellung Wagners „Tannhäuser“. Am Abend vereinigte ein Bankett Theaterkommission und Gäste; Reden brachten Dank und Hoffnung zum Ausdruck.

1. Schauspiel. Ein neues Theater bringt natürlich eine ganz neue, noch nicht eingespielte Schauspieler- und Sängertruppe vor die Zuschauer. Es wird darum von diesen anfänglich manches in den Kauf genommen werden müssen. Immerhin darf gesagt werden, daß gleich von Anfang an gute Vorstellungen herausgebracht worden sind, Novitäten zwar noch wenige; aber daran ist kaum die Theaterleitung, sondern die sehr unbedeutende dramatische Produktion unserer Zeit schuld. Als erste Neuheit gab's „Revolutionshochzeit", ein Theaterstück von Sophus Michaelis, als zweite „Die Liebe wacht" von de Flers und de Caillavet, als dritte „Vater und Sohn" von Esman, die erste und die dritte dänischen, die zweite französischen Ursprungs, die zweite und dritte hübsche Lustspiele. Deutschland kam in vierter Linie mit Ludwig Thomas „Moral", einem ulkigen Schwank. Gäste haben wir bis jetzt noch nicht gehabt, außer Franzosen; es spielte da zuerst die Gesellschaft der Madeleine Dolley vom Gymnase Henri Batailles „Femme nue"; dann kam, dargeboten von der Tournée Baret, das Drama „Connais-toi" von Paul Hervieu mit Herrn Paul Mounet vom Théâtre français als Gast; als drittes französisches Stück brachte uns Herr Baret die leichtfertige Komödie „L'Ane de Buridan" von de Flers und de Caillavet. — Im klassischen Repertoire empfingen wir zuerst „Iphigenie auf Tauris" von Goethe, dann Lessings „Emilia Galotti", dann — als eine wirkliche Hauptleistung — „Hamlet" auf einer neuen, geschickt arrangierten Shakespearebühne. Es folgten „Wilhelm Tell" und „Kabale und Liebe."

2. Oper. Nach der Eröffnung des Theaters durch „Tannhäuser" gab es an älteren Opern Mozarts „Zauberflöte", Beethovens „Fidelio", Ambroise Thomas' „Mignon", Lortzings „Zar und Zimmermann" in recht annehmbaren Darbietungen, unter gediegener musikalischer Leitung. Von Novitäten ist d'Alberts „Tiefland" über unsere Bühne gegangen. Die leichtere Muse der Operette hat in guten

„Fledermaus"- und „Boccaccio"-Aufführungen Huldigung empfangen.

Im Ganzen hat sich unser Theater sehr befriedigend angelassen. Auch das Abonnement ist bedeutend und dürfte, wenn sich die künstlerischen Verhältnisse zu größerer Reife werden gefestigt haben, auch für die Zukunft dem Theater treu bleiben.

B. Literarischer Abend.

Die Lesegesellschaft hat von der Veranstaltung literarischer Abende abgesehen. Hingegen hat dann Ernst von Possart einen solchen veranstaltet. Er gab Gedichte von Goethe, Heine, Schiller und zum Schluß ein Epos „Die Braut von Steyr" von Enrica Handel-Mazzetti.

C. Konzerte.

Die Allgemeine Musikgesellschaft gab wie gewohnt ihre zehn großen Symphoniekonzerte unter der Leitung von Kapellmeister Hermann Suter. Unter diesen sei gerne der Mendelssohnfeier bei Anlaß der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages des Meisters gedacht. In allen diesen Konzerten wirkte eine Anzahl namhafter Solisten des In- und Auslandes mit. Besondere Erwähnung verdient noch der Beethoven-Zyklus, eine Serie von vier populären Symphonieabenden, an denen je zwei Symphonien des Meisters zur Aufführung kamen, während die neunte Symphonie im Extrakonzert für die Pensionskasse des Orchesters zu Gehör gebracht wurde. Dem musikalischen Bedürfnis breiterer Volksschichten wurde durch die Veranstaltung von acht Volkskonzerten in weitgehender Weise Rechnung getragen. Diese Konzerte erfreuen sich großer Beliebtheit und sind für die musikalische Kultur in unserer Stadt von wirklicher Bedeutung. Über den mangelhaften Besuch der Kammermusikabende, die doch Vorzügliches in jeder Hinsicht bieten, klagt der Bericht der Gesellschaft mit Recht. Man dürfte von einem so zahlreichen musikalischen

Publikum, wie es in Basel sich vorfindet, mehr Interesse für diese feinste Blüte der Kunst erwarten.

Der Basler Gesangverein trat mit drei großen Choraufführungen vor die Öffentlichkeit. Im ersten kamen eine Reihe von Komponisten zu Wort: Berlioz mit seinem Te Deum; Fr. Klose mit einem kleinen Chor, Vidi aquam; von Liszt hörten wir den 13. Psalm, dann folgten noch kleinere Chöre von Brahms und Cornelius. Das zweite Konzert brachte uns Mendelssohns „Elias", das dritte Händels „Israel in Ägypten".

Auf dem Gebiete des Männergesanges entfalteten die Basler Liedertafel und der Basler Männerchor eine rege Tätigkeit. In ihren Konzerten brachten sie eine Anzahl kleinerer Chorwerke mit und ohne Orchesterbegleitung; auch das eigentliche Volkslied wurde dabei, wie sich's gehört, nicht vernachlässigt. All diese Vokalkonzerte standen ebenfalls unter der Leitung von Kapellmeister Hermann Suter.

Außerdem fanden eine große Anzahl von Solistenkonzerten meist von auswärts zugereister Künstler statt. Unter diesen sei besonders die Quartèttmatinée von Henry Marteau und seinen Kunstgenossen genannt.

D. Malerei und Plastik.

Der Ausstellungswinter begann mit einer Kollektion von Bildern französischer Impressionisten, unter denen die bekannten Meister Manet, Monet, Degas, Renoir, Pissaro, Sisley u. A. mit charakteristischen Bildern vertreten waren. An sie schlossen sich Werke von Jüngern an, Malern, die zum Teil noch suchen, solchen, die den Weg (die Technik) für das Ziel halten und solchen, die bereits den Ausdruck für ihr Empfinden und Schauen gefunden haben. Der vordere Teil des Saales war Bildern von Girolamo Varese, Paul Ravenstein und L. Zorn, Landschaftern, eingeräumt. Eine ganze Wand nahm Eugène Burnands Passionsbild „La voie douloureuse" ein. Vom selben Künst-

ler bot der untere Saal 64 große, zum Teil kolorierte Zeichnungen dar, Illustrationen zu den Gleichnissen Christi, sämtlich interessante Blätter, denen unser Publikum große Aufmerksamkeit schenkte.

Dann kam die Weihnachtsausstellung der Basler Künstler. Es war von der Jury streng gesichtet worden, so daß die Veranstaltung etwas weniger marktmäßig war als früher. Es gab zunächst gute Porträts von Hermann Meyer, Karl Dick, Frau Wagner-Grosch, Franz Krauß, Albert Kohler, Max Bucherer, Selma Levaillant, Emmy Imhoff, J. B. Weißbrod und Fritz Burger. Im Genrefache ragten neben einem Interieur von Alfred Peter, der auch feine Exlibris ausgestellt hatte, Bilder von Fritz Mock, E. Beurmann und Burkhard Mangold hervor; Mangolds Traumstück „Iris“ ist in die Sammlung des Kunstvereins übergegangen. „Genre“ gaben ferner Marguerite Tissot, Frau Abys-Lotz, Christian Öhler und Jean Kern, Stilleben boten Maria La Roche, Frau Haßler-Ernst, Frau Hollenweger-Merian, Frau Reinle, Frau Berlinger, Erica v. Kager, Frau v. Wrangel und Charles Bulffer. Interessante Zeichnungen, zum Teil farbig, sah man von Frau Iselin-Häger, von Theodor Barth und von Werner Koch. — Die Hauptmasse der Ausstellung waren Landschaften. Es ragte ein Sandreuter weit hervor. Dann kamen Jura-Landschaften von Emil Schill und Wasser-, Ufer- und Bergdarstellungen — zum Teil in Pastell — von Carl Theodor Meyer. Auch Lorenz Rüdisühli war mit zwei Bildern vertreten. Gottfried Herzig bot Alpenscenerie, ebenso Otto Mähly, der in Aquarellen auch den Jura darstellte. Aquarell war überhaupt viel gemalt worden: Adolf Joseph Meyer, H. Neukomm, Karl Schneider, Adolf Siegrist, Karl Roschet, Ernst Breitenstein, Louis Dischler, Arnold Fiechter, Arthur Riedel, Charlotte Weiß, Julius Moos, Emil Gysin, Walther Enholtz, und Alb. Wagen

hatten eine Fülle von zum Teil sehr frisch angepackten Bildern zu zeigen. Weitere vorzügliche Landschaften boten N. Donzé, J. J. Lüscher und Ed. Niethammer; es sind Basels „Junge“, die nach und nach zur Klärung ihres energischen Wollens gelangen. Von ältern Künstlern malten Wilhelm Degoumois und Alfred Chatelain das Meer, dieser auch ein paar Heimatbilder. Andere Landschaften waren von Rinderspacher, Jos. Schönenberger, Rudolf Dürrwang, Emil Alder, Paul Kammüller, Fritz Voirol, August Bauer, Jakob Wagner, Hannah Preiswerk, Marie Lotz, Minna Siebenmann, Hedwig Thoma, Marie Stückelberg, Louis Bürgi, Albrecht Mayer, O. Roos, Hermann Morstatt, Karl Bernoulli, Adolf Kron und Eduard Völlmy ausgestellt. Radierungen gab die auch als Kunstgewerblerin geschmackvoll tätige Marey Schider, ferner Ernst Buchner, eine Steinzeichnung Marie Buxtorf, eine dekorative Zeichnung Emanuel Bürgy. — In der Plastik hatte Frau S. Burger-Hartmann eine Bronzestatuette und glasierte farbige Terrakotten zu zeigen. Porträtbüsten boten August Heer und Vogt-Ammann, stilvolle Plaketten, Medaillen und Becher Hans Frei. Wilhelm Balmer (Liestal) hatte Blumenvasen, Emanuel Steiner Bucheinbände ausgestellt.

Es folgte — im Februar — eine Ausstellung mit ein paar kleinen Sonderkollektionen: Jakob Herzog aus Veltheim hatte frische lebensvolle Landschaften und ein paar originelle Figuren, Erna von Parseval in Baden-Baden holländische Landschaften, Paula Häberlin in Aesch farbig delikate Figuren, kräftige Stilleben und feintonige Landschaften, U. W. Züricher breitflächige Landschaften in Öl und Aquarell zu zeigen. Einzelnes hatten Hermann Frobenius in Pasing, J. Heffner in Freiburg, Frau Mary Cläßen in Stuttgart, Hilda Weigelt in München und Karl Böhme in Karlsruhe ausgestellt.

Im März konnte man in der St. Johannvorstadt eine

Ausstellung der Malerschule Hermann Meyer sehen; sie bot sehr interessante Studien und fertige Gemälde, vornehmlich Figuren, von Karl Dick, J. J. Lüscher, Otto Roos, Germaine Stern, Esther Socin, Hedwig Thoma, Frau Haßler-Ernst und Hermann Meyer selbst.

Im März hatte ferner „Die Walze" ausgestellt, d. h. ein Verein schweizerischer graphischer Künstler. Leider hat die Ausstellung nur ganz kurze Zeit gedauert, sonst hätte sich wohl das Publikum eingehender damit beschäftigt. Es waren eine Menge vorzüglicher Blätter in Radierung, Holzschnitt und Steindruck ausgestellt. Viele stammten von Damen: Maria La Roche (Basel), Anna Spühler (Aarau), Martha Cunz (St. Gallen), Martha Sigg (Zürich), Gertrud v. Escher (Zürich), Sophie v. Wyß (Zürich) und Hedwig Dahm. — Eine Malerin, Alice Joß, hatte groß geschaute Stilleben da. Meist vorzügliche Blätter waren ferner die Arbeiten von Albert Welti, Ernst Kreidolf, Hans Beat Wieland, Carl Theodor Meyer, Ad. Thomann, Otto Gampert, Plinio Colombi, Emil Anner, Theodor Barth, Max Bucherer, Ernst Würtemberger, F. Gilsi, Franz Gehri, Burkhard Mangold, E. Geiger, Karl Liner, Oskar Tröndle und Paul Klee.

Im April kam die Turnus-Ausstellung des Schweiz. Kunstvereins. Auch für sie hatte eine ernste Jury gewaltet; mehr als die Hälfte des Eingesandten war zurückgewiesen worden. So bot sie großenteils Erfreuliches, wenn auch nichts besonders Hervorragendes dar. Von Baslern waren Hans Beat Wieland, Carl Theodor Meyer, Emil Schill, R. Donzé, P. Burckhardt, H. Meyer, Ed. Niethammer, Jakob Wagner, Joseph Schönenberger, Arnold Fiechter, Fritz Mock, Julius Moos, Adolf Siegrist mit Landschaften, Alfred Peter mit zarten Holzschnitten, Paul Flury mit feinen Radierungen, Karl Dick, J. J. Lüscher, Rudolf Dürrwang, Eugen Ammann mit zum Teil ausgezeichneten Porträts, Paula

Häberlin (Aesch), Emil Beurmann und Ernst Breitenstein mit Genrebildern, Aug. Heer und Hans Frei mit Skulpturen vertreten.

Der Mai brachte nicht weniger als drei Kunstausstellungen: Im Oberlichtsaale der Kunsthalle waren 42 Bilder belgischer Künstler zu sehen, sämtlich bemerkenswerte Arbeiten; das Beste davon waren fünf Radierungen von Fernand Khnopff. Im untern Saale waren Bildhauerarbeiten und Gemälde von Prof. Arthur Volkmann (Rom), W. v. Wasielewski und dem Medailleur Rud. Pauschinger (Schwäbisch-Gmünd) ausgestellt. — Endlich gab es im Lokale der Basler Künstlergesellschaft eine Separat-Ausstellung von Bildern und Studien der Mitglieder Carl Theodor Meyer, Burkhard Mangold, Emil Schill, Emil Beurmann, Fritz Burger, Wilh. Balmer, Max Buri, Albr. Mayer, A. Siegrist, G. Herzig, F. Mock und Robert Strübel.

Im Juni sah man im untern Saale kraftvolle Figurenbilder von Hans Alder (Obstalden), farbige Stilleben von Hans Brühlmann (Amriswil), dekorative Landschaften von Fritz Voirol (München), Karikaturen von Mela Kohler (Wien), vor allem farbig sehr feine und lebendige Landschaften von Maria Gundrum (Basel); im Oberlichtsaal war der beachtenswerte Nachlaß des Genfers Léon Gaud ausgestellt; daneben gab es Genrebilder und Landschaften von Paul Segisser (Karlsruhe), ein Genrestück und ein Porträt von M. Corradini und Landschaften von Walter Lilie (Zürich). — Gleichzeitig waren in der Bildergallerie des Kunstvereins die Resultate einer Konkurrenz ausgestellt, die zur Erlangung einer Ansicht von Basel für den Bundesbahnhof unter Basler Malern ausgeschrieben worden war; sieben Entwürfe waren eingelangt; vier Künstler sind prämiert worden: Paul Burckhardt und Emil Schill mit ersten, Paul Kammüller und Numa Donzé mit zweiten Preisen.

Im Juni hatten sich in früheren Jahren die Pforten der Kunsthalle für den Sommer geschlossen. Diesmal wollte man sehen, ob sich nicht auch für die warmen Monate Ausstellungen arrangieren ließen. Der Eifer, mit dem dies geschah, ist sehr dankenswert; ob ihm der Erfolg so entsprochen hat, daß die Einrichtung in künftigen Sommern wird beibehalten werden können, dürfte fraglich sein.

Zuerst sahen wir Aargauer Maler, deren Art meist an der bernischen, sog. neu-schweizerischen, geschult ist; hell, hart, flach, farbig ist die Tendenz, und es wird dabei Gutes geleistet, im Landschaftlichen namentlich. Voran steht Max Burgmeier, der am wenigsten nach dem jungschweizerischen Regelbuche malt und darum als der eigenartigste erscheint. Dann Ernst Bolens, Jakob Wyß, Hans Steiner, Guido Frey, Charles Welti, Adolf Weibel, Gerhard Bühler, Otto Ernst, Otto Wyler und Ernst Geiger. Nicht alle diese malen „neu-schweizerisch“, alle jedoch streben nach Einfachheit und Klarheit, den besten Tugenden jeder echten Schweizerkunst.

Im August gab es eine Ausstellung der Société internationale de la gravure originale en noir in Paris. Es war manches originelle, auch manches bloß geschickt behandelte Blatt ausgestellt.

Im September waren im Oberlichtsaal der Kunsthalle auf kurze Zeit Bilder von Hilda Weigelt (München), Hans Brünner (Karlsruhe), Karl Banzer, sowie der italienischen „Pittori divisionisti“ mit dem Nachlaß des Schweizers Emanuel Schaltegger (1857—1909) vereinigt. Schaltegger ragte weit hervor. Im untern Saal gab's interessante Holzschnitte von Karl Thiemann in Dachau.

Vom 26. September bis zum 20. Oktober war eine Ausstellung der Basler Künstlergesellschaft zu sehen. Sie bot wenig, aber Gediegenes von Burkhard Mangold, Fritz Völlmy, C. Th. Meyer (Basel), Hans Lendorff, Eugen Ammann, Christoph Öhler, Robert Strübel,

Rud. Dürrwang, Paul Kammüller, Ernst Breitenstein, Emil Schill, Rud. Löw, E. Beurmann, H. B. Wieland, Franz Krauß, Gottfried Herzig, W. Degoumois, Emil Alder, Wilhelm Balmer, Albr. Mayer, Ad. Siegrist, Otto Mähly, Fritz Mock, Jakob Wagner, Hans Süffert, Ed. Völlmy, Albert Wagner, Jakob Billeter, Amélie Mons-JmHof, August Heer, Jakob Hofmann und Hans Frei. Im untern Saale war der Entwurf des Architekten Eduard Linder zu einem Nationaldenkmal in Schwyz ausgestellt.

Vom 1. bis zum 17. Oktober hatte in der Aula der obern Realschule der Zeichnungslehrer Hermann Hinderling eine Sonderausstellung seiner Gemälde veranstaltet.

Den Schluß des außergewöhnlich reichen Kunstjahres bildete eine Ausstellung, die sich Salon français nannte und von Herrn Marc-Dardouville in Paris arrangiert war. Sie umfaßte Werke der jüngsten französischen Salons (125 Bilder und Radierungen, 18 Skulpturen) und bot ein anziehendes Bild vorzüglichen französischen Könnens dar.

E. Architektur.

Wenn durch die nachstehenden Zeilen eine kurze Übersicht der künstlerischen Tätigkeit auf dem Gebiete der Architektur in unserer Stadt während des vergangenen Jahres gegeben werden soll, so geschieht es an Hand einiger Beispiele, die im folgenden aufgeführt werden. Es ist hier nicht der Platz, im einzelnen Kritik zu üben, sondern nur auf die geleistete Arbeit aufmerksam zu machen; der Leser mag selber an Ort und Stelle darüber urteilen, ob Fortschritte auf dem Gebiete zu konstatieren sind.

Auch dieses Jahr wieder wurde am Marktplatz, von wo aus wir unseren Streifzug durch die Stadt antreten wollen, eifrig gebaut, und es wird dort wohl nicht sobald mit dem Bauen ein Ende haben, bis dem Platz seine endgültige Gestaltung gegeben ist.

Es ist anzuerkennen, daß sich die Behörden bestreben, dahin zu wirken, daß am hauptsächlichsten Platz der alten Stadt neben dem schönen gothischen Rathausbau und der in eigenartigem deutsch-italienischem Renaissancestil gehaltenen Fassade der Geltenzunft würdige Nachbarbauten errichtet werden.

Vor ungefähr Jahresfrist wurde vom Regierungsrat eine Konkurrenz unter Basler Architekten ausgeschrieben zur Erlangung von Plänen über die einheitliche architektonische Ausgestaltung der Fassaden des Baublockes Hutgasse-Marktplatz-Sattelgasse-Glockengasse. Es erhielten damals einen ersten Preis die Architekten Widmer & Erlacher, einen zweiten Preis Architekt Max Alioth und einen dritten Preis Architekt H. Hindermann.

In Anlehnung an den erstprämierten Entwurf sollen nun die Fassaden des genannten Baublockes durchgebildet werden.

Wo die jetzigen Neubauten stehen, zog sich die alte Häuserfront von der Ecke Hutgasse in leichter Kurve nach der Sattelgasse hinein. Diese Baulinie war bedingt durch die ehemalige höchst malerische und reizvolle durch die Verhältnisse bedingte Gestaltung des alten Marktplatzes. Es sei hier noch kurz der hübschen, spät-gotischen Fassade eines der abgetragenen Häuser gedacht als interessanten Beispiels eines spätmittelalterlichen, städtischen Bürgerhauses mit Krämerladen neben der Haustüre und vielteiligen Fenstern mit fein profilierten Umrahmungen in den obern Geschossen.

Die zur Zeit dort im Rohbau fertigen Neubauten sind: links das Haus Marktplatz Nr. 18. Die Architekten La Roche, Stähelin & Co. haben hier durch die starken Horizontalen des weitvorspringenden Dachgesimses und der Balkone die große Höhenwirkung der Fassade angenehm gemildert, und ein sehr lebendiges Bild gibt der helle intensiv gelbe Jaumontstein mit dem bunt bemalten Dachhimmel.

Nach der Sattelgasse hin schließen sich dann drei weitere Häuser an, Marktplatz Nr. 19 und Sattelgasse Nr. 1 und 3 (Architekt Heinrich Flügel). Diese ganze Gruppe zeigt

eine einheitliche Fassadengestaltung entsprechend dem erstprämierten Entwurf in genannter Konkurrenz, allerdings nicht ohne wesentliche Abänderungen. Die Architektur, in hellgelblichem Dürckheimerstein ausgeführt, wirkt durch Form und Farbe sehr malerisch.

Es ist erfreulich, daß durch alle diese vier Bauten unser neuer Marktplatz wieder um ein großes Stück guter Architektur reicher geworden ist; wenn trotzdem leider kein dem alten Marktplatz ebenbürtiges Stadtbild geschaffen werden kann, so ist dies nicht die Schuld der architektonischen Durchbildung der Fassaden, sondern, wie fast überall, der Baulinienführung, deren Festsetzung noch aus einer Zeit stammt, da bei der Projektierung von Straßen eben so wenig Rücksicht darauf genommen wurde, ob der Straßenzug künstlerisch befriedigend sei, als auch, ob die verbleibenden Terrainabschnitte rationell und architektonisch günstig zu überbauen seien. Straßenanlagen wie solche zwischen dem alten und dem neuen badischen Bahnhof sind nun leider auf alle Zeiten durch Großratsbeschluß festgelegt.

Das Haus „zum Tanz" (Architekt A. Romang) an der Eisengasse, Geschäftsräume der Firma Wormann Söhne enthaltend, hat in diesem Jahr seine endgültige Fassadenausbildung erhalten. Die dunkelgrau polierte Steinplattenverkleidung der Erdgeschoßpfeiler, die starkfarbige Firmatafel, die großen Auslagefenster mit dem Vielartigen, Bunten der ausgestellten Gegenstände, dies alles wirkt auffallend und zieht den Blick des Vorübergehenden sofort auf sich; um eine günstige Übersicht des ganzen Baues zu erhalten, gehen wir am besten auf die Mittlere Rheinbrücke, von wo er im Straßenbild der Eisengasse ruhig und dominierend wirkt.

Ein Rohbau rechts in der Marktgasse fällt dem von Kleinbasel Kommenden ebenfalls sofort in die Augen, es ist der zukünftige Gasthof zur Blume in modern angehauchten Jugendstilformen, welche in der grotesken Silhouette der Giebelmauern treffend gezeichnet sind (Architekt

Pfrunder). Es wäre vielleicht bei diesem Bau etwas mehr Rücksicht auf den angrenzenden Bau der Börse geboten gewesen.

Ein großes Geschäftshaus für die Herren Gebr. Clar ist an der Marktgasse-Tanzgäßlein-Eisengasse im Werden begriffen (Architekt F. Stehlin). Der eine Teil davon an der Marktgasse ist im Rohbau fertiggestellt, später, nach Vollendung des ganzen Hauses, soll an dieser Stelle eingehender darüber berichtet werden.

Bevor wir unsern Weg über den Marktplatz zurück die Stadt hinauf nehmen, werfen wir einen Blick auf den neu aufgestellten Fischmarktbrunnen. Da der alte Fischmarkt als Platz ein Opfer der „Korrektion" der innern Stadt geworden und zu einem bloßen Kreuzungspunkt von Straßenzügen herabgesunken ist, konnte der ehemalige Standort des Brunnens nicht mehr beibehalten werden. Die Frage über die Richtigkeit der jetzigen Aufstellung sei hier offengelassen, es wurde seinerzeit viel darüber verhandelt; der neue buntbemalte Brunnenstock, eine Kopie des nun im Historischen Museum stehenden Originals, ist eine handwerklich tüchtige Leistung des Bildhauers Hym.

In der Falknerstraße sei das Geschäftshaus der Firma Seligmann kurz erwähnt (Architekten Bernoulli, Wenk & Co.), das im verflossenen Jahr vollendet und bezogen wurde, eine Besprechung darüber findet sich schon im letztjährigen Bericht.

Von Architekt R. Sandreuter ist an der Streitgasse 10 ein Neubau in der Ausführung begriffen, der im gegenwärtigen Zustand vor allem durch den ansehnlich dimensionierten Unterzug über der Ladenöffnung des Erdgeschosses und Entresols auffällt. Später wird wohl ein einziges großes Schaufenster neben der Haustüre die ganze Breite der Liegenschaft in Anspruch nehmen. Über den Geschäftsräumen der untern Geschosse sind Wohnungen eingerichtet, was natürlich eine nur durch verhältnismäßig kleine Öffnungen unterbrochene Mauer an der Straßenseite bedingt. Der Architekt hat im vorliegenden Fall seine Hausteinfassade mit dem aus der Mitte

geschobenen Erker kühn auf den schweren Unterzug gesetzt, fürs Auge ohne weitere Unterstützung; über die Fassadenkomposition kann jetzt noch nicht geurteilt werden; es ist die endgültige Gestaltung abzuwarten. Wenn wir vor diesem einfachen Bau etwas länger verweilen, so geschieht es nur, um den Laien auf das architektonisch stets so schwierig zu lösende Problem aufmerksam zu machen: die Vereinigung von Geschäfts- und Wohnhaus unter einem Dach, eine eigentlich moderne Aufgabe für den Architekten, die ihn stets zu neuen Lösungen reizen wird.

Einige Schritte weiter in der Streitgasse an der Ecke der Freienstraße, finden wir ein weiteres Beispiel der eben besprochenen Häusergattung: der Eckbau Freiestraße 62 (Architekt L. Friedrich) auf einem Bauplatz von nur 67 m² Inhalt; bei einem event. Anbau längs der Streitgasse wird sich das Koulissenartige des Baues wohl verlieren.

Auch dieses Jahr dürfen wir nicht unterlassen nach dem Münsterplatz zu gehen, um zu sehen, was im Domhof unter der geschickten künstlerischen Leitung von Hochbauinspektor II Th. Hünerwadel Neues entstanden ist. Es handelt sich hier hauptsächlich um den innern Ausbau des alten Domhofes, dessen äußere Umgestaltung schon vor Jahresfrist fertiggestellt worden ist; einzig die Planierung im Hofraum selbst und die dort vor die Gebäudetrakte gelegten kleinen Terrassen sind neueren Datums.

Die beiden Monumentalbauten: das neue Verwaltungsgebäude des Schweizer. Bankvereins (Architekten Suter & Burckhardt) und das Theater (Architekt F. Stehlin) sind vor kurzer Zeit ihrer Bestimmung übergeben worden. Sowohl das eine wie das andere Bauwerk ist nach seiner Bedeutung in der äußeren Erscheinung schon in früheren Berichten an dieser Stelle gewürdigt worden, und im übrigen wurde durch die Presse eingehend darüber referiert, so daß wir uns hier einer nochmaligen Besprechung enthalten können. Die meisten Leser werden übrigens schon Gelegenheit gehabt

haben, einen Blick in die vornehm und stilvoll ausgestatteten Bureaux, Empfangszimmer und Sitzungssäle des Bankgebäudes zu tun, und in die, soweit dem Publikum zugänglichen, Theaterräume.

Wir nehmen unsern Weg über den St. Albangraben, einen der wirkungsvollsten und charakteristischsten Straßenzüge Basels, nach der Dufourstraße. Dort ist eine bedeutende Wohnhausanlage mit Stallungen und sonstigen Nebengebäuden im Rohbau vollendet. Ein einfaches, hohes, mit alten Ziegeln eingedecktes Walmdach über dem Hauptbau verleiht dem Ganzen ein ebenso wohnliches als großzügiges Aussehen, und die mächtige Krone einer alten Platane wirft ihre spielenden Schatten über Haus und Hof. Wir sind gespannt, wie dieses Werk von Architekt F. Stehlin weiter durchgeführt wird.

Im Brunngäßlein sei der Neubau des Schweizerischen Typographenbundes erwähnt (Architekt R. Sandreuter).

Auf dem Aschenplatz ist endlich nach langer, und für jeden Vorübergehenden sehr unangenehmen Bauperiode Ruhe eingetreten.

Der Trambahnhof, dessen Anlage früher viel Bedenken erregt hat, wurde vollendet. Der gegenwärtige Zustand des Platzes wird wohl manchen Gegner wieder versöhnt haben und kann jedenfalls den Vergleich — wie sich ein witziger Mund äußerte — mit der früheren Botenwagenstation und dem öden „St. Jakobsfestspringbrunnen" ruhig aushalten. Der Architekt Jul. Kelterborn hat das Stationsgebäude, das im Untergeschoß bequeme Abortanlagen, Toilettenräume, die Heizung usw. und im Erdgeschoß einen geräumigen Wartesaal, ein Bureau mit Aufenthaltszimmer für das Personal enthält, möglichst in die Umgebung, die im ganzen wenig Beziehung mehr zum alten Basel hat, hineinzupassen versucht. Der in einfachen, modernen Formen gehaltene kreuzförmig angelegte Bau ist in hellen Hausteinen ausgeführt; das in Eisenbeton konstruierte Dach mit Schiefer eingedeckt; Glasvordächer und

der lange überdachte Perron gewähren beim Abwarten der Züge Schutz gegen ungünstige Witterung.

Wie schon im vorletzten Jahr ist auch im verflossenen eine wenig rege Bautätigkeit im St. Albanquartier zu konstatieren. Durch die Notiz im letzten Jahrbuch und durch die Verhandlungen an maßgebender Stelle ist bekannt, daß der alte Letziturm wieder in guten Stand gestellt wurde und seine Umgebung eine dem malerischen Bauwerk entsprechende Umgestaltung erfahren haben soll. Leider ist diese Umgestaltung der Umgebung hier nicht günstig ausgefallen und mag für die Zukunft als Warnung dienen.

Wenige Schritte die Engelgasse hinaus treten wir vor eine freundliche und wohnlich blickende Fassade mit grünen Auslegeladen; es ist das gänzlich umgebaute Wohnhaus Nr. 7; der durch einen Giebel gekrönte neue Dachaufbau bildet einen diskreten Schmuck des Äußern (Architekten La Roche, Stähelin & Co.).

Erst wenn wir die ganze Engelgasse hinausgewandert und links in die Wartenbergstraße eingebogen sind, treffen wir eine weitere Baustelle. Die beiden neuen Einfamilienhäuser Nr. 17, durch die Architekten Bernoulli, Wenk & Co., Nr. 19, durch den Schreiber dies erstellt, mit einheitlich gebildeten Fassaden, wirken lebhaft durch die farbige Behandlung des Äußern sowohl der Straßen- als auch der Gartenseiten; einen etwas ländlichen Zug, der aber dort an der Peripherie der Stadt berechtigt erscheint, tragen die vor kurzem bezogenen Häuser an sich.

Gegenüber ist eine Gruppe von fünf Einfamilienhäusern nach Entwürfen der Architekten Suter & Burckhardt im Bau. Die Fassaden sind in einem etwas frei behandelten Louis XVI. Stil gehalten; das Dach ist mit den jetzt sehr beliebten dunkelbraun engobierten Biberschwänzen gedeckt; es wird dieses Ziegelmaterial von den Ziegeleien seit einiger Zeit in verschiedenen Farbnuancen hergestellt.

Eine weitere interessante Baugruppe bildet die neue Reitbahn mit Stallgebäuden für die Reitbahngesellschaft St. Jakob

an der Großpeterstraße, ausgeführt durch die Architekten Bernoulli, Wenk & Co.

Ueber die Mönchensteinerbrücke führt uns der Weg ins Gundeldingerquartier, östlich der Thiersteinerallee bis zum Dreispitz sieht man an verschiedenen Orten Neubauten entstehen, meist einfache Miethäuser; weiter durch die schattige Gundeldingerstraße, wo der Bestand von alten Bäumen den Spaziergänger immer wieder erfreut, vorbei an den sich gegen die Höhe des Bruderholzes hinaufziehenden ausgedehnten Gartenkomplexen der dortigen Landgüter, suchen wir am Batterieweg die noch nicht ganz fertiggestellten Einfamilienhäusergruppen auf, erstellt nach Entwürfen von Architekt E. Heman. Eine weitere Gruppe von Architekt Mallebrein findet sich am Amselweg. Es ist durch diese Art Villenkolonie ein hübscher Anfang gemacht worden zur weiteren Bebauung des durch seine landschaftlich schöne Lage ausgezeichneten Bruderholzplateaus. Der Neubau, den der Allgemeine Konsumverein für sein Milchgeschäft durch Architekt R. Pfrunder errichten ließ, ist nun vollendet. Das stattliche Magazingebäude wird durch einen weiten Hofraum auf drei Seiten umgeben; weite Einfahrten an der Sempacherstraße und Gempenstraße vermitteln einen ungehinderten Verkehr aller Fuhrwerke, und auch das alte Wohnhaus gegen den Winkelriedplatz hat ein neues Kleid erhalten. Die ganze Anlage entbehrt nicht eines großartigen und imposanten Zuges, wie er solchen großen industriellen Anlagen, sofern sie mit architektonisch gutem Geschmack, wenn auch nur als reine Nutzbauten ausgeführt, eigen ist. Im vorliegenden Fall ist durch den stark farbigen Putz viel zu einem günstigen Aussehen getan.

Erwähnenswert ist in dieser Gegend noch der Neubau der Aktienbrauerei Feldschlößchen, Hochstraße Nr. 89, als Abschluß der linken Häuserreihe gegen die zukünftige Bruderholzstraßenbrücke. Das Haus enthält im Parterre Wirtsstube mit Nebenzimmer, gegen die Bahn ist ein kleines Gärtchen gelegen, in den obern Etagen sind Wohnungen (Architekt R. Sandreuter).

Ein kleines Werk von Architekt J. Kelterborn, im Auftrage des städtischen Elektrizitätswerkes entworfen, sei hier nicht vergessen, die Transformatorenstation auf dem Winkelriedplatz. Wieder ein hübsches Beispiel dafür, daß auch untergeordnete kleine Bauten und irgendwelche, dem öffentlichen Bedürfnis dienende Objekte, wie Plakatsäulen, kleine Brunnen, elektrische Leitungsmasten usw. usw. gegebenenfalls wohl wert sind, mit etwas gutem Geschmack ausgeführt zu werden; wie beleidigend solche Sachen oft wirken, kann man in unserer lieben Stadt Basel auf Schritt und Tritt erfahren.

Ein großes Wohnhaus mit drei Logis wurde an der Dornacherstraße Nr. 37 von der Firma J. Stamm-Preiswerk Wwe. erbaut. Es mag von Interesse sein, zu erfahren, daß der ganze Bau in Eisen und Beton erstellt ist; der stark farbige, gelbe Fassadenputz ist als grober Kellenwurf aufgetragen, und die Holzteile am Äußern sind lebhaft bemalt.

Über den Viadukt wenden wir uns dem äußern Steinen-, dem Spalen- und St. Johannquartier zu. Bei der Pauluskirche ist man immer noch rege mit Bauen beschäftigt, aber doch Jahr für Jahr weiter nach außen; nahe dem Ring sind nur noch wenige Bauplätze frei.

Vor allem fällt das große Eckgebäude (Architekten Gebr. Stamm) südlich der Zufahrt zum Viadukt auf, welches im letztjährigen Bericht seine Würdigung fand; es ist nun bewohnt, und im Erdgeschoß sind die Ringhallen mit Erfrischungsraum, ein Zweiggeschäft der Zentralhallen, installiert, eine kleine Terrasse auf dem Vorgartenareal ladet im Sommer zum Verweilen ein.

Eine wirkungsvolle Baugruppe wird nach seiner Vollendung das Doppelhaus Ecke Paulusgasse und Arnold-Böcklinstraße von Architekt A. Romang bilden.

Ein großes, einfaches, mit roten Ziegeln gedecktes Mansardendach, weißer körniger Putz und stark gelbe Hausteinpartien verleihen den drei Einfamilienhäusern Arnold-Böcklinstraße Nr. 38—42 mit den beiden flankierenden Erkern und

mit der durch wenig plastischen Schmuck ausgezeichneten Haustüre des Mittelhauses ein freundliches Aussehen (Architekten Bernoulli, Wenk & Co.).

An der Neubadstraße fesseln die beiden, jetzt fertiggestellten Häuser von Architekt Dettwiler durch die farbigen Fassaden den Blick, und sehr ansprechend wirkt das Einfamilienhaus Nr. 5 von Architekt Neukomm mit der heimeligen Fensterreihe im ersten Stock und den drei koketten Dachluken.

Verschiedene weitere Bauten in dortiger Gegend, teils erst begonnen, teils schon eingedeckt, sind an der Therwiler-, Arnold Böcklin-, Neubad-, Bundes-, Kluser- und Rütimeyerstraße in Ausführung begriffen und versprechen nennenswerte Beispiele für das nächste Jahrbuch zu werden, wo dann auch die zukünftige Eigenheimkolonie an der Reiterstraße hinter der Schützenmatte ihre Würdigung finden wird.

Von der äußern Bachlettenstraße herunter, über das grüne Dach der Raubtier- und Amphibienbehausung weg, erblicken wir im Zoologischen Garten ein im Rohbau fertiges neues Tierhaus; es sollen dort Antilopen und — wie es heißt — auch Giraffen ihre Unterkunft finden. Die Pläne dazu wurden durch Architekt F. Stehlin und Ingenieur E. Riggenbach ausgearbeitet.

Beim Hasenberg, an der Holbeinstraße, bilden die neuen Wohnhäuser der Gebr. Stamm, vornehmlich das südlichste Haus mit seinem runden, turmartigen Vorbau einen günstigen Abschluß der Feierabendstraße; wie wertvoll solche geschlossene Straßenbilder sind, zeigt dieser Fall deutlich, wo ein bisher ziemlich monotoner Straßenzug durch einen einfachen Bau als Abschluß das Langweilige des früheren Aspektes verloren hat; ein bekanntes, aber bei der Anlage der Stadterweiterung in den letzten Jahrzehnten leider wenig berücksichtigtes Faktum.

Durch die Synagoge dem Vorübergehenden einstweilen noch ganz verdeckt, baut an der Leimenstraße die israelitische Gemeinde ein Gemeindehaus mit Betsaal und Abwartwohnhaus (Architekt F. Stehlin). Im nächsten Jahr soll das

Gemeindehaus durch Abbruch des Hauses Eulerstraße 6 freigelegt werden.

Kommen wir dann wieder hinaus an den Spalenring und verfolgen diesen weiter, so fallen uns dort vor allem auf: der Neubau Ecke Spalenring-Thannerstraße und derjenige an der Ahornstraße, welcher sich einstweilen durch seine ansehnlichen Dimensionen und die eigenartige Anlage — der Grundriß bildet eine gegen Süden offene Hufeisenform, wobei der verbleibende Hofraum im Erdgeschoß durch Geschäfträume überbaut ist — auszeichnet. Im übrigen sind diese Bauten noch nicht so weit vorgeschritten, daß sie schon dieses Jahr für uns in Betracht fallen.

Der reiche Schulhausbau an der Straßburgerallee von Architekt Hochbauinspektor J. C. Leisinger, mit seinem hochragenden, in wertvollem schönen Kupferblech erstellten Uhrturm und den letzten Sommer noch angebauten Vorhallen ist nun bald vollendet und wird ein sprechendes Zeugnis für unsere hohen Behörden werden, wie sehr weitgehend ihre Fürsorge für die liebe Jugend ist.

Etwas beschränkter in den Mitteln war man bei dem Neubau eines Chemiegebäudes für die Universität der Stadt Basel; die neuen Laboratorien helfen nun einem seit Jahren schreienden Bedürfnis der in unserer Stadt Chemiestudierenden ab. Man war diese Tat dem guten Ruf der altehrwürdigen schweizerischen Universität, die nun ihr 450jähriges Jubiläum feiert, und der Wissenschaft überhaupt schuldig. Architekt Th. Hünerwadel hat mit Geschick und mit großer Zurückhaltung eine in Form, Farbe und Material befriedigende Lösung der wohl etwas undankbaren und trockenen Aufgabe gefunden. Es ist ein einfacher Putzbau mit flachem Dach. Schwach vorstehende Lisenen, wenige flache Putzornamente, ein rings unter dem stark vorstehenden steinernen Dachgesims durchlaufender Zahnschnitt und die grüngestrichenen Sprossen der Fenster beleben die Umfassungsmauern. Hübsch sind die beiden Vorhallen mit ihrer in Kunstkalkstein einfach gehaltenen Architektur, wo als plastischer

Schmuck je zwei Reliefs von Bildhauer Gutknecht, die Porträtköpfe der vier hochverdienten Chemiker Schönbein, Berzelius, Wöhler und Liebig, angebracht sind.

Bei der Gasfabrik werfen wir einen Blick in die durch Architekt J. Kelterborn erweiterte Halle des Elektrizitätswerkes, im Äußern ein anspruchsloser Nutzbau, wo mit der Zeit ein imposanter Innenraum geschaffen worden ist, der in seiner Längenausdehnung diejenige des Münsters vom Eingang bis zur hintersten Chormauer übertrifft.

Die Fähre bringt uns hinüber zum Kleinbasel, und wir wollen gleich hinaus zum Inselschulhaus von Architekt Hochbauinspektor II Th. Hünerwadel, dem besten Bau, der dies Jahr durch unser Hochbauamt fertiggestellt wurde; das Schulhaus wurde im letzten Frühjahr bezogen und ist im letztjährigen Bericht nach seiner architektonischen Bedeutung gewürdigt worden.

Ein weiteres Werk unseres Hochbauinspektors II erhebt sich am „Wiesendamm“, linksseitig des Flusses zunächst der Kleinhüningerstraße: das Brausebad und die Waschanstalt Kleinhüningen, ein seinem Zweck nach in Grundriß, Aufbau und Ausstattung durchgeführter Bau; in richtiger Ökonomie der Mittel, darum gut und angenehm wirkend. Längs der Straße, über einem Kalksteinsockel von unregelmäßiger Rustika geben der gelbliche Verputz, die grünen Aufschlagläden, das rote Ziegeldach mit dem rotgestrichenen Holzwerk der Dachfenster und Gesimse einen guten, farbigen Effekt. Auch die Silhouette der über beiden Gebäudetrakten verschiedenartig ausgebauten Dächer ist durchaus befriedigend, wie übrigens der ganze bauliche Aspekt.

Auf dem Terrain der Großherzogl. Badischen Bahn von der Landesgrenze jenseits der Wiesenüberbrückung bis hinaus gegen das Grenzacherhorn nehmen die Erdumwälzungen ihren Fortgang; nur der Eingeweihte kann sich ein deutliches Bild davon machen, was dort um diese Dämme, Granitbrücken und Betonmassen herum werden soll. Zur Wiesenüberbrückung ist durch eine imposante Gitterbrücke der Anfang gemacht worden.

Auf dem aufgefüllten Terrain neben der Linie der Bad. Bahn an der Hochbergerstraße, bei dem ehemaligen „Augustinerholz“, erheben sich die Gebäulichkeiten des neu-errichteten Färbereietablissements Jos. Schetty Söhne, die ganze Anlage langgestreckt von Süden nach Norden, ein monumentales Zeugnis für die noch bestehende Lebensfähigkeit der Basler Industrie auch innerhalb der engen Grenzen ihres heimatlichen Gebietes. Wie der Anblick für den von der Freiburgerstraße her dem Eingang, einer rundbogig überdeckten Pfeilerhalle, sich Nähernden ein durchaus wohltuender ist, so bietet auch die lange Front nach Westen, die eigentliche Fassade des Etablissements, nichts von dem Unschönen früherer ähnlicher Anlagen (Architekt P. J. Manz).

Sonst ist in Kleinbasel wenig gebaut worden seit letztem Herbst, und so wenden wir uns wieder dem Rheine zu; das Hotel Krafft hat durch Architekt Neukomm einen Umbau erfahren, es gehört dazu auch die einfache Automobilgarage mit darüberliegenden Wohnungen im Schafgäßlein.

Von der Steinwüste am ehemaligen Sägergäßlein wollen wir schweigen; es ist dort erst ein einziger Neubau, Ochsengasse 17, erstanden.

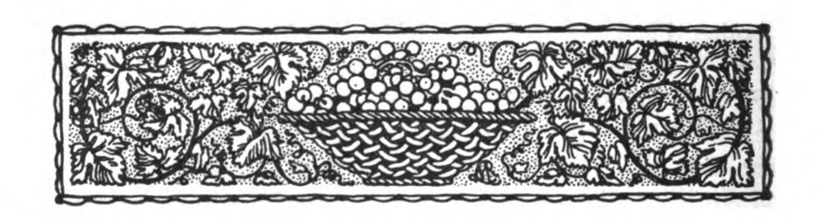
Wir treten hinaus an den untern Rheinweg, wo Architekt Max Ölhafen zwei Einfamilienhäuser, Nr. 38 und 40, die als Teil einer späteren Gruppe vorgesehen sind, gebaut hat. Hausteinlisenen an den Kanten, ein kleiner Erkervorbau und schmiedeiserne Balkongitter bilden den architektonischen Schmuck der Fassaden; ein hohes mit dunkel engobierten Ziegeln gedecktes Dach mit braungestrichenem Gesims, grüne Klappläden und heller Rippbesenwurf verleihen den beiden Häusern ein wohnliches Aussehen.

Wenden wir den Blick hinüber nach dem leider durch verschiedene minder nennenswerte Bauwerke der letzten zehn Jahre in seinem großartigen Gesamtaspekt unvorteilhaft umgebauten Großbasler Ufer, so bemerken wir zu unserer angenehmen Überraschung, daß der alte Seidenhof ein-

gerüstet ist und von seinen jetzigen Besitzern einer gründlichen Renovation unterzogen wird. Es ist sowohl diese Wiederherstellung wie die vor wenigen Jahren unternommene des prächtigen Ramsteinerhofes ein wahrhaft gemeinnütziges und nicht hoch genug anzuschlagendes Werk auf dem Gebiet der Erhaltung schweizerischer Kunstdenkmäler; denn es ist leider die Tatsache noch gar wenig anerkannt, daß solche Bauten, Leistungen eines früheren künstlerischen Schaffens, nicht der Willkür eines Einzelnen unterworfenes Besitztum sein sollten, da sie geistiges Nationaleigentum sind. So wird der malerische Seidenhof, wie er hoch über den Fluten des Rheines stolz nach dem Schwarzwald hinüberschaut, weiterhin, wie in früherer Zeit, ein Wahrzeichen der Schiffleute sein, die nun neuerdings dazu berufen sind, der Stadt Basel frisches, reges geschäftliches Leben zu bringen.



DER KLEINE UND DER GROSSE ROLLERHOF



Basler Chronik.

Vom 1. November 1908—31. Oktober 1909.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1908.

1. Die Reformationskollekte für Kirchenbauten in Frick und Mellingen wirft ab Fr. 4412.93 gegen Fr. 5372.77 im Jahre 1907.

Pfr. Aug. Gottl. Linder, von 1871—1902 Pfarrer an der Petersgemeinde, vorher ein Jahrzehnt lang deutscher Seelsorger in der französischen Schweiz, stirbt nach langer Krankheit 74jährig.

Im Winter 1908/09 werden folgende öffentliche populäre Kurse gelesen: Dr. Em. Probst, Aus der Geschichte Siziliens; Prof. Wendland, Ethische Fragen der Gegenwart; Dr. Hans Zickendraht, Der elektrische Strom und seine Anwendungen; Dr. Gust. Steiner, Die Gründung des Königreichs Italien.

4. Die Regierung ernennt zum Mitglied der Kuratel der Universität an Stelle des verstorbenen Dr. Th. Lotz: Dr. med. Rud. Oeri-Sarasin.

5. Der Große Rat erklärt einen Anzug betr. Kinderschutz erheblich, validiert die Ständeratswahl und beginnt die Beratung des Beamten- und Besoldungsgesetzes.

6. Im Alter von 83 Jahren stirbt alt Postdirektor Maurer, der sich nach 60jährigem Dienst erst in der kantonalzürcherischen, dann in der eidgenössischen Post, dann mehrere Jahrzehnte in der hohen Stellung eines Kreispostdirektors, im Jahre 1902 in den Ruhestand zurückgezogen hatte.

8. Zum Pfarrer von St. Theodor wird einstimmig gewählt an Stelle des zum Münsterpfarrer gewählten Pfarrer Täschler: Pfr. Hans Kambli, z. Zt. in Wald (Zürich).

Vor Strafgericht wird die Verwaltung des Allg. Konsumvereins mit ihrer Klage gegen das Blatt „Schweiz. Gewerbepartei" i. S. des bekannten Fleischereihandels wegen mangelnder Aktivlegitimation abgewiesen, zwei Beamte, die persönlich geklagt hatten, wegen Verjährung.

Bei seinem Sohn stirbt im Alter von 78 Jahren Eduard v. Wölfflin, ordentl. Professor des Lateinischen an der Universität München, der Begründer und die hauptsächlichste Stütze des im Erscheinen begriffenen Thesaurus Linguae Latinae, eine wissenschaftliche Größe ersten Ranges, auf den seine Vaterstadt Basel stolz sein darf.

10. Die Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche behandelt in außerordentlicher Sitzung den Ratschlag der Regierung betr. Trennung von Kirche und Staat und erklärt sich nach fünfstündiger Beratung mit 30 gegen 14 Stimmen mit den Anträgen der Regierung grundsätzlich einverstanden.

11. Das von der Regierung ausgearbeitete Budget für 1909 sieht vor an Ausgaben Fr. 17,726,185.90, an Einnahmen Fr. 14,798,578.—, somit ein Defizit von Fr. 2,927,607.90, wozu noch Ausgaben für Eisenbahnbauten kommen im Betrag von Fr. 1,788,614.50. — Oberst Hans von Mechel wird auf sein Ansuchen auf den 1. April 1909 von der Regierung unter Verdankung seiner Dienste als Kreiskommandant entlassen.

Die Gesellschaft für Chemische Industrie in Basel und die Basler Chemische Fabrik schließen sich zusammen unter der

Firma Gesellschaft für Chemische Industrie. Das Aktienkapital des neuen Geschäfts beträgt 7$^1/_2$ Millionen Franken.

12. Der Große Rat ergänzt sein Bureau, indem er an Stelle des austretenden Ed. Eckenstein Dr. F. Aemmer wählt, beschließt Ankauf eines handschriftlichen Werkes über Bandindustrie für das Staatsarchiv und überträgt die Untersuchung über die Amtführung von Polizeihauptmann Mangold seiner Prüfungskommission für 1907; dann werden einige Artikel des Ruhetaggesetzes beraten.

13. Der Dies academicus wird in der herkömmlichen Weise gefeiert. Am Festakt des Vormittags in der Martinskirche redet Prof. Mezger als Rektor über das Verhältnis von Kirche und Staat und spricht Prof. Andr. Heusler den Dank aus für seine nunmehr 50 Jahre währende Lehrtätigkeit an der Basler Universität. Am Mittag folgt das Rektoratsessen, bei anbrechender Dunkelheit ein Umzug der Studenten und am Abend ein Kommers.

18. E. E. Regenz wählt zum Rektor der Universität für 1909 Prof. C. A. Wieland, zu Dekanen der theologischen Fakultät Prof. P. W. Schmidt, der juristischen Prof. H. von Frisch, der medizinischen Prof. G. Wolff, der philosophischen I. Prof. F. Sommer, der philosophischen II. Prof. Aug. Hagenbach, der philosophischen Gesamtfakultät Prof. Sommer.

19. Der Große Rat führt die Behandlung des Ruhetaggesetzes zu Ende und schreitet in der Beratung des Beamten- und Besoldungsgesetzes weiter.

Der Adjunkt des Kantonsingenieurs J. Stöcklin, früher basellandschaftlicher Regierungsrat, stirbt im 55. Altersjahr.

Die Generalversammlung der Basler Konsum-Gesellschaft beschließt für 1907/08, wie für das frühere Geschäftsjahr, eine Dividende von 6%.

21. Die staatliche Arbeitslosenkommission tritt für den Winter 1908/09 in Tätigkeit. Sie dürfte bei den

noch immer andauernden Zeiten des geschäftlichen Rückgangs reiche Arbeit bekommen.

22. Der neu ans Münster gewählte Pfr. Täschler wird durch Pfr. v. Salis in sein Amt feierlich eingeführt; am Abend bereiten ihm die Gesinnungsgenossen der Münstergemeinde eine festliche Begrüßung.

23. Die organisierten Schneidergesellen erklären mit ihren Genossen der ganzen Schweiz mit dem heutigen Tage den Streik, nachdem die organisierten Meister auf den 1. Dezember die Aussperrung beschlossen hatten, wegen Differenzen, die in diesem Gewerbe seit langer Zeit auf dem Platze Davos bestanden.

24. Die freiwillige Schulsynode debattiert in ihrer ordentl. Jahresversammlung über soziale Pädagogik auf Grund eines Referates ihres Präsidenten Dr. Th. Moosherr und eines Korreferates von Prof. F. Heman. An die Verhandlungen schloß ein geselliger Teil sich an in Form eines gelungenen gemeinsamen Nachtessens.

25. Die Positiven Gemeindevereine begehen ihre Jahresversammlung, zugleich das Jubiläum ihres 25-jährigen Bestehens. Pfr. Ernst Stähelin spricht über die Posit. Gemeindevereine im Lichte der Geschichte der Basler Kirche. Gesangvorträge und eine dramatische Vorführung verschönerten den Abend.

26. Der Weitere Bürgerrat wählt seine Prüfungskommission für 1908 und bestätigt als Bürgerratschreiber auf weitere sechs Jahre Dr. H. Hübsch. Er genehmigt die Vorlage über Verteilung des Armenguts Kleinhüningen unter die bürgerlichen Armenanstalten und erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

29. Die heute, am 1. Advent, in den regelmäßigen Gottesdiensten der evangel. Landeskirche erhobene Missionskollekte ergab Fr. 6090.58 (1907: Fr. 6828.87).

30. Die Witterung des Novembers ergab folgende Hauptwerte: Mittel der Temperatur 3,31°; mittleres Tempe-

ratur-Maximum 6,5°, mittleres Temperatur-Minimum 0,6°; Mittel des Luftdrucks 740,2, Summe der Regenmenge 48,5 mm; Mittel der Sonnenscheindauer 2,95 Stunden. Von Anfang September bis Ende November 1908 nahm die Temperatur nicht allmählich ab, sondern in einem großen Sprung Mitte Oktober. Vor wie nachher hielt sie sich wesentlich in gleicher Höhe, so daß der November kälter begann als normal. Der November fiel verglichen mit dem Durchschnitt zu kalt aus. Er hatte bloß 12 anstatt normal 17 trübe Tage. Die letzten 10 Tage des Monats zeichneten sich durch freundlichen Sonnenschein aus.

Dezember 1908.

1. Mit dem heutigen Tag wird der Polizeiposten an der Rheinbrücke aufgehoben, weil die Verhältnisse ihn weniger notwendig erscheinen lassen. Die Mannschaft, die bisher hier stand, wird nach dem Rathausposten verlegt.

3. Der Große Rat fördert in einer ganztägigen Sitzung das Beamten- und Besoldungsgesetz. Die Geschäftsliste ist so stark besetzt, daß beschlossen wird, versuchsweise die Sitzungen bis um 8 Uhr auszudehnen.

5. Die Regierung wählt als 1. Physikus an Stelle des verstorbenen Dr. Th. Lotz Dr. F. Aemmer. — Der Bürgerturnverein veranstaltet in der Burgvogtei seinen geselligen Abend.

7. Der Schneiderstreik (s. zum 23. Nov.) wird durch Vereinbarung zwischen Meistern und Arbeitern für die ganze Schweiz beigelegt.

9. Die Regierung erteilt dem Schlachthausverwalter B. Siegmund die erbetene Entlassung.

10. Der Große Rat überweist auf einen Spezialbericht der Prüfungskommission hin die Angelegenheit Mangold an die Regierung und fährt fort in der Beratung des Beamten- und Besoldungsgesetzes.

15. Die Frequenz der Universität im Wintersemester 1908/09 weist auf 621 immatrikulierte Studierende (darunter 21 Damen) und 114 (65) nicht immatrikulierte Hörer. Die Zahl der Studierenden verteilt sich auf die Fakultäten wie folgt: Theologie 47, Jurisprudenz 68, Medizin 173 (6), Philosophie I. 167 (11) und II. 166 (4). Von den Immatrikulierten sind 494 (18) Schweizer und 127 (3) Ausländer, darunter 49 Russen. — Von den Baselstädtern widmen sich der Theologie 15, der Jurisprudenz 45, der Medizin 42 (1), der Philosophie I. 64 (5) und II. 64 (2).

16. Eine vom Arbeitersekretariat einberufene Versammlung von 600 Arbeitlosen bittet die Regierung, sie bei in Regie auszuführenden Notstandsarbeiten zu beschäftigen und die Versicherung gegen Arbeitlosigkeit nach Möglichkeit zu fördern.

17. Großer Rat. In einer Nachmittag- und Nachtsitzung wird eine Steuererhöhung von 10% auf Einkommens- und Vermögenssteuer für die nächsten drei Jahre beschlossen, eine Interpellation betr. Arbeitlosigkeit entgegengenommen und das Beamten- und Besoldungsgesetz in 1. Lesung erledigt.

Der seit einer Reihe von Monaten leer und brach stehende Gasthof zum Bären in der Äschenvorstadt wird von der Kantonalbank als Hypothekargläubiger zu Fr. 600,000 gekauft.

18. Eine nachträglich vorgenommene Prüfung der Akten zu den letzten Nationalratswahlen (s. vorjährige Chronik 23./24. Okt. u. 31. Okt./1. Nov.) durch das Statistische Amt ergibt, daß verschiedene Wahlbureaux sich haben Fehler zuschulden kommen lassen. Einzelne Zahlen erfahren dadurch nicht unbedeutende Änderungen. Das Endergebnis der Wahl wird indessen nur insofern beeinflußt, daß Dr. Brüstlein, der Erstgewählte des 2. Wahlgangs, schon im 1. Wahlgang das absolute Mehr überschritten hatte, also schon am 24. Oktober gewählt gewesen wäre.

19. Die Regierung genehmigt die Vorlage der Museumkommission betr. Eröffnung einer Ideenkonkur-

renz für die Erweiterung des Museums an der Augustinergasse.

21. Im Alter von 71 Jahren stirbt Ad. Burckhardt-Merian, früher Fabrikant in Wehr, seit langer Zeit in allerlei gemeinnützigen und wohltätigen Werken tätig.

22. Die Liedertafel lehnt es ab, das Eidgen. Sängerfest 1911 zu übernehmen, nachdem die beiden andern großen Basler Männergesangvereine, Männerchor und Liederkranz, denen es gemeinsam mit ihr zugedacht war, vorher schon einen ähnlichen Beschluß gefaßt haben.

26. Der diesjährige Stefanstag wird, weil er auf einen Samstag fällt, nicht als bürgerlicher Feiertag begangen. Dennoch feiern viele Geschäfte, einzelne Zeitungen erscheinen nicht. Der Tag trägt die Physiognomie eines halben Feiertags.

Die Regierung wählt zum Sekretär des Baudepartements den bisherigen Substituten des Grundbuchverwalters Dr. Ed. Schweizer.

29. Nach kurzer Krankheit stirbt Gustav Kelterborn, ein beliebter Architekt, früher Mitglied des Großen Rats.

30. Die Regierung ernennt zu außerordentlichen Professoren die bisherigen Privatdozenten Dr. Gustav Senn und Dr. Otto Spieß, beide an der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung der philosophischen Fakultät.

31. Für die Opfer der Erdbebenkatastrophe in Süditalien werden vom Schweiz. Roten Kreuz, vom italienischen Generalkonsulat und von den Zeitungen Sammlungen veranstaltet, mit erfreulichem Erfolg.

Bei der Fassadenkonkurrenz für den Baublock zwischen Marktplatz und Glockengasse erhalten Preise die Architekten 1. Widmer und Erlacher, 2. M. Alioth (diese beiden in Basel) und 3. H. Hindermann in Bern.

Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats Dezember 1908 sind: Mittel der Temperatur 1,37°; mittleres Temperatur-Maximum 3,62°, mittleres Temperatur-Minimum —0,52°; Mittel des Luftdrucks 737,9 mm; Summe

der Regenmenge 33,7 mm; Mittel der Sonnenscheindauer 1,79 Stunden. Der Monat fiel in seiner größern, ersten Hälfte zu warm aus. Erst am 24. stellte sich Frost, am 28. und 29. Schnee ein, die dann anhielten bis Ende des Jahres und darüber hinaus. Die sehr starke Bewölkung (durchschnittlich 81% des Himmels verhüllt statt normal 73) gab dem Monat einen düstern Charakter.

Januar 1909.

1. Die Hauptzahlen des Civilstandverkehrs im abgelaufenen Jahr 1908 sind die folgenden: Trauungen wurden im Kanton gesetzlich vollzogen 1065, darunter 136 hiesige Trauungen auswärts wohnender Paare, denen 177 auswärts vollzogene Trauungen hier wohnender Paare gegenüberstehen. Geburten fanden im Kanton statt 3480, darunter 463 Passantengeburten; von den 3319 Lebendgebornen waren 1681 Knaben, 1710 Mädchen, legitim 1571 Kn., 1597 M. (mit Einschluß von 41 totgebornen Kn. und 35 totgebornen M.), illegitim 158 Kn. und 154 M. (7 totg. Kn., 6 totg. M.). Todesfälle kamen vor 1836, darunter 227 Passantentodesfälle. Nach Abzug von 89 Totgeburten bleiben 1747 Todesfälle. Davon betreffen 846 Personen männlichen, 901 solche weiblichen Geschlechts. Das Jahr schließt, wenn nur die Zahlen der Civilstandbücher berücksichtigt werden, mit einer Zunahme der Wohnbevölkerung um 1366 Personen und zwar 692 männliche, 674 weibliche; 91 (17 m., 74 w.) Kantonsbürger, 519 (285 m., 234 w.) Schweizerbürger anderer Kantone, 756 (390 m., 366 w.) Ausländer.

2. Die Regierung ernennt zum Kreiskommandanten Hptm. Ferd. Zweig, d. Z. Materialverwalter der Zeughausverwaltung.

9./10. Der Vorstand der christkatholischen Landeskirche wird auf eine neue dreijährige Amtsdauer bestellt. Wo nicht Lücken vorlagen, erfolgten Bestätigungswahlen.

12. Die Heilsarmee weiht ein Zufluchthaus für obdachlose Frauen ein. Am Abend veranstaltet sie in der Burgvogteihalle ein großes Festmahl für die bedürftige Bevölkerung.

13. Die Regierung bewilligt dem Polizeihauptmann Alex. Mangold die gewünschte Entlassung.

Es wird Hand angelegt an den Abbruch der Häuser an der Hutgasse, die der Glockengasse Platz machen müssen. Damit ist der erste Schritt getan zur Durchführung der Korrektion des Marktplatzes auch an dessen Südseite.

Die drei Ehrenzeichen Kleinbasels halten ihren Umzug ab.

14. Großer Rat. Ein Nachtragkredit wird bewilligt und die Staatsrechnung für 1907 genehmigt, die bei Fr. 14,890,000 Einnahmen mit einem Defizit von Fr. 959,000 abschließt. Eine ganze Reihe von unbedeutenden Petitionen wird erledigt, meist durch Übergehn zur Tagesordnung. Hierauf werden die Anträge der Regierung betr. Änderung von § 164 des Polizei-Strafgesetzes und betr. Änderung von § 29 des Wirtschaftsgesetzes angenommen, jener mit einer verdeutlichenden Abänderung, dieser unverändert.

21. Der Große Rat beschließt, auf eine Revision von § 19 der Kantonsverfassung einzutreten zur Vorbereitung einer Neuordnung des Verhältnisses von Kirche und Staat.

22. Auf einer Skitour nach dem Dammastock verunglückt in einer Lawine mit seinem Führer und einem englischen Reisegefährten Kav.-Major R. Onofreon Merian aus Basel, 41 Jahre alt. Ein weiterer Engländer, der die Tour mitmachte, blieb unversehrt.

24. Zu St. Theodor wird der neugewählte Helfer Pfarrer Hans Kambli in sein Amt eingeführt.

Die deutsche Kolonie feiert in der Burgvogteihalle mit Festmahl und Ball den 50. Geburtstag Kaiser Wilhelms II. (27. Jan.).

27. Die Regierung entläßt als Delegierten zum Kirchenrat der evangelisch-reformierten Landeskirche Red. F. Amstein und wählt an dessen Stelle Prof. P. Böhringer.

28. Großer Rat. Es werden angenommen die Vorlagen der Regierung betr. Korrektion der Marktgasse und der Spiegelgasse bis Blumengasse, betr. Korrektion der Westseite des Marktplatzes (Ecke Sattelgasse) und Erstellung der Glockengasse und betr. Erstellung einer Straßenbahnlinie Basel-Hüningen.

30. Die Regierung bewilligt Prof. C. Cornelius die gewünschte Entlassung von der ordentlichen Professur der Kunstgeschichte an der Universität unter Beibehaltung von Titel und Rechten eines ordentlichen Professors.

Karl Bachofen-Burckhardt stirbt 92jährig, einer der ältesten Basler.

31. Witterung. Das Mittel der Temperatur betrug im Monat Januar —1,4°, das mittlere Temperatur-Maximum 1,7°, das mittlere Temperatur-Minimum —4,5°, das Mittel des Luftdrucks 742,1 mm, die Summe der Niederschlagmenge 22,1 mm, das Mittel der Sonnenscheindauer 3,52 Stunden. Der Monat bewegte sich in ziemlich starken Abweichungen von den Normalwerten, die aber nach beiden Richtungen gleich stark schwangen, so daß doch keine wesentliche Abweichung vom langjährigen Durchschnitt sich ergab. Der Januar 1909 war im ganzen trotz manchmal ansehnlicher Kälte ein sonniger und freundlicher Monat.

Februar 1909.

2. Dr. Bruno Bloch hält seine Habilitationsvorlesung über Konstitution und Hautkrankheiten.

In Männedorf stirbt die aus Basel gebürtige bekannte und beliebte Schriftstellerin Anna Bachofner-Buxtorf in ihrem 70. Jahr.

3. Die Regierung wählt zum Zeughausverwalter Artil-

leriehauptmann Georg Bieder von Basel, z. Zt. Statistiker auf dem eidgen. Kriegskommissariat.

4. Der Große Rat wählt zum Präsidenten der Kantonalbank an Stelle des zurücktretenden Ed. Eckenstein: W. Sänger-Lang, überweist die Frage betr. staatlichen Wohnungsnachweis einer Kommission und lehnt den Anzug betr. eine Tramlinie nach dem Schießplatz am Allschwiler Weiher ab; in der Nachmittagsitzung wurde beschlossen, den Ankauf des Kirschgartens für das Finanzdepartement und den Regierungsentwurf zu einem neuen Wahl- und Abstimmungsgesetz an Kommissionen zu weisen.

11. Großer Rat. Für die von der Regierung eingebrachte Vorlage betr. Schaffung der Stelle eines Polizeiinspektors wurde Dringlichkeit abgelehnt. Bei der darauffolgenden Beratung des Verwaltungsberichts für 1907 wurde beschlossen, beim Bundesrat die Kündigung des Haager Übereinkommens betr. Vormundschaftswesen zu beantragen. In der Nachmittagsitzung wird ein Postulat betr. Änderungen im Trambetrieb angenommen, ferner ein Beschluß gefaßt, der dem Großen Rat ein Oberaufsichtsrecht auch in den innern Angelegenheiten der Kantonalbank zuspricht und ein Postulat angenommen betr. eigene Detektive der Abteilung für Strafsachen. Vor Beendigung des Berichtes der Prüfungskommission wird abgebrochen.

16. Dr. Hans Hecht, a. o. Professor für englische Sprache und Literatur an der Universität, hält seine Antrittsvorlesung über Robert Burns.

18. Der Weitere Bürgerrat erledigt eine größere Zahl von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

19. Die Gemeinnützige Gesellschaft nimmt ein Legat des verstorbenen Alfons Rosenburger im Betrag von Fr. 75,000 zur Fürsorge für Epileptische entgegen, das aber vorläufig noch nicht praktisch werden kann, weil aus den Zinsen zwei Renten von je Fr. 1500 müssen bezahlt werden. Ferner erteilt sie die Genehmigung einem vom Vorstand ge-

troffenen Abkommen mit den übrigen Erben der Ehegatten Merian-Oster, laut welchem aus deren Nachlaß der Gesellschaft ein Legat von ca. Fr. 22,000 zufällt.

20. Der baselstädtische Turnverband beschließt in seiner Generalversammlung in der Burgvogtei, sich um das eidgenössische Turnfest für 1912 zu bewerben.

21. u. 22. Die Gesellschaft für Evangelische Stadtmission begeht ihre 50. Jahresfeier. Doch tritt das Jubiläum in der äußern Form kaum wesentlich vor den gewöhnlichen Jahresfeiern hervor. Bei der öffentlichen Versammlung am Sonntagabend im Vereinshaus spricht vor dem wie üblich von auswärts berufenen Festprediger Pfr. Hans Bachofner (Zürich) Antistes v. Salis den Dank der Basler Kirche aus für die Tätigkeit der Stadtmission.

21. Der Basler Skiklub veranstaltet in dem benachbarten Langenbruck ein äußerst gelungenes Skirennen, das Tausende von Konkurrenten und Zuschauern nach den verschneiten Jurahöhen lockt.

22. Die demokratische Partei von Baselstadt konstituiert sich endgültig und wählt zum Vorsitzenden Strafgerichtspräsident Dr. O. Schär. Sie spricht sich zugunsten der Initiative für die Proportionalwahl des Nationalrats aus, nachdem vor ihr schon in gleichem Sinn entschieden haben die sozialdemokratische und die katholische Partei von Basel. Gegen die Bewegung hat sich die radikal-demokratische Partei ausgesprochen.

In der Burgvogteihalle wird vom Quodlibet mit dem Wurzengraber-Kämmerli ein Monstre-Trommelkonzert veranstaltet, wie schon in den letzten Jahren. Die Einrichtung bürgert sich immer fester ein und füllt den Raum buchstäblich bis zum letzten Platz.

23. Der ehemalige Polizeileutenant Habegger steht vor Strafgericht wegen Unterschlagung und wird zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt unter Zubilligung des bedingten Strafvollzugs.

24. Die Regierung wählt zum Schlachthausverwalter Dr. Unger aus Barzheim (Schaffhausen), z. Zt. Schlachthaus-tierarzt in Herisau.

25. Großer Rat. Die Vorlage betr. Polizeiinspektor und Adjunkten wird in erster Lesung erledigt in dem Sinne, daß ersterer bewilligt wird, letztere aber gestrichen werden. In der Nachmittagsitzung beantwortet die Regierung eine Interpellation betr. Ausschreitungen gegen Streikbrecher, an die eine allgemeine Diskussion angeschlossen wird. (Seit einer Reihe von Wochen besteht in den Zimmergeschäften Nielsen und Scherrer ein Streik, und die Inhaber hatten mit sogenannten gelben Gewerkschaftern gearbeitet.) Endlich wird die Beratung des Prüfungsberichtes für 1907 zu Ende geführt.

26. Vor Appellationsgericht wird der Prozeß der Kommission des Historischen Museums gegen Prof. E. A. Stückelberg, die Redaktion des „Basler Volksblattes" und die Redaktion des „Samstag" behandelt, der schon am 23. Dezember 1908 das Strafgericht beschäftigt hatte. Stückelberg hatte im „Volksblatt", Dr. Graeter im „Samstag" die Leitung des Histor. Museums beschuldigt, die Medaillensammlung nachlässiger Weise verkommen zu lassen. In erster Instanz waren sie wegen Verleumdung zu Geldbußen von Fr. 300.— bis Fr. 20.— verurteilt worden; die zweite Instanz erkannte bloß Beschimpfung, ließ aber die Strafmaße bestehen mit Ausnahme des niedrigsten, das sie ganz aufhob.

27. Nach kurzer Krankheit stirbt 83 jährig alt Schulinspektor Dr. J. W. Heß, ursprünglich Theologe, dann Lehrer, ferner über 25 Jahre Leiter des gesamten Primarschulwesens unserer Stadt, dann noch der Knabenprimarschulen. Er war Dr. phil. hon. c. unserer Universität. Als tüchtigen Forscher auf lokalgeschichtlichem Gebiet kennen ihn die Leser des Basler Jahrbuchs. — Gleichzeitig erliegt einer Influenza im Alter von beinahe 80 Jahren Dr. Friedrich Meißner, ehedem Lehrer an der untern und an der obern Realschule und am

obern Gymnasium und Privatdozent für moderne Literatur an der Universität.

28. Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat Februar 1909 war —0,8°, das mittlere Temperatur-Maximum 2,7°, das mittlere Temperatur-Minimum —3,6°, das Mittel des Luftdrucks 739,0 mm, die Summe der Niederschlagmenge 20,2 mm, das Mittel der Sonnenscheindauer 4,67 Stunden. Der Monat verlief schön und trocken, aber ziemlich kalt. Das Monatsmittel der Bewölkung war 59%. Der Monat hat die Vegetation mächtig zurückgehalten. Da auch der März in den gleichen Bahnen wandelte, so wurde der wirkliche Frühlingsanfang weit über die normale Zeit hinausgeschoben.

März 1909.

1.—3. Die Fastnacht verläuft sehr fröhlich und bunt im ersten Teil unter großer Gunst der Witterung, während der Mittwochabend durch einen rasenden Schneesturm beeinträchtigt wurde. Die Bemühungen des vereinigten Komitees des Quodlibets und der Wurzengraber zur Hebung der Trommelkunst sind von Erfolg begleitet. Auch die Bestrebungen zur Veredlung der Fastnacht tragen Früchte. Origineller ist aber das Volksfest in den letzten Jahren nicht geworden. Einzelne Fastnachtzeitungen bloß retten den alten Ruf der Basler Fastnacht für Witz und Satire. Das genannte vereinigte Fastnachtkomitee gab an Subvention für Züge und Züglein, Schnitzelbankgesellschaften, Musiken und einzelne Gruppen einen Gesamtbetrag aus von Fr. 11,710.—.

4. Es wird bekannt, daß der Ende des letzten Monats verstorbene Gustav Bischoff sein ganzes Vermögen von Fr. 800,000 der Gemeinnützigen Gesellschaft vermacht hat.

5. Prof. Ferd. Sommer nimmt einen Ruf an die Universität Rostock an.

7. Zum Sekretär des Verbands schweizerischer Konsum-

vereine wird gewählt Dr. O. Schär, bis dahin Präsident des Basler Strafgerichts.

10. Zum Obmann der Sektion Basel der Schweiz. Vereinigung für Heimatschutz wird gewählt an Stelle des zurücktretenden Prof. E. Hoffmann-Krayer Red. Dr. Albert Oeri.

11. Großer Rat. Der Rat bewilligt die Kredite zur Anschaffung großer Lastkrahnen an der Landungsstelle unterhalb des Schlachthauses und zur Subvention der Großschiffahrt auf dem Rhein in den nächsten Jahren und erledigt das Budget für 1909, das in seiner nunmehrigen Gestalt aufweist Fr. 14,818,378 Einnahmen, Fr. 17,765,996 Ausgaben und ein Defizit von Fr. 2,947,618, wozu noch Fr. 1,788,615 für Eisenbahnbauten kommen. Endlich wird das Ruhetaggesetz wieder einen Schritt gefördert, wobei der vielbesprochene sogenannte Dienstbotenartikel (7) unter Namensaufruf angenommen wird.

20. In der Jahresversammlung des Vereins für Schiffahrt auf dem Oberrhein hält Ingen. Autran einen Vortrag über Schiffbarmachung der Rhone von Lyon bis Genf. In den Vorstand werden gewählt Dr. Paul Speiser jr. und Dr. Wilh. Sarasin. An die Verhandlungen schließt sich ein Bankett an.

21. Es finden die kaufmännischen Lehrlingsprüfungen statt. Bei dem Anlaß hält Reg.-Rat Wullschleger eine Ansprache. — Im Alter von 65 Jahren stirbt Dr. Rud. Kelterborn, seit über 30 Jahren Sekundarlehrer; er hat sich auch als feinsinniger Literat einen Namen gemacht.

24. Die Regierung überträgt den durch Wegzug Professor Sommers nach Rostock frei werdenden ordentlichen Lehrstuhl für lateinische Literatur an Prof. F. Münzer.

25. Großer Rat. Nach der Wahl eines Ersatzrichters für das Civilgericht wird auf seinen Wunsch Dr. O. Schär als Strafgerichtspräsident entlassen. Der Rat nimmt ferner Kenntnis vom Bericht der Regierung i. S. Mangold, nimmt

mit allen gegen eine Stimme nach einer zweiten Lesung das Ruhetaggesetz an und beschließt endlich Eintreten auf die von der Regierung entworfenen, durch eine Kommission vorberatenen Entwürfe betr. Gründung einer staatlichen Arbeitslosenversicherung und Unterstützung privater Kassen zur Versicherung gegen Arbeitslosigkeit durch den Staat.

27. An die Generaldirektion der Schweiz. Bundesbahnen richtet der Regierungsrat das Gesuch, sie möchte die Vorarbeiten für einen Hauenstein-Basistunnel möglichst befördern.

31. Über die Witterung im März sind folgende Zahlen zu bemerken: Mittel der Temperatur 3,8°, mittleres Temperatur-Maximum 7,6°, mittleres Temperatur-Minimum 0,7°, Mittel des Luftdrucks 729,0 mm, Summe der Niederschlagmengen 42,0 mm, Mittel der Sonnenscheindauer 3,76 Stunden. Der Monat März 1909 war ein mürrischer Gesell, kalt, trüb, schneereich und regnerisch, doch ohne starke Niederschläge, so daß sich gegenüber dem Durchschnittswert ein ansehnliches Manko an Niederschlägen ergab. Der Pflanzenwuchs blieb außergewöhnlich zurück, und der Monat April traf Gärten und Wälder noch in ihrem Winterkleid an.

April 1909.

2. Im Alter von 105 Jahren stirbt die älteste Einwohnerin Basels und wohl auch der Schweiz, Frau Margareta Munzinger-Gürtler. Sie behielt bis zum Tod ihre geistige Frische, nur im Gesicht und im Gehör machte sich gegen ihr Lebensende das hohe Alter fühlbar.

3. Die Delegiertenversammlung des baselstädtischen Turnverbandes beschließt endgültig, sich für Basel um das eidgen. Turnfest 1912 zu bewerben.

8. Großer Rat. Nachdem der Kredit für Legung eines unterirdischen Kabels vom Augster Werk nach der Stadt mit Dringlichkeit ist bewilligt worden, behandelt der Rat drei

Interpellationen. Die eine von ihnen, die am meisten Interesse erregte, betr. gewisse Preßangriffe gegen den Regierungspräsidenten im Zusammenhang mit der Habegger-Mangold-Geschichte, wird nicht einmal ganz erledigt, sondern ihr Schluß auf eine spätere Sitzung vertagt. Die für die ordentliche Aprilsitzung reglementmäßige Neubestellung der Bureaux von Großem Rat und Regierung kann unter diesen Umständen noch nicht vorgenommen werden.

12. (Ostermontag.) Das Publikum wird zum Besuch des neuesten Schulhauses, des Knaben-Sekundarschulhauses an der Inselstraße zugelassen und leistet der Einladung der Behörden in ungemein großer Zahl Folge.

12. ffg. Zur religiös-sozialen Konferenz versammeln sich eine stattliche Zahl von Geistlichen und Laien aus der ganzen Schweiz, und es werden eine Reihe lehrreicher und anregender Versammlungen mit Vorträgen und gehaltreichen Diskussionen abgehalten. Vorträge hielten u. a. Reg.-Rat Wullschleger, Pfr. Gutermeister (Schloßrued) und Pfarrer Kutter (Zürich.)

16. In der Morgenfrühe stirbt 50jährig Dr. Adam Müller-Ott, der früher als Mitglied der sozialdemokratischen Partei eine Rolle gespielt hat. Müller war ursprünglich Lehrer und stets fleißiger Gelegenheitsjournalist.

Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins beschließt für 1908 eine Dividende von 8%.

19. Das neue Schuljahr beginnt. Das Sekundarschulhaus an der Inselstraße wird mit einer kleinen Schulfeier eingeweiht.

20. Das Preisgericht für Beurteilung der Entwürfe zu einem neuen Museumgebäude gibt seinen Spruch ab. Den 1. Preis erhält der Entwurf von Ed., E. B. und P. Vischer, den 2. der von F. Stehlin und E. La Roche, den 3. der von R. Linder-Bischoff und Emil Bercher.

22. Großer Rat. Zum Präsidenten des Großen Rates für das neue Amtjahr wird gewählt Dr. W. Vischer, zum Statt-

halter B. Jäggi-Büttiker; das Bureau wird bestätigt; zum Präsidenten der Regierung wird gewählt Reg.-Rat Wullschleger, zum Vize-Präsidenten Reg.-Rat Stöcklin. Hierauf wird ein Nachtragskredit bewilligt und die Vorlage betr. Arbeitslosenversicherung in erster Lesung bereinigt, der Anstaltkredit für die öffentliche Bibliothek erhöht und die Vorlage betr. Erhöhung der Besoldung der Universitätsprofessoren gleichfalls in erster Lesung ohne Widerspruch erledigt.

24. Die Allgemeine Krankenpflege genehmigt in der Delegiertenversammlung Jahresbericht und Rechnung für 1908 und konstatiert ein erfreuliches Aufblühen des Vereins als Folge der in den Statuten getroffenen Neuerungen.

27. Der Kunstverein hält seine Jahresversammlung ab und nimmt eine teilweise Erneuerung seiner Kommission vor, aus der einige Mitglieder zurückgetreten sind.

27. ffg. Im Baslerhof-Theater in Kleinbasel werden an einer Reihe von Abenden Ringkämpfe aufgeführt, bei denen Athleten aus aller Herren Ländern auftreten.

29. Der Weitere Bürgerrat behandelt eine lange Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

Der Handels- und Industrie-Verein hält seine Jahresversammlung ab und genehmigt Bericht und Rechnung der Handelskammer.

In einer Vorstandsitzung der Pestalozzi-Gesellschaft wird an Stelle des zurücktretenden Lehrers J. Müller-Landolf, der die Gesellschaft in den ersten 11 Jahren ihres Bestehens geleitet hat, zum Präsidenten gewählt der bisherige Kassier Hans Müller-Meier.

29. bis 1. Mai. In den Räumen des Stadtkasinos und im Musiksaal wird ein großer Basar für Kinderfürsorge und für Kostkinderpflege von den Damen Basels veranstaltet. Es sind alle Kreise der Stadt in Mitwirkung gezogen worden, alt und jung, reich und arm, hoch und niedrig. Auch ist ein Bild zustande gekommen, so bunt, und ein Festtreiben so lebendig wie man es noch selten in

Basel sah. An jedem Nachmittag und jedem Abend gab's Aufführungen irgendwelcher Art, die immer vor ausverkauftem Hause sich abspielten. Verkaufsstände, Lustbarkeiten und Schenken aller Art, kurz, Gelegenheiten, sein Geld los zu werden, waren reichlich vorhanden. Auch willige Käufer und Spender fehlten nicht. Sogar eine literarische Gabe wurde veröffentlicht, ein kleines Büchlein in vornehmer Ausstattung, dessen Inhalt Schweizer und Basler Dichter und Schriftsteller zusammengesteuert hatten. Verschiedene Vorführungen des Basars mußten, weil ein großer Teil des Publikums aus Raummangel abgewiesen wurde, an zwei außer Programm angehängten Tagen wiederholt werden. Der Basar war in bezug auf den Gelderträg sowohl als in gesellschaftlicher Hinsicht ein voller Erfolg. Sein Nettoertrag wurde bald nach dem Schluß auf Fr. 82,000 angegeben.

30. Mit der Ankunft des eigens für den Verkehr auf dem Oberrhein umgebauten Dampfers „Müllheim a. Rh." werden die regelmäßigen Passagierdampferfahrten auch von Basel abwärts für die Sommerzeit ermöglicht; von Basel aufwärts besorgt sie seit einigen Wochen „Musmacher". In den ersten Tagen des Mai traf auch der erste Schleppzug ein.

Witterung. Das Mittel der Temperatur betrug im April 10,7° C, das mittlere Temperatur-Maximum 16,5°, das mittlere Temperatur-Minimum 5,4° C, das Mittel des Luftdrucks 738,0 mm, die Summe der Niederschlagmengen 51,3 mm, das Mittel der Sonnenscheindauer 8,11 Stunden. Der April 1909 hinterläßt das Andenken eines schönen Frühlingsmonats. Die bis dahin glücklich zurückgehaltene Vegetation brachte er plötzlich zu einer fast explosiv starken Entwicklung.

Mai 1909.

1. Der Regierungsrat beruft als a. o. Professoren für Archäologie Dr. Ernst Pfuhl, d. Z. Dozent in Göttingen, für Linguistik Dr. Max Niedermann, d. Z. in Neuenburg.

Die Feier des 1. Mai vollzieht sich in den gewöhn-

lichen Formen, einigermaßen gestört durch die Ungunst der Witterung.

Im Alter von 73 Jahren stirbt A. Graeter-Campiche, langjähriger Lehrer des Englischen am Missionshaus.

5. Die Generalversammlung des Allgem. Konsumvereins bestätigt den vom Genossenschaftsrat gestellten Antrag auf eine Dividende von 8% auf den Konsum 1908.

6. Großer Rat. Die am 8. v. M. begonnene Diskussion über die Interpellation betr. das Verhalten einzelner Regierungsmitglieder in der Habegger-Mangold-Angelegenheit wird zu Ende geführt und dem Regierungspräsidenten mit 71 gegen 42 Stimmen Satisfaktion erteilt. Es bleibt in dieser Sitzung nur Zeit zur kurzen Beantwortung einer zweiten Interpellation.

8. u. 9. Zum Strafgerichtspräsidenten an Stelle des zurücktretenden Dr. O. Schär wird gewählt der von den Freisinnigen, den Liberalen und den Katholiken vorgeschlagene Staatsanwalt Dr. W. Lüber mit 3373 Stimmen. Der von den Demokraten und den Sozialdemokraten vorgeschlagene Untersuchungsrichter Dr. F. Welti machte 2301 Stimmen. Zum Civilrichter an Stelle des verstorbenen Stamm-Preiswerk wurde gewählt der von den Freisinnigen und den Liberalen vorgeschlagene Dr. Charles Bourcart mit 2994 Stimmen; A. Jeggli, der Kandidat der übrigen Parteien, machte 2624 Stimmen.

9. Der Verband schweizerischer Sekundärbahnen hält im Großratssaal seine 49. Konferenz ab. — Es findet ein Fußwettmarsch Basel-Sissach und zurück statt.

10. Bei dem in Hausen i. W. abgehaltenen Hebelmähli wird der Hauptgründer und Förderer der Basler Hebelstiftung, der sein 50. Hebelmähli in beneidenswerter Rüstigkeit mitmacht, Prof. Fritz Burckhardt zum Ehrenbürger von Hausen und zum Ritter des Zähringer Löwenordens 1. Klasse ernannt.

12. Für ein Referendum gegen das vom Großen Rat beschlossene Ruhetaggesetz sind an die 2000 Unterschriften eingegangen. Es kommt somit zur Volksabstimmung.

13. Großer Rat. Nach Ratifikation von 49 Bürgeraufnahmen gewährt der Rat Kredit für Aufstellung eines neuen Umformers (Fr. 70,000) und für Vermehrung der Apparate für Gasreinigung in der Gasfabrik (Fr. 65,000), ebenso für die Pflästerung der Dufourstraße, weist aber die Vorlage betr. Pflästerung der Münchensteinerstraße zu erneutem Studium zurück; er erledigt den Rückständebericht des Regierungsrates und eine Reihe Petitionen; die gegen Aufstellung der Botenwagen in der Wallstraße weist er an die Regierung; er nimmt einen Anzug an, durch den die Regierung eingeladen wird, die angeblich ungerechtfertigte Entlassung eines Arbeiters bei der Militärdirektion zu prüfen und beschließt endlich Verlegung der Sinnanstalt an die Hammerstraße.

14. Zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft für das Jahr 1909/10 wird gewählt Rud. Heusler-Veillon. — Die Gesellschaft beschließt Auflösung der Kommission für ein Schwimmbad, da deren Bemühungen bei der Bürgerschaft nicht die nötige finanzielle Unterstützung fanden.

16. In den Langen Erlen wird das 1. Schwingfest des Schwingerverbandes Baselstadt abgehalten, veranstaltet vom Turnverein Horburg. — Der Schweiz. Ornithologische Verein hält in Basel seine Delegiertenversammlung ab.

19. Die Staatsrechnung für 1908 weist auf an Ausgaben Fr. 15,529,970.35, an Einnahmen Fr. 14,900,069.64, somit ein Defizit von Fr. 629,900.71, wozu Ausgaben für Eisenbahnbauten kommen im Betrag von Fr. 658,573.15, d. h. total ungedeckte Ausgaben Fr. 1,288,473.86, und dies, obwohl statt wie budgetiert Fr. 734,000 bloß Fr. 100,000 abgeschrieben worden sind. — Zum Polizeiinspektor wird gewählt Art.-Major Viktor Müller von Rohrbach (Bern), d. Z. Versicherungsoberinspektor in Basel.

20. (Himmelfahrtstag.) Auf dem Sportplatz auf dem Landhof liefert eine Elitemannschaft englischer Fußballspieler einem erlesenen Team Schweizer einen Fußball-Match und siegt bei elegantem Spiel mit 9 : 0 Goals. Das Sportereignis, das bei prächtigster Witterung vor sich ging, zog eine nach Tausenden zählende Zuschauermenge aus der ganzen Schweiz und aus dem benachbarten Süddeutschland an.

20./21. Es feiern ihre Jahresversammlungen in Basel der schweizerische Verein der Freundinnen der jungen Mädchen und der schweizerische Frauenverein zur Hebung der Sittlichkeit.

27. Großer Rat. Der Rat validiert die vor einigen Wochen getroffenen Richterwahlen, weist die Rechnung der Kantonalbank an die Rechnungskommission, bewilligt einen Kredit von Fr. 100,000 zur Vergrößerung des Straßenbahndepots und genehmigt den Antrag der Regierung betr. Beteiligung des Kantons an einer Aktiengesellschaft zur Erwerbung und dem Betrieb der Saline Schweizerhalle mit einem Betrag von Fr. 240,000. Ferner werden beschlossen Erweiterung des Feuerwehrdepots im Lützelhof und Korrektion eines ersten Stückes des St. Albanrings. Die Gesetzesentwürfe betr. Erhebung eines Zuschlags zur Handänderungssteuer und betr. Wertzuwachssteuer werden an eine Kommission gewiesen.

27. ffg. In Basel wird die Jahresfeier der deutschen otologischen Gesellschaft abgehalten.

28. Die Gemeinnützige Gesellschaft hält ihre Schlußsitzung zum erstenmal im Konzertsaal der Musikschule ab. Der Schlußvortrag des abtretenden Vorstehers Pfr. Stockmeyer wird von Musikstücken umrahmt.

28. ffg. Die Rheinschiffahrt setzt sehr kräftig ein, nachdem einige ergiebige Regengüsse in den letzten Tagen den Wasserstand gehoben haben. In diesen Tagen kamen die Schleppzüge reichlich, mehrere am nämlichen Tag, und die Dampfer kehrten sofort talwärts, neue Güter zu holen. Am 29. hat der Statthalter der Reichslande mit einem kleinen

Hofstaat auf einem Regierungsdampfer von Basel aus eine Fahrt rheinabwärts angetreten.

29. Im Alter von 50 Jahren stirbt Gust. Pfeiffer, Gipsermeister, der in der Arbeitgeber-Organisation eine maßgebende Rolle gespielt, auch lange Zeit dem Großen Rat und andern Behörden angehört hat.

31. Witterung. Als Hauptwerte der Witterung wurden aufgezeichnet: Mittel der Temperatur 13,3° C, mittleres Temperatur-Maximum 19,8°, mittleres Temperatur-Minimum 7,1°, Mittel des Luftdrucks 739,2 mm, Summe der Niederschlagmenge 24,6 mm, Mittel der Sonnenscheindauer 10,94 Stunden. Es war trotz einigen empfindlich kalten Tagen am Anfang ein idealer Mai, mit einer Summe von Sonnenschein, die seit 1864 nicht mehr erreicht wurde.

Juni 1909.

3. Der Große Rat beschließt Ausführung der Redingstraße, genehmigt die Vorlage betr. Förderung der Rindviehzucht und die Gesetzesentwürfe betr. Revision des Straf- und des Polizeistrafgesetzes, die durch eine Eingabe von etwa 30 Vereinen und Gesellschaften veranlaßt wurde und den Schutz der Jugend vor sittlicher Gefährdung durch Schmutzliteratur und dergleichen bezweckt. Endlich wird noch auf das Advokaturgesetz eingetreten.

4. Auf einer Reise nach Süddeutschland trifft die Dresdener Liedertafel in Basel ein, von der Basler Liedertafel freundschaftlich empfangen. Sie gibt am Abend ihrer Ankunft ein Wohltätigkeitskonzert.

Die Partialerneuerungswahlen für den Genossenschaftsrat des A. C. V. fallen mit kleiner Mehrheit zugunsten der Sozialisten aus; doch bleibt den bürgerlichen Parteien in der Behörde eine Mehrheit von wenigen Stimmen.

5. Im Kanton Baselstadt sind für die eidg. Initiative zur Einführung des proportionalen Wahl-

verfahrens für den Nationalrat 5661 beglaubigte Unterschriften zusammengekommen.

6. In J. J. Lüssi-Meier scheidet ein eifriger Vorkämpfer für Hebung des Gewerbes und des Mittelstandes aus der Reihe der Lebenden.

7. Es stirbt Nathan Höchstetter-Levy, der eine Reihe von Jahren die sozialdemokratische Partei im Großen Rate vertrat.

8. Die Frequenz der Universität Basel im Sommersemester 1909 weist auf 623 immatrikulierte Studenten (davon 21 Damen) und 95 (40) nicht immatrikulierte Hörer. Von den Studenten widmen sich der Theologie 45, der Jurisprudenz 67, der Medizin 173 (8), der Philosophie I 164 (9), der Philosophie II 174 (4); Schweizer sind 488 (17), Ausländer 135 (4). Von den 224 (7) Baslern studieren Theologie 10, Jurisprudenz 47, Medizin 42 (1), Philosophie I 62 (4) und Philosophie II 63 (2).

12./13. Im Neubau der Droschkenanstalt Settelen (Türkheimerstraße) wird eine gelungene Internationale Hundeausstellung abgehalten.

15. A. o. Professor Dr. Ernst Pfuhl hält seine Antrittsvorlesung über die Wurzeln der hellenistischen Kunst. — Alt Sek.-Lehrer J. J. Schaffner-Hoffmann stirbt im Alter von $72^1/_2$ Jahren, nachdem er sich erst vor kurzem von seinem Amte zurückgezogen hatte. Er war ein vortrefflicher Lehrer. Neben der Schule beschäftigte er sich gern mit dem Versorgungswesen und war eine Zeitlang in den 1880er Jahren in der Politik als Mitglied des Großen Rates, und in kirchlichen Angelegenheiten als Mitglied der Synode der evangelischen Landeskirche tätig.

16. Die Kuratel erteilt die venia legendi dem Dr. Ernst Magnus-Alsleben aus Berlin an der medizinischen Fakultät für innere Medizin, und dem Dr. Konrad Escher aus Zürich an der philosophischen Fakultät für Kunstgeschichte.

17. Großer Rat. Der Rat beschließt mit Dringlichkeit

die Einführungsbestimmungen zum eidgen. Lebensmittelgesetz, den Kredit von Fr. 340,000 für Ausdehnung der Unterstation des Elektrizitätswerks, er nimmt den Abschnitt des Beamtengesetzes betr. die Lohn- und Besoldungsverhältnisse in globo, die ganze Vorlage in erster Lesung an und verzichtet auf eine zweite Lesung, endlich wird das Gesetz betr. Erhöhung der Professorengehalte in zweiter Lesung angenommen.

18. Eine interkantonale Konferenz, der auch Vertreter sonstiger an der Rheinschiffahrt interessierter Kreise beiwohnen, tagt in Augst und erklärt sich zugunsten einer Großschiffahrtschleuse am Elektrizitätswerk Augst-Wyhlen. Der Bund soll um seine Unterstützung angegangen werden. — In Weggis stirbt im Alter von 81 Jahren Samuel Baur, Maler, noch bis vor kurzem in verschiedenen bürgerlichen und gemeinnützigen Unternehmungen tätig. Er hat im Jahr 1858 mit dem ihm im Tod unmittelbar vorangegangenen Franz Kaufmann-Marbach (gest. am 17. Juni 84jährig in Bern) das „Quodlibet" gründen helfen und war somit der letzte überlebende Stifter des Vereins.

19. Prof. Dr. Hermann Schön nimmt einen Ruf nach Greifswald an.

19. u. 20. Mit 6700 gegen 2771 Stimmen wird das neue Ruhetaggesetz vom Basler Volk angenommen. Obschon sich für die Vorlage u. a. sämtliche politische Parteien ausgesprochen hatten, dagegen nur einzelne kleinbürgerliche und gewerbliche Gruppen, war man doch von dem Ergebnis allgemein überrascht, da auch die Optimisten keine so starke annehmende Mehrheit erwartet hatten.

Ein von der Sektion Basel des Schweiz. Rennvereins veranstaltetes Wettrennen spielt sich, von der Witterung begünstigt, auf dem St. Jakobsfeld ab. Leider erleidet ein bei dem Rennen beteiligter Jockey einen schweren, doch nicht lebensgefährlichen Sturz.

20. u. 27. Juni, 4. u. 11. Juli. I. Internat. Fußballturnier des Fußballklub Basel. Die Final-

resultate dieses viertägigen Wettspieles sind: 1. Freiburger Fußballverein, großer silberner Becher und 1. Diplom; 2. Fußballklub Young Fellows Basel, 2. Diplom; 3. Fußballklub Konkordia Basel, 3. Diplom.

21. Die Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche genehmigt den Bericht des Kirchenrats für 1908 und gibt es den einzelnen Geistlichen frei, wie sie es mit der Herbstkommunion halten wollen, ob am Bettag oder nicht.

24. Großer Rat. Es werden gewählt zum 2. Staatsanwalt Dr. Ruckhäberle, zum Mitglied des Bankrats an Stelle des verstorbenen G. Pfeiffer Dr. Hermann Stumm, zu Feriensuppleanten des Appellationsgerichts DDr. H. Albrecht und E. Stöcklin; Kredite werden bewilligt für Pflästerung der Viaduktstraße und für den Bau eines Sekundarschulhauses in Riehen, endlich das Besoldungsgesetz in 2. Beratung weitergeführt.

26. ffg. Auf dem alten Kohlenplatz beim St. Margarethenübergang hat der Zirkus Sidoli sein Zelt aufgeschlagen und erfreut mit seinen schönen Darbietungen jung und alt.

26. u. 27. Im Großratssaal wird die Delegiertenversammlung des Vereins des Personals der Schweizer. Transportanstalten (V. P. S. T.) abgehalten. Sie verhandelt über die Besoldungsvorlage für das Personal der Bundesbahnen und nimmt zum Schluß eine Resolution zugunsten höherer Besoldungsansätze an.

27. Im benachbarten Birsfelden wird das 32. basellandschaftliche Kantonalsängerfest gefeiert.

28. Woche der religiösen Jahresfeste, in Abweichung von der seit Jahren beobachteten Regel bei ungünstiger Witterung.

29. Habilitationsvorlesung von Privatdozent Dr. E. Magnus über nervöse Störungen der innern Organe.

30. Die Regierung verleiht Dr. E. Hoffmann-Krayer Titel und Rechte eines ordentl. Professors.

Witterung. Das Temperaturmittel des Juni betrug 14,9°, das mittlere Temperatur-Maximum 20,2°, das mittlere Temperatur-Minimum 11,2°, das Mittel des Luftdrucks 736,5, die Summe der Niederschlagsmenge 172,5 mm, das Mittel der Sonnenscheindauer 6,72 Stunden täglich. Der Monat zeichnete sich aus durch beständigen Regen und durch ungewöhnliche Kälte. In höhern Lagen, auch des Jura, fiel wiederholt Schnee.

Juli 1909.

2. ffg. Das *schweiz. Musikfest*, das gleichzeitig mit dem *50 jährigen Jubiläum der Jägermusik* in Basel gefeiert wurde, zog eine sehr große Zahl von Liebhabermusiken aus der ganzen Schweiz in unser Land. Das Fest hatten die Jägermusik und die Stadtmusik zusammen übernommen. Es begann mit dem Empfang der von Freiburg kommenden Zentralfahne am 2. und dauerte offiziell bis zur Preisverteilung am Abend des 5. Das Fest fand eine reichbeflaggte und bekränzte Stadt vor. Der Schwerpunkt lag auf dem Nordwestplateau, wie denn auch die Festhütte auf der Schützenmatte stand. Die Wettspiele fanden statt in der Martinskirche, im Musiksaal und in der Burgvogteihalle. Ein Monstrekonzert wurde am 4. auf der Schützenmatte gegeben. Wir verzichten auf Aufzählung der Festzüge, Bankette &c. und führen nur noch die Ergebnisse der *Preisverteilung* an:

Ehrenkränze erhielten: Der Präsident des Organisationskomitee, Reg.-Rat Stöcklin, Zentralpräsident F. Wetter (St. Gallen), der Hauskomponist des Eidgen. Musikvereins, Lothar Kempter sen., die Direktoren Schell und Havrlik in Basel, der Zentralsekretär des Eidg. Musikvereins, Steiner, die festgebenden Vereine Basler Musikverein und Basler Jägermusik, und die als Gast anwesende Stadtmusik St. Gallen.

Kategorie 1 a. Blechmusik, schwierigere Kompositionen. Goldener Lorbeer: 1. Armes Reuniès, Chaux-de-Fonds, 135. 2. Vivis, La Lyre, 133. 3. Yverdon, 121. 4. Arbon, Stadtmusik,

120. Lorbeer: 1. Zürich, Stadtmusik, 118. 2. Thun, Stadtmusik, 117. 5. Madretsch, 107. 9. Bern, Metallharmonie 98.

Kategorie 2. Blechmusik, leichtere Kompositionen. Goldener Lorbeer: 1. Basel, Eisenbahner-Musikverein, 124. 2. Lausanne, Fanfare de Temperance, 121. Lorbeer: 1. Gerlafingen, 116. 2. Interlaken, Musikgesellschaft, 115. 3. Bözingen, Musikgesellschaft, 109. Eichenkranz: 1. Herzogenbuchsee, 91. 2. Frutigen, 82. 3. Roggwil, 81. 4 a. Bern, Bereitermusik, 78.

Harmoniemusik. Kategorie 1 a, schwierigere Kompositionen. Goldener Lorbeer: 1. Zürich, Stadtmusik Konkordia, 136. 2. Freiburg, Landwehrmusik, 126. 3. Näfels-Mollis, Harmoniemusik, 122. 3 b. Sitten, Harmonie municipale, 122. Kategorie 1 c. Goldener Lorbeer: Montreux, La Lyre, 131. Kategorie 2, leichtere Kompositionen. Goldener Lorbeer: 1. Rüti-Tann, Helvetia, 145. 2. Wädenswil, 139. 3. Wetzikon 120.

6. Der Weitere Bürgerrat beschließt über die Verteilung des Ergebnisses der Chr. Merian'schen Stiftung an die bürgerlichen Anstalten für 1909, genehmigt einen Landabtausch im äußern St. Albanquartier und erledigt 150 Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

7. Die Regierung ermächtigt die Museumbaukommission, die Architekten Ed., Ernst und Paul Vischer mit Ausarbeitung definitiver Pläne für ein Kunstmuseum auf dem Areal des Rollerhofes zu beauftragen und eine Konkurrenz auszuschreiben für Ausarbeitung von Plänen zu einem Neubau auf der Elisabethenschanze.

8. Großer Rat. Nach Wahl zweier Gerichtssuppleanten genehmigt der Rat die Beteiligung des Kantons an der A.-G. Vereinigte Schweizerische Rheinsalinen Schweizerhalle, Rheinfelden und Ryburg mit Fr. 325,000 und führt die zweite Beratung des Beamtengesetzes zu Ende. Vor der Schlußabstimmung wurde nach längerer Diskussion der § 14 in Wiedererwägung gezogen, zu dem ein Zusatz angenommen worden war, der den Beamten die Mitwirkung in Kooperativ-

Genossenschaften ausdrücklich gestattet. In der Wiedererwägung wurde dann der Zusatz abgelehnt.

10. In der Aula des Museums wird eine akademische Calvinfeier abgehalten, bei der Prof. P. Wernle die Gedächtnisrede hält. Die theologische Fakultät verleiht den Titel eines Dr. theol. hon. c. Pfarrer Heitz in Othmarsingen. — Der Kaufmännische Verein wählt zu seinem Präsidenten Karl Hintermeister.

11./18. Im Schießstand hinter dem Allschwiler Weiher hält die Feuerschützengesellschaft Basel ein Freischießen ab, das von den Schützen aus nah und fern stark besucht wird, aber auch andere Festteilnehmer in Menge heranlockt. Leider hatte es unter wenig günstiger Witterung zu leiden.

13. Am 10. waren die Basler Turner mit den Landschäftlern und den Elsässer Freunden im Extrazug zu dem eidgenössischen Turnfest in Lausanne abgereist. Heute kehrten sie allein wieder im Extrazuge (Landschäftler und Elsässer benutzten Kurszüge) zurück, mit Ehren und mit Preisen reich bedacht. Es gab einen freudigen Willkomm, Zug durch die Stadt und feierlichen Empfang auf dem Marktplatz.

14. Dr. K. Nef, bisher Privatdozent für Musikgeschichte, wird zum außerordentl. Professor ernannt, Dr. Rud. Dietschy erhält die gewünschte Entlassung als Stellvertreter des Direktors der allgem. Poliklinik. — An der in Basel abgehaltenen konstituierenden Generalversammlung der von den Kantonen gebildeten Aktiengesellschaft der Vereinigten Schweizerischen Rheinsalinen wird zum Präsidenten des Verwaltungsrates gewählt Reg.-Rat Dr. Paul Speiser aus Basel.

15. Nach längerem Leiden stirbt der Großindustrielle Aug. Stähelin-Vischer, der als Mitglied des Großen Rates, als Mitglied des Verwaltungsrates der S. C. B. und

später der Bundesbahnen seine reichen Gaben in den Dienst der Öffentlichkeit gestellt hat.

17. Zum ordentlichen Professor für klassische Philologie wird ernannt Dr. Rudolf Herzog, d. Z. außerordentlicher Professor in Tübingen.

18. Im Alter von 55 Jahren stirbt plötzlich Fritz Hügin, Sekretär des Sanitätsdepartements, der der Reihe nach den Bürgerturnverein, den kantonalen Turnverband von Baselstadt und den eidgenössischen Turnverein präsidierte.

19. ffg. Die Jugendfeste der einzelnen Quartiere werden in der üblichen Weise abgehalten.

22. Reallehrer Konstantin Alber, der in Scanfs seinen Ferienaufenthalt machte, wird bei einer einsamen Gebirgstour von einer Lawine hingerafft. Alber, ein hochgeschätzter Lehrer, wirkte seit 1876 in Basel, erst an der Untern, dann an der Obern Realschule.

27. Die Museums-Kommission eröffnet einen Wettbewerb zum Bau eines neuen Kunstmuseums auf der St. Elisabethenschanze. — Im thurg. Kantonsspital zu Münsterlingen, wohin er aus der Sommerfrische war gebracht worden, stirbt in hohem Alter Prof. Dr. Ernst Heitz aus Basel, ursprünglich Jurist, dann 1877—1900 Lehrer der Nationalökonomie an der kgl. württembergischen landwirtschaftlichen Akademie in Hohenheim.

31. Zum Sekretär des Finanzdepartements wird gewählt an Stelle des auf seinen Wunsch entlassenen Dr. Th. Stähelin Dr. Gustav Grüninger.

Witterung. Das Mittel der Temperatur betrug 16,1°, das mittlere Temperatur-Maximum 21,0°, das mittlere Temperatur-Minimum 12,2°, das Mittel des Luftdrucks 738,1, die Summe der Niederschlagsmengen 111,4 mm, das Mittel der Sonnenscheindauer 7,07 Stunden. Die beispiellose Kälte, Nässe und Unfreundlichkeit der ersten Hälfte des Monats, die sich dem Juni würdig anschloß, kommt in diesen Durchschnittszahlen nicht richtig zum Ausdruck, weil die weniger un-

günstigen, wenn auch bei weitem nicht normalen Werte der zweiten Monatshälfte ihren Einfluß im Sinn einer gewissen Ausgleichung geltend machten.

August 1909.

1. Die Bundesfeier wird unter um so größerer allgemeiner Teilnahme abgehalten, als sie auf einen Sonntag fällt und sich der größten Gunst der Witterung erfreut. Die freisinnig-demokratische Partei feiert den Tag im Sommerkasino, Festredner war Reg.-Rat Albert Burckhardt-Finsler, Turn-, Gesang und Musikvereine verschönten den Anlaß; die Landsmannschaften sammelten sich im Saale des Basler Hofes u. s. f. Das vom Wasserfahrverein St. Johann veranstaltete Wettschwimmen auf dem Rhein klang aus in ein zu Ehren des Tages gefeiertes Nachtfest auf dem Rhein.

8. Unter günstiger Witterung geht das vom Pontonnierfahrverein Breite veranstaltete interkantonale Pontonnier-Wettfahren auf dem Rhein an der Breite vor sich.

9. Die theologische Fakultät der Universität Tübingen ernennt zum Lic. theol. hon. c. J. L. Frohnmeyer, Sekretär der Basler Mission, verdient als Malayalam-Forscher und genauer Kenner indischer Kultur.

10. Eine Nachbildung des alten gotischen Fischmarktbrunnens, in fröhlich bunten Farben bemalt, ist in der Mitte des durch den Neubau der Börse und die Anlegung der Marktgasse etwas geänderten Fischmarktes aufgestellt worden. Das ehrwürdige Original gelangte ins Historische Museum.

12. In seinem 80. Lebensjahr starb Dr. med. Adolf Hägler-Gutzwiller, einer der gesuchtesten Ärzte Basels. Über die unmittelbaren Pflichten seines Berufes hinaus hat er u. a. im Kampfe für die Sonntagsruhe und gegen die Tuberkulose Bahnbrechendes geleistet, gehörte z. B. zu den Gründern und langjährigen Leitern der Kinderheilstätte in Langenbruck und des Sanatoriums in Davos.

16. Das neue Milchgeschäft des A. C. V. im Gundeldingerquartier, das man von allen Seiten als eine Mustereinrichtung preisen hört, wird dem Betrieb übergeben.

20. Die 1. schweiz. Heimarbeitausstellung, die zuerst in Zürich vorgeführt wurde, wird mit bescheidener Feier im Stadtkasino eröffnet.

21. Die Obere Realschule veranstaltet für ihren während der Ferien im Gebirge verunglückten Lehrer Constantin Alder, dessen Leiche noch nicht aufgefunden ist, in der Pauluskirche eine Gedächtnisfeier.

21. ffg. In Basel wird das 4. eidgenössische Hornusserfest abgehalten, unter Beteiligung von etwa 2000 Hornussern. Festpräsident ist Nat.-Rat Göttisheim; das Fest spielte sich auf dem Schlachtfeld von St. Jakob ab. Die Stadt bezeigte ihre Sympathie durch Beflaggung und durch reichliche Beteiligung der Einwohnerschaft. Die Witterung erwies sich im ganzen günstig. Erste Preise gewannen die Sektionen Bigel (Goldbach), Bern, Utzenstorf und Huttwil, die ersten Einzellorbeeren Fritz Krähenbühl (Diepoldshausen), Fritz Lerch (Wynigen-Berg), August Iselt (Bigel-Goldbach) und Fritz Marti (Kirchberg).

22. Der Basler Ruderklub begeht sein 25. Stiftungsfest und veranstaltet in Verbindung damit das 3. schweiz. Dauerrudern des schweiz. Ruderverbandes über 17 km, von der Birsmündung zur Kaserne, von hier zur Saline Schweizerhall und zurück zum Start. Die konkurrierenden Vereine kamen in folgende Reihe: 1. Ruderklub Schaffhausen (1 St. 24 Min. 37 1/5 Sek.), 2. Seeklub Luzern (1. 26. 9 4/5), 3. Basler Ruderklub (1. 27. 22 1/5), 4. Seeklub Biel (1. 33. 22).

25. Der Regierungsrat entläßt Pfr. Theodor Barth, Hauptpfarrer an der Matthäuskirche, auf seinen Wunsch aus dem Dienste der evangelisch-reformierten Landeskirche.

26. Das St. Jakobsfest, das dieses Jahr unter staatlicher Leitung veranstaltet wurde, nahm ungewöhnliche Verhältnisse an. An dem Festzuge beteiligten sich nach oberfläch-

licher Schätzung 7—8000 Mann. Sein Vorbeimarsch dauerte über 40 Min. Am Vormittag hatte es geregnet. Gegen Mittag hellte der Himmel auf. Durch ein dichtes ununterbrochenes Spalier von Zuschauern bewegte sich der farbige Zug mit vielen Musiker- und Trommlerabteilungen, etwa 150 Fahnen und zahlreichen Kostümgruppen vom Klingental nach dem Schlachtfeld. Schon während der Ansprache von Nat.-Rat Rothenberger (dieser war an Stelle des in Aussicht genommenen Reg.-Rat Wullschleger eingesprungen, als die militärischen Vereine wegen des letztern Haltung vor der Militärorganisations-Abstimmung im Herbst 1907 Einsprache erhoben) begann es zu tröpfeln. Bald setzte heftiger Regen ein. Die noch stehende Festhütte des Hornusserfestes genügte als Obdach nur für einen kleinen Bruchteil der Festfeiernden. So gab es statt der geordneten Rückkehr eine regellose Flucht nach der Stadt.

31. Witterung. Die wichtigsten meteorologischen Werte dieses Monats lauten: Mittel der Temperatur 17,6°, mittleres Temperatur-Maximum 22,9°, mittleres Temperatur-Minimum 13,3°, Mittel des Luftdrucks 738,4, Summe der Niederschlagmenge 49,3 mm, Mittel der Sonnenscheindauer 7,52 Stunden. Der Monat August verlief in bezug auf die Witterung ziemlich normal, doch war sein Charakter, wie der des ganzen Sommers, unbeständig.

September 1909.

1. Die Regierung wählt zum Sekretär des Sanitätsdepartements Paul Buser von Basel.

4. Laut der endgültig verifizierten Zahlen stammen von den 142 263 Unterschriften für die Initiative zu gunsten der proportionalen Wahl des Nationalrats aus dem Kanton Baselstadt 5668.

Bei einem Bootunglück auf dem Luganersee bei Morcote finden drei Baslerinnen, die Frl. Bernet, Roth und Scherrer den Tod durch Ertrinken.

4., 5., 6. Der katholische Gesellenverein feiert seinen 50jährigen Bestand. Den Hauptaktus bildet eine Festrede von Red. G. Baumberger aus Zürich.

5. Die sozialdemokratische Partei Basels feiert mit Umzug und Reden die Erinnerung an den vor 40 Jahren in Basel abgehaltenen 4. Kongreß des Internationalen Arbeiterbundes. Einer der Teilnehmer jenes Kongresses, Nat.-Rat. Greulich, hielt vor der zahlreichen Versammlung im Kasernenhof die Hauptrede. Die Feier litt unter der Ungunst der Witterung.

11. Der „Zeppelin III", der Friedrichshafen früh 4 Uhr 50 verlassen hatte, fährt um 8 Uhr auf der Reise nach der Internationalen Luftschiffahrtausstellung in Frankfurt a. M. über Basel.

13. Das Bataillon 54 rückt unter dem Kommando von Major August Socin zu seinem diesjährigen Wiederholungskurs in Basel ein. Es verbringt die ersten Tage des Dienstes in der Stadt. Zwei Kompagnien sind in der z. T. durch Sanität in Anspruch genommenen Kaserne, je eine in der Klingentalturnhalle und in der Burgvogteihalle untergebracht.

18. Der Regierungsrat ernennt zum Professor der Kunstgeschichte Dr. Paul Schubring, Prof. an der technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg.

19. In der Morgenfrühe des Bettags stirbt 65jährig William Speiser-Strohl, als Finanzmann wohlbekannt. Er gehörte 1875—1879 dem Direktorium der Schweiz. Zentralbahn als Leiter des Finanzwesens an und dirigierte hernach die Schweiz. Eisenbahnbank bis zu deren Auflösung 1886. Seitdem widmete er sich vorwiegend dem Studium des schweizerischen Bank-, Geld- und Bahnwesens und schrieb darüber vieles. Seit längeren Jahren war er Präsident der Basler Statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft.

20. Das Bataillon 97 unter dem Kommando von Major Otto Senn rückt zu seinem diesjährigen Wiederholungskurs ein, dessen erste Zeit es in Luzern verbringt.

21. In Gießen auf der Reise stirbt 72jährig Heinrich Rappard-Gobat, seit 4 Jahrzehnten Leiter der Pilgermissionsanstalt auf St. Chrischona, ein in den christlichen Kreisen nicht nur unseres Landes wohlbekannter und hochgeschätzter Mann.

25. Das Bataillon 54 wird nach seinem im benachbarten Solothurn und Baselland zugebrachten Wiederholungskurs entlassen. — Der Regierungsrat wählt zum Stellvertreter des Direktors der Allgem. Poliklinik Dr. med. A. Gigon.

25./26. Zum Hauptpfarrer der Matthäusgemeinde an Stelle des zurücktretenden Pfr. Theodor Barth wird ohne Opposition mit 598 Stimmen gewählt der bisherige Helfer Pfr. Gustav Benz.

Der Schweiz. Turnlehrerverein hält seine Jahresversammlung in Basel ab zugleich mit der Feier des 50jährigen Bestehens des Basler Turnlehrer-Vereins. Stark besuchte Sitzungen, in denen turnpädagogische Themata lebhaft erörtert werden, wechseln mit turnerischen Vorführungen einzelner Klassen und belebten geselligen Anlässen.

29. Die Delegiertenversammlung des Arbeiterbundes wählt nahezu einstimmig zum Arbeitersekretär Ad. Gaß, bis dahin Verwalter der Typographia.

30. Witterung. Das Temperaturmittel im Monat September 1909 betrug 13,6°, das mittlere Temperatur-Maximum 17,8°, das mittlere Temperatur-Minimum 10,3°, der mittlere Luftdruck 737,8, die Niederschlagmenge 80,0 mm, die mittlere Sonnenscheindauer 5,65 Stunden. Der Monat verlief kühl und unfreundlich, die Bewölkung war stärker als normal. Die stark veränderliche Witterung hatte der Monat mit seinem Vorgänger und mit dem ganzen Sommer gemein.

Oktober 1909.

1. Das Bataillon 97 rückt nach seinem in Luzern und später in der Umgebung von Willisau und Huttwil (Divi-

sionsmanöver) verbrachten Wiederholungskurs in Basel wieder ein, um am 2. entlassen zu werden.

Zum Sekretär und Konservator des Kunstvereins an Stelle des aus Altersrücksichten zurücktretenden Emanuel Bernoulli-Müller wird gewählt Dr. phil. Wilhelm Barth.

12. Unerwartet stirbt in seinem 62. Lebensjahr E. Frey-Binder, früher Beamter der Gotthardbahn, Direktor der Zentralbahn kurz vor deren Verstaatlichung, Direktor des 2. Kreises der Bundesbahnen, Chef des Betriebswesens und ein verständnisvoller Förderer baslerischer Interessen.

14. Großer Rat. Die erste Sitzung nach den Ferien wird mit einer Anzahl Interpellationen eröffnet. Der Rat gewährt den zur Korrektion von Aeschenvorstadt und Sternengasse an deren Einmündung erforderlichen Kredit, berät in erster Lesung das Organisationsgesetz des Sanitätsdepartements durch und beschließt Eintreten auf das Organisationsgesetz des Baudepartements.

15. Vor Appellationsgericht steht der Maler Ed. Rüdisühli, der am 7. April vom Strafgericht wegen Fälschung eines Böcklinbildes und wegen Verkaufs mehrerer gefälschter Böcklinbilder zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden war. Der Prozeß macht unter Kunstfreunden Aufsehen, weil der als Böcklinkenner bekannte Prof. H. A. Schmid aus Prag vor erster Instanz und heute wieder als Sachverständiger in längerem Vortrag mit Lichtbilderdemonstrationen die Unechtheit der fraglichen Bilder nachgewiesen hat. Der Angeklagte wird vor der zweiten Instanz freigesprochen unter Auflegung der Kosten des Verfahrens.

16. An der Schifflände kommt ein Dampfer an, den die Dampfschiffahrtgesellschaft des Vierwaldstättersees in London gekauft hat und der von London direkt auf dem Seeweg und dann rheinaufwärts nach Basel gedampft ist. Er wird hier auseinander genommen und auf der Eisenbahn nach Luzern befördert.

19. In der Morgenfrühe stirbt im Alter von 62 Jahren Reinhold Schlosser-Bendel, seit über 40 Jahren hochgeschätzter gewissenhafter Lehrer an der Untern Realschule.

21. Der Weitere Bürgerrat nimmt die Mitteilung des Engern Bürgerrats entgegen, daß eine Erhöhung der Besoldungen der Beamten und Angestellten der bürgerlichen Stiftungen mit Wirkung vom 1. Januar 1909 vorbereitet sei, beschließt, daß ihm künftig ein Budget zur finanziellen Orientierung vorzulegen sei, genehmigt den Verkauf eines Stückes Spitalland an der Gotthelfstraße und erledigt 150 Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

22. Eine große Versammlung von Basler Bürgern im Musiksaal des Stadtkasinos zugunsten des Hauenstein-Basistunnels hört Referate von Ständerat Scherrer und Rud. Sarasin-Vischer (Dr. H. Blocher hatte der vorgerückten Zeit wegen auf das Wort verzichtet) und faßt einstimmig eine der baldigen Ausführung eines Hauenstein-Basistunnels günstige Resolution.

23. Im laufenden Winter sollen folgende populäre Kurse gehalten werden: 1. Dr. Emanuel Probst, Aus der Geschichte Siziliens; 2. Prof. Alb. Geßler, Franz Grillparzer; 3. Prof. Otto Spieß, Bilder aus der Geschichte der Wissenschaften; 4. Prof. Alfr. Bertholet, Das Ende des jüdischen Staatswesens.

24. An der Delegiertenversammlung des eidgen. Turnvereins in Zürich wird zum Festort für das eidgenössische Turnfest 1912 Basel gewählt. Bei der Rückkehr der Basler Delegierten am Abend des Sonntags, 24. Oktober, wird das Ereignis durch Kanonenschüsse der Bevölkerung verkündet und in den Kreisen der Turnerschaft mit einem Zug nach dem Basler Hof und einem dort begangenen Festakt gefeiert.

26. Großes Aufsehen erregt die Verhaftung des bekannten Finanziers Heinrich Wüest, der seit einigen Jahren in Binningen wohnte. Die Festnahme steht im Zusammenhang mit gerichtlichem Vorgehen gegen einige Finanzleute Berns,

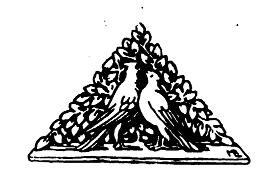
namentlich einen Demme, der früher mit Wüest zusammenarbeitete, jetzt aber sich mit ihm überworfen haben soll.

27. Das Einläuten der Messe bringt den Anfang eines in keiner Weise über den üblichen Stand sich erhebenden Jahrmarktes.

28. Großer Rat. Nach Erledigung einiger Interpellationen bewilligt der Große Rat einen Kredit von Fr. 815,000 für Erweiterung der Rheinhafenanlagen, wählt zum Untersuchungsrichter Dr. G. Wille und zum Mitgliede des Bankrates Georg Passavant; hierauf wird das Organisationsgesetz des Baudepartements weiterberaten.

Die demokratische Partei veranstaltet eine Protestversammlung gegen die Erschießung des laut den Anschuldigungen der spanischen Regierung an den Unruhen in Barcelona hervorragend beteiligten Francesco Ferrer. Die Versammlung faßt auf ein Referat von Dr. A. Huber eine Resolution.

31. Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat Oktober 1909 betrug 11,2° C, das mittlere Temperatur-Maximum 15,1°, das mittlere Temperatur-Minimum 8,1°, das Mittel des Luftdruckes 737,7, die Summe der Niederschlagsmenge 115,1 mm, das Mittel der Sonnenscheindauer 4,74 Std. Der Oktober war ein schöner, warmer Monat und brachte einen freundlichen Nachsommer nach einem im ganzen wenig erfreulichen und kühl-nassen Hochsommer.



Inhaltsverzeichnis.





